Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

Gesammelte
Novellen und Erzählungen

von

Stanislaus Graf Grabowski.

Erster Band.

Pest. Wien. Leipzig.
Hartleben's Verlags-Expedition.
1865.

Inhalt des ersten Bandes.

Am Strande.

Am Strande.

I.

Die Aequinoctialstürme tobten mit entsetzlicher Gewalt an den südlichen Küsten der Ostsee. Seit langen Tagen schon deckte ein trüber grauer Vorhang, eine zum einfarbigen, undurchdringlichen Ganzen zusammengeflossene Nebelmasse, unter der nur selten, wie die Segel am fernsten Horizonte auf der empörten Wasserflut, einzelne dunkler gefärbte Wolken pfeilgeschwind vorübergetrieben wurden, das reine Blau des Himmels, der sich für immer verhüllen zu wollen schien; eine matte röthliche Färbung bezeichnete allein die Stelle des Niederganges der Sonne, deren allgewaltige Lichtkraft dieses Mal erfolglos gegen die trübe Dämmerung ankämpfte. Ueber Land und See strich ein schneidend kalter und feuchter Windzug, zuweilen in schrillen Tönen pfeifend, Wasser und Sand in seinem rasend schnellen Fluge hoch aufwirbelnd, bald wieder in weiter Ferne in verzweifelndem Geheul, das Tausenden klagender Menschenstimmen glich, sich austobend und endlich in beinahe melodischen Klängen ersterbend; aber nur wenige Secunden Dauer hat diese scheinbare Ohnmacht — die trügerischen erschöpften Klagerufe gewinnen schnell wieder an Deutlichkeit und Kraft, bis sie zum drohenden Heulen der Wuth anwachsen, mit

der die entfesselte Gewalt des Sturmes einherbraust und Alles vernichtend niederreißt, das sich seiner Macht nicht beugt oder seiner Stärke nicht zu widerstehen vermag.

Vor uns liegt die See, die unabsehbare, bewegte Fläche, deren unbegrenzte Seite an den Himmel hinaufzureichen und in seinen grauen Nebel überzufließen scheint, während rechts und links die Biegung der Küste mit ihren fahlen gelben Sanddünen sie umarmt. Es kann kein wechselvolleres, großartigeres Bild geben als diese aufgeregte Wassermasse, die der Bewohner des Binnenlandes sich todt und einförmig vorstellt, weil er von ihren wunderbaren Reizen sich keinen Begriff machen kann. Welch ein unendliches Leben ist hier entfaltet, wo Millionen stets in Farbe und Gestalt sich verändernder tiefdunkler Wellen mit weißen, schaumgekrönten Häuptern unaufhörlich entstehen, anwachsen, mit- und durcheinander ringen, um sich schäumend und brausend zu überstürzen und in tausend kleine Wogen zu zerrinnen, aus denen sich wieder riesenhafte Fluten aufthürmen; nicht einen Moment des Stillstandes, der Gleichförmigkeit gibt es in diesem Kampfe des mächtigen Elementes, dessen Großartigkeit man erst annähernd zu ermessen vermag, wenn man sieht, wie es die gewaltigen, starken Gebäude, durch die das Genie des Menschen ihm seine Herrschaft aufzuzwingen versucht, spielend auf seinem Rücken von einem Wogenkamme zum andern trägt, sie bald federleicht zum Himmel aufschleudert, bald in die zwischen den Wogen gähnenden Abgründe stürzt. Und nicht dieser Anblick allein ist es, der mit ehrfurchtsvollem Staunen und banger Scheu erfüllen muß — diese aufgeregten Wasser haben eine Stimme, die mit der des Sturmes wetteifert, ähnlich dem dumpf und erschütternd weithin rollenden Donner, und der grausige Ton, der dem Ohre des Seemanns und Küstenbewohners wie die lieblichste Musik klingt und ihn, den Vertrauten der Geheimnisse des Meeres, schon oft geschreckt, oft auch schon in sanften Schlaf gewiegt hat, trägt sich weit über die Küste

fort in das Land hinein, von dessen Ebenen man nicht einmal mehr den Kampf der Wellen zu erblicken vermag. Jetzt schwebt kein Segel, wie zur Zeit der friedlichen Ruhe der Elemente, auf dem weiten Wasserraume — denn wehe dem Fahrzeuge, dem es nicht gelungen ist, vor dem Sturme den sicheren Hafen zu erreichen oder wenigstens die hohe See zu gewinnen und sich fern von dem gefährlichen Strande zu erhalten! Nur einzelne Sturmvögel, die weißbeschwingten Möven, deren widrige Schreie von Sturm und Wogen übertönt werden, wiegen sich so dicht über dem Wellenschaume, daß ihre Flügel oft in denselben tauchen; sie sind die einzigen Wesen, die sich an dem wilden Spiele der Natur ergötzen und sich wohl in ihm fühlen.

Der Strand, den wir jetzt gerade in das Auge fassen, bildet, wie schon oben erwähnt, eine Art von weitoffener Bucht; an dem einen Ende derselben zeichnen sich in unbestimmten Umrissen, wie es die düstere Luft nur gestattet, der Leuchtthurm, etwas weiter in das Land hinein die Dächer und bescheidenen Kirchthürme einer kleineren Hafenstadt gegen den Horizont ab, dann Waldung, die bald hinter den Dünen verschwindet, welche jede Aussicht auf das Innere des Landes sperren. Diese Sanddünen, hin und wieder spärlich mit farblosem Grün, sonst aber mit bräunlichem Strandhafer bedeckt, den man anpflanzte, um ihnen eine festere, durch den Wind weniger veränderliche Gestalt zu geben, sind die natürlichen Schutzwälle des festen Landes gegen die See, die sich selbst diese Hindernisse durch Jahrhunderte hindurch aufgebaut hat; von willkürlicher Form und Ausdehnung, erreichen sie oft eine nicht unbeträchtliche Höhe und bilden eine längs des ganzen Strandes fortlaufende Kette, die nur da unterbrochen erscheint, wo Menschenhände künstliche Anlagen gemacht haben oder die Natur ausnahmsweise das Land felsenartig steil aus dem Meere emporsteigen ließ. Im Allgemeinen ist dieser Strand flach, und wenn die See ruhig schläft und ihre empörten Wogen nicht bis an die Höhen hinauf-

schleudert, dann bleibt vor diesen noch eine oft bis hundert Schritt breite, spiegelglatte Sandfläche liegen, besäet mit Seetang, Muscheln und den mancherlei lebenden und todten Wundern der Tiefe, darunter dem herrlichen Kleinod dieser Küste, dem Bernstein. Dann ist dieser Strand heiter und freundlich, und vertrauensvoll setzen Menschen ihren Fuß darauf, sich an dem Anblicke der friedlichen See, die neckend oft den zarten dünnen Schaum um sie herumspült, zu ergötzen, oder den verschiedenen Beschäftigungen nachzugehen, die hier ein geeignetes Feld finden.

Der Abend war noch nicht tief hereingebrochen, aber schon herrschte eine Dämmerung, die in nicht allzuweiter Entfernung die Gegenstände dem Auge in weniger scharf ausgeprägten Formen und unbestimmterer Färbung vorführte; es mochte zwischen fünf und sechs Uhr sein. Das Toben des Sturmes hatte am Morgen dieses Septembertages ein wenig nachgelassen, aber das tiefe Rollen der See verrieth, daß es sich noch nicht ganz erschöpft habe und für die Nacht mit einem desto wüthenderen Ausbruche drohe; noch immer stürzten sich mit furchtbarem Gebrause große Wellen über den flachen Strand und spülten, allmälig zerfließend, Schaum und Seegras bis an den Fuß der Dünen hinan.

Ueber die letzteren wanderten zwei Männer, deren Kleidung sie als den höheren Ständen angehörig bezeichnete; ihr gemächlicher Schritt, den sie öfter hemmten, um mit Muße den Kampf der See betrachten zu können, verrieth, daß nicht Geschäfte sie diesen Weg führten, sondern daß sie sich wohl nur auf einem Spaziergange von dem nahen Hafen- und Badestädtchen S. aus befanden; der sorglich gewählte warme Anzug schützte sie möglichst gegen Wind und Nässe.

Beide schienen in den reiferen Jünglingsjahren zu stehen und mochten etwa von demselben Alter sein. Der Eine war von großem, kräftigen Körperbau, mit einem vollwangigen, von Wind und Wetter gebräunten und abgehärteten Gesichte, dessen unregelmäßige

und unschöne Züge durch den deutlich ausgeprägten Ausdruck von Gutmüthigkeit und Offenheit doch angenehm und vertrauenerweckend erscheinen konnten; — der Andere war zarter und kleiner gebaut, ohne daß seine mit einer gewissen vornehmen Eleganz getragene Figur dadurch an männlichem Aussehen eingebüßt hätte, sein Gesicht war feiner geschnitteu und erhielt durch ein Paar ausdrucksvolle schöne Augen und eine beinahe krankhaft erscheinende Blässe einen eigenthümlich schwärmerischen Reiz; unwillkürlich mußte man in ihm ein tiefes edles Gemüth, durch äußere Härten verletzt, vermuthen, und sich von Mitleid und Interesse zu ihm gezogen fühlen.

»Wie das wogt und ringt und tobt, als wollten sich die gähnenden Schlünde bis zum Grunde des Meeres öffnen und die Wellen seine wunderbaren Erzeugnisse zornig gen Himmel schleudern,« sagte der Große, einen Seitenblick auf das Meer werfend. »Man sollte glauben, es gälte einen Vernichtungskampf, der nur mit Auflösung aller Naturgesetze ein Ende finden kann, und der Landmensch, der die See zum ersten Male so sieht, fühlt sein Herz gewiß von Grausen krampfhaft zusammengepreßt; wir aber, die wir an der Küste geboren und erzogen worden, freuen uns des tollen Spieles, ist nur nicht gerade ein unglücklicher Segler in Sicht, denn wir wissen, daß in wenigen Tagen schon die bösen Meerfrauen ausgezankt haben und uns dann wieder mit ihren sanften blauen Augen so verlockend anschauen, als sei nicht das geringste Falsch in ihrem Herzen. Aber so sind die Weiber alle.«

Der Große lachte munter und rieb sich die erstarrten Hände; als er aber bemerkte, daß sein stummer Begleiter seiner Worte gar nicht zu achten schien, sondern in träumerisch ernstem Sinnen auf das Wasser hinausblickte, fuhr er, diesen unter dem Arm fassend, fort:

»Lassen Sie uns etwas schneller zuschreiten, Baron; bei dem schneidenden Windzuge, der hier über die Dünen weht, ist wahr-

haftig keine Zeit, sentimentalen Betrachtungen nachzuhängen. Ich möchte wetten, Sie stellen eben wieder Vergleiche zwischen See und Menschenleben oder dergleichen an, ein Thema, das von Poeten und Schriftstellern schon genügend verarbeitet worden ist.«

»Ich dachte allerdings daran, Doctor, daß dieses wilde Treiben dem unserer Gesellschaft vollständig gleicht,« erwiderte der Blasse mit leicht gerunzelter Stirn. »Wie hier eine Welle über die andere emporstrebt, schonungslos mit sich fortreißt und begräbt, die ihr nicht zu widerstehen vermögen, um sich selbst mit verstärkter Gewalt auf den höchsten Gipfel zu heben, so stürmen auch wir durch das Leben, erbarmungslos niedertretend, was uns hindert, und unserer Sinnenlust, unserer Eitelkeit kalten Blutes opfernd, was sie zu reizen vermag. Und zu welchem Ende führt dieses rastlose, wilde Streben? Sehen Sie, wie die mächtigen Wellen, die den Kampfplatz behaupten zu können träumten, alle ein Ziel erreichen, den Strand, an dem sie in brausendem Sturze zerschellen, um leise und spurlos zu zerrinnen.«

Der Doctor blickte den Sprecher einen Augenblick sehr ernst und fast besorgt an; dann meinte er:

»Ich kenne dieses ruhelose Streben, Gott sei Dank, nicht, und ich bedauere Jeden, der sich von seinen Leidenschaften zu ihm fortreißen läßt, um immer unzufrieden und unglücklich zu sein. Mir genügt die bescheidene Wirksamkeit, die ich nach einer mühevollen Jugend in S. gefunden habe, und mir bleibt nur noch ein Wunsch, den ich schon öfter gegen Sie aussprach, eine treue Lebensgefährtin zu finden, die mit meiner Denkweise sympathisirt und meine kleine Häuslichkeit mir lieb und werth zu machen versteht. Sie, Baron, haben noch nie so schwer mit der Ungunst äußerer Verhältnisse zu kämpfen gehabt, wie es bis vor Kurzem bei mir der Fall war, und — verzeihen Sie mir die Offenheit, zu der mich unsere Freundschaft berechtigt, — ich glaube, Sie machen sich eines gefährlichen Unrechts gegen sich selber schuldig, wenn Sie mit dem

Geschicke hadern zu können meinen, das bisher Ihren hochgespannten Erwartungen und Hoffnungen nicht vollkommen entsprochen hat. Sie sind reich, Sie haben in früher Jugend schon alle Genüsse des Lebens gekostet, und es eröffnen sich Ihnen die herrlichsten Aussichten für die Befriedigung Ihres Ehrgeizes; was Sie noch nicht erreicht haben, liegt offen vor Ihnen, und mit ruhigem, sicheren Blick, mit gemäßigtem, festen Schritt kommen Sie eher an das Ziel, wenn Ihre Wünsche es nicht übermäßig hoch aufgesteckt haben, als in dem ungezügelten Jagen, das den Fuß leicht straucheln machen und das Auge verblenden kann.«

»Sie verstehen mich nicht, Doctor,« sagte der Andere in einem Tone, der halb traurig, halb empfindlich klang.

»Vergeben Sie meiner herzlichen Theilnahme die Worte, die gewiß nicht die Absicht hatten, Sie zu verletzen,« bat der Doctor. »Ich verstehe die Ausbrüche augenblicklicher Bitterkeit besser, als sie Andere, die Sie weniger kennen, sich deuten müßten; dafür bürgt Ihnen meine unwandelbare Freundschaft. Sie sind nicht der kalte Egoist, als welchen Sie sich selbst öfter darzustellen lieben, wenn die innere Unzufriedenheit nach einem Ableiter sucht; viele edle Züge haben es mir bewiesen und Ihnen zuerst meine Achtung, dann, als Sie selbst mich Ihres Entgegenkommens würdigten, meine Freundschaft erworben.«

Ein halblauter Ausruf der Ueberraschung unterbrach den Doctor; der Baron, der während seiner Worte starr auf die See hinausgeblickt hatte, deutete auf einen in weiter Entfernung von den Wogen umhergeschleuderten dunklen Gegenstand, der sich in der Dämmerung nicht deutlich kenntlich machte und zuerst auch der Aufmerksamkeit des Andern entging.

»Für was halten Sie jenen schwarzen Punct dort, Doctor? Sollte es nicht gar ein kleines Fahrzeug sein, das dem sicheren Untergange zutreibt?«

Der Doctor bedurfte geraumer Zeit, ehe er den schwarzen hin-

und herwogenden Punct auf den dunklen Wellen zu unterscheiden vermochte; dann stimmte er seinem Freunde bei, meinte aber beruhigend, jenes Boot könne von einer andern Stelle des Strandes losgetrieben oder als unbrauchbar von einem fernen Schiffe aufgegeben sein, jedenfalls scheine es keine Menschen zu enthalten. Schnelleren Schrittes gingen Beide weiter, während die Augen des Barons sich noch oft mit ängstlich gespannter Aufmerksamkeit auf jenen Punct richteten, als könne er sich nicht von dem Gedanken trennen, dort gehe etwas Bedeutungsvolles, Schreckliches vor sich.

Bei einer scharfen Biegung des ungebahnten Weges, den unsere Wanderer verfolgten, änderte sich die einförmige Scenerie plötzlich auf eine überraschende Weise. Kaum hundert Schritte hinter den Dünen lagen einzelne Häuser eines nicht unansehnlichen Fischerdörfchens, das sich mit seinen von einander gesonderten Gehöften eine ziemliche Strecke landeinwärts bis an die finsterblickende Nadelholzwaldung ausdehnte; mit wenigen Ausnahmen waren es kleine ärmliche Hütten, leicht von Fachwerk und Lehm erbaut, mit Stroh oder grauen Schindeln gedeckt, jede umgeben von einem nachlässig durch Zäune abgeschlagenen kleinen Hofe, den mancherlei zum Fischfange erforderliche Geräthschaften in wirrem Durcheinander füllten; zwischen ihnen waren Stangen eingegraben, an denen man Netze ausgespannt hatte, zum Theil auch bestimmt, die Leinen mit getrockneten Fischen zu halten. Das Ganze, ein Bild rauhen Naturlebens und entbehrungsvoller Aermlichkeit, machte einen um so weniger gemüthlichen und anziehenden Eindruck, als die gelbe Dämmerung es noch grauer und todter darstellte und die kalte Witterung unwillkürlich daran erinnerte, welchen geringen Schutz diese schwachen, halb verfallenen Wände vor ihr zu bieten vermöchten. Einem solchen Fischerdorfe, dessen armselige, abgehärtete Bewohner auf jeden freundlichen und ermunternden Reiz des Lebens verzichten und sich begnügen müssen, in gefahrvoller Arbeit dem Meere den eigenen täglichen Unterhalt abzu-

ringen, fehlen die sorgsam gepflegten Blumen- und Gemüsegärten, die in dem elendesten Binnendorfe doch wenigstens hin und wieder zu finden sind, die saftgrüne Saat oder die vom leichten Winde bewegten gelben Kornfelder in nächster Umgebung, die hier ein feinkörniger weißer Sand, spärlich mit traurigen Erzeugnissen der Vegetation bedeckt, ersetzen muß; man begreift bei diesem Anblicke schnell, daß hier auch ein anderer Menschenschlag wohnen muß, kräftig, trotzig, vielleicht roh, aber jedenfalls frei von den Gebrechen verweichlichender Civilisation.

Diese Menschen, sicherlich der bei Weitem größere Theil der Dorfeinwohnerschaft, stehen jetzt in dichten Gruppen auf und zwischen den Dünen um die Böte herum, die man hoch auf den Strand hinaufgezogen hat, um ihr Fortschwemmen durch die Fluten zu verhindern; sie Alle — Männer von nervigem, breiten Körperbau mit verwegenen braunen Gesichtern, die geölte Leinwandjacke auf dem Leibe, den schwarzen Südwester mit tief in den Nacken hinabfallender Krämpe auf dem Kopfe, getheerten hohen Stiefeln an den Füßen, Weiber jeder Altersstufe in kurzen Friesröcken, mit einem turbanartig um den Kopf gewundenen Tuche — sie Alle scheinen von einer Idee ganz in Anspruch genommen zu werden, und diese muß eine sie im höchsten Grade interessirende sein, denn unverwandten Blickes spähen sie in die wilde See hinaus, decken die Hände wohl über die Augen, um schärfer eine bestimmte Richtung innehalten zu können, und während keiner von ihnen die lautlose Stille der höchsten Spannung durch ein Wort zu unterbrechen wagt, haben viele der alten Seebären die kurzen Thonpfeifen aus dem Munde genommen und achten nicht darauf, daß sie allmälig verglimmen. Besonders in die Augen fallend ist aber eine Gruppe, auf die sich öfter auch die Augen der Anderen richten und zwar mit einem Ausdrucke lebhafter, augenscheinlich trauriger Theilnahme; sie hat sich an einem der auf den erhöhten Strand gezogenen Böte gebildet.

Ein greiser Seemann mit sorgengefurchter Stirn, deren Falten sich in diesem Augenblicke noch tiefer zusammenzuziehen scheinen, mit langen, im Winde flatternden weißen Haaren, die unter der schwarzen Sturmkappe hervordringen, steht gebückt vor dem Boote, auf dessen Rand er ein langes, anscheinend schon sehr abgenutztes Fernrohr gestützt hat, und blickt unverwandt da hindurch auf die See hinaus; die ihn umgebenden drei bis vier jüngeren Männer, hohe, muskulöse Gestalten, verfolgen mit unbewaffnetem Auge bald dieselbe Richtung, bald blicken sie wieder auf den Alten, als erwarteten sie gespannt, das Resultat seiner Forschung zu vernehmen. Einer von ihnen winkt mit einer beschwichtigenden Handbewegung der alten Frau zu, die mit schlaff herabgesunkenen Armen und gefalteten Händen regungslos dabeisteht und auf deren Gesicht sich eine hoffnungslose Verzweiflung kundgiebt, die bereits einen wilden Ausbruch überstanden zu haben scheint; sie jammert nicht, sie seufzt nicht einmal leise, aber über ihre bleichen Wangen rollen, ihr unbewußt, große Thränen aus den glanzlos starren Augen. Neben ihr, sie mit einem Arme umschlingend, dasselbe Bild des herzzerreißenden Schmerzes, steht ein junges, in grobe und einfache Stoffe, aber mit vieler Sorgsamkeit gekleidetes Mädchen, während ein anderes, unzweifelhaft die Schwester, am Boden kniet, mit beiden Händen das Gesicht bedeckt und bitterlich schluchzt.

»Es ist ein Boot — muß 'ne Sturzsee bekommen haben und gekentert sein,« entscheidet endlich der Alte und schiebt mit einem nicht zu unterdrückenden Seufzer das Fernrohr zusammen. »Der Pavel und der Theuer werden's gerade nicht sein; aber der liebe Herrgott mag sich der armen Burschen und ihrer Weiber und Kinder erbarmen und ihnen ein scharfes Auge und 'nen kräftigen Arm geben. Geht zu Hause, Frau, mit Euren Mädchen und macht den Kerlen mit Eurem Heulen das Herz nicht weich und schwach; 's muß gehandelt werden, denn es ist Christenpflicht, zu helfen

und zuzusehen, ob sich nicht Einer noch an den alten Planken angeklammert hält.«

Diese Worte, in dem breiten, platten Dialecte jenes Küstenstriches gesprochen, machten auf die Frauen keinen anderen Eindruck, als daß sie von Neuem in ein lautes, verzweifelndes Weinen ausbrachen, ohne sich von der Stelle zu rühren; die Männer dagegen, die einen bedeutungsvollen Wink von dem Alten erhalten hatten, blickten bald fragend aufeinander, bald kopfschüttelnd in die See hinaus; augenscheinlich unschlüssig, wie sie sich verhalten sollten, gingen sie flüsternd und langsam einem der angeschlossenen Fahrzeuge zu und schienen Anstalten treffen zu wollen, dasselbe flott zu machen. Es war klar, daß sie es für nöthig hielten, in die See hinauszugehen, um jenes bemerkte Boot aufzusuchen, daß sie aber andererseits auch die bedenkliche Gefahr, der sie sich selbst dadurch aussetzen mußten, scheuten. Ein paar unzufriedene, mahnende Worte des Alten, der in hohem Ansehen bei ihnen zu stehen schien, vermochten ihr Werk nicht sehr zu beschleunigen.

»Was gibt's hier, Leute? — Ist irgend ein Unglück geschehen?« fragten der Doctor und Baron gleichzeitig, schnellen Schrittes zu den ihnen zunächststehenden Dorfbewohnern tretend.

Diese blickten sie einen Augenblick verwundert und scheu an, als hegten sie gerade kein besonderes Vertrauen zu den städtisch gekleideten Männern, dann deutete Einer mürrisch auf die weinenden Frauen und meinte in seinem beinahe unverständlichen Deutsch:

»Es sind blos zwei Gatten und Väter heute Morgen in ihrer Sloop ausgegangen zum Fischen, weil's den Anschein hatte, als wolle das Wetter ruhiger werden, und wir meinen, das da wäre ihr Fahrzeug, und der alte Daniel meint's auch, und der hat 'nen sichern Blick. Das da sind die Weiber vom Theuer, und die Paveln mit ihren drei Würmern ist gar nicht 'mal zu Hause, sondern heute in der Stadt.«

»Mein Gott, das ist ja schrecklich,« meinte der Doctor, der

erbleicht war. »Könnten die Leute sich denn nicht noch gerettet haben?«

»'S wär' möglich, daß sie noch am Kiele hängen,« erwiderte der Fischer achselzuckend; »aber ich glaube, wir können immer ein Vaterunser für ihre armen Seelen beten; — schaden kann's so wie so nicht.«

»Wollt Ihr denn nichts thun, einen Rettungsversuch zu wagen?« fragte der Baron beinahe heftig.

»Bei dem Wetter, junger Herr?« meinte der Fischer und verzog sein rauhes Gesicht zu einem Lächeln, das der Unwissenheit des Landmenschen gelten sollte. »Der alte Daniel will's zwar auch, aber ich denke, 's ist unnütze Mühe und könnte leicht noch ein paar Menschenleben mehr kosten. Wenn's die jungen ledigen Burschen wagen wollen — meinetwegen!«

Der Mann steckte ruhig wieder seine Pfeife in den Mund, die Hände in die Hosentaschen und drehte den beiden Städtern den Rücken zu; er meinte ihnen schon mehr als genügende Auskunft gegeben zu haben.

»Entsetzlich!« seufzte der Doctor. »Sehen Sie, Baron, die Leute machen wirklich ein Boot los, um auf die wüthende See hinauszufahren, aber ihre Hantierungen gehen nur langsam von Statten; man kann es ihnen nicht verdenken, daß sie ihr Leben nicht an einen so ungewissen Zweck setzen wollen.«

»Leben!« wiederholte der Baron, dessen Augen in belebtem Feuer bald über das Wasser, bald über die Arbeit am Strande geschweift waren, im verächtlichen Tone. »Wie diese armselige Creatur, die nichts zu verlieren hat, an diesem Worte hängt! Lassen Sie uns einmal hören, was es dort giebt.«

Allmälig bildete sich ein dichter Knäuel des Fischervolkes um das flottzumachende Boot, das bereits so weit herabgezogen worden war, daß es die Wellen schon ein wenig hoben; lautes Stimmengewirr verrieth, daß es dort einen Streit gäbe. Der Baron

und sein Freund drängten sich durch den dichten Haufen. Die jungen Männer, die von Anfang an schon keine rechte Lust bezeigt hatten, das Wagestück zu unternehmen, waren jetzt noch von ihren Angehörigen bestürmt worden, es zu unterlassen; das kam ihnen selbst erwünscht, und mit wenigen Ausnahmen weigerten sie sich, ungeachtet des Fluchens und Scheltens des alten Daniel, das Fahrzeug zu besteigen; den Thränen und flehentlichen Bitten der Familie des einen Verunglückten setzten sie nur ein stummes Kopfschütteln und Achselzucken entgegen, während der Streit mit den wenigen Andersgesinnten schnell in Thätlichkeiten überzugehen drohte.

»Seid Ihr überzeugt, Mann, daß die beiden Unglücklichen noch zu retten sind, wenn dieses Boot auf die See hinausgeht?« fragte der Baron den alten Daniel, sich schnell an ihn hinandrängend.

»Ach was, überzeugt? — Unsinn!« wandte sich der Greis, den der Zank schon heftig aufgeregt hatte, an ihn. »Meint Ihr, Herr, daß ich auf 'ne Meile in See hinaus bei der Dämmerung 'ne Stecknadel zu unterscheiden vermag? — Wissen kann ich's freilich nicht, aber ich sage, es ist eine Sünde und Schande für nen ordentlichen Seemann, keine Courage zu haben und vor seinen Augen vielleicht zwei Menschen ersaufen zu lassen, die obenein seine guten Freunde und Nachbarn sind; seht die Weiber hier an, Herr, und sagt, ob Einem bei ihrem Geheul nicht das Herz brechen muß. Ich bin ein alter Kerl von fünfundsechszig Jahren und gehe mit hinaus; warum sollen's die jungen Burschen nicht riskiren?«

Der Baron war in der lebhaftesten Erregung; ohne dem polternden Alten etwas zu erwidern und ohne dem Freunde seine Absicht mitzutheilen, zog er ein Portemonnaie hervor und rief laut:

»Jedem Manne fünf Friedrichsd'or, der sich entschließen will, die gefährliche Fahrt mitzumachen!«

Ein augenblickliches Schweigen erfolgte, dann lief ein leises Gemurmel des Staunens durch die Versammelten; die guten

Leute begriffen nicht, wie der Fremde dazu komme, für die Rettung zweier der Ihrigen, die er sicherlich in seinem Leben noch nie gesehen hatte, einen ihnen so unverhältnißmäßig hoch erscheinenden Preis zu bieten; die Meisten waren geneigt, seinen Worten gar keinen rechten Glauben zu schenken, bis das verlockende Gold offen vor ihren Augen blitzte.

Endlich wagte einer der jungen Leute den Versuch, zog ehrerbietig den Hut und erklärte sich bereit, das Boot zu besteigen, obgleich er aber sofort das versprochene Geld erhielt und es frohlockend einem der Zurückbleibenden zur Aufbewahrung übergab, fand sein Beispiel doch keine Nachahmung, denn als wolle der Sturm des großmüthigen Anerbietens des Barons spotten, erhob er gerade jetzt wieder so laut seine Stimme, daß die des Letzteren übertönt wurde. Angstvoll klammerten die Frauen sich an ihre Männer, die Schwestern an die Brüder, und man vernahm sogar Redensarten wie:

»Laßt ihn selbst gehen und sein Leben auf das Spiel setzen. Was kümmert den reichen Mann das Gold? Wir haben nur unser Leben und verkaufen es nicht.«

Ein altes Weib meinte sogar halblaut zu den Umstehenden:

»Der Teufel ist es, der Euch verlocken und um Eure Seelen betrügen will; morgen wird sein Gold sich in glühende Kohlen verwandelt haben.«

»Lassen Sie ab, bester Baron,« bat der Doctor dringend, sich vergeblich bemühend, seinen Freund am Arme mit sich fortzuziehen, »man schlägt Ihr edles Anerbieten aus; — ich kenne diese Menschen, sie sind störriger, als Sie meinen, und man wird Ihnen Ihre gute Absicht sogar zum Vorwurf machen.«

Inzwischen forderte der alte wackere Daniel unter Zureden und Verwünschungen noch immer auf, in das Boot zu steigen, ehe es zu spät zu jedem Rettungsversuche würde; die Frau des Verunglückten, deren thränenvolle Augen einen Moment lang in wie-

dergewonnener Hoffnung aufgeleuchtet hatten, war jammernd in sich zusammengesunken und wurde von ihrer einen Tochter unterstützt, während die andere, die vorher schon weniger ihre Fassung zu bewahren vermocht hatte, vor dem Baron kniete, sich an ihn anklammerte und mit stummen Flehen ihre großen dunklen Augen wie zu dem einzigen Retter in der furchtbaren Noth zu ihm aufschlug.

»Ihr sollt nicht meinen, Leute, daß ich Euch in den Tod hinausjagen und kaltblütig zusehen will, wie Ihr mit den Wellen ringt,« rief der Baron mit flammenden Augen, sich heftig von dem Arme des Doctors losreißend. »Ich bin nicht Seemann, aber ich fürchte mich nicht, wo es die Rettung zweier Menschen gilt; ich begleite Euch. Wie viel Ruderer braucht Ihr, alter Seelöwe?«

Schon hatte sich der Jüngling, dessen bleiche Wangen sich in edler Begeisterung rötheten, in das hin- und herwogende Boot geschwungen; mit einer gebieterischen Handbewegung hielt er den Doctor zurück, der sein Beginnen hindern wollte. Der alte Daniel stand einen Augenblick betroffen da, dann zog ein freundliches, befriedigtes Lächeln über seine starren Züge.

»Sechs gewandte Männer, Herr,« erwiderte er, sich fragend in dem Kreise der Fischer umblickend; »aber Ihr könnt trotz Eures guten Willens wahrhaftig kein Ruder führen, denn dazu ist Euer Arm zu schwach, und bei der hohen See gehört eine langerprobte Geschicklichkeit dazu.«

Auch auf die übrigen Versammelten hatte die unerwartete Entschlossenheit des vorher verachteten Städters einen eigenen Eindruck gemacht; wie das des alten Daniels, so klärten sich schnell alle Gesichter auf, und das dumpfe, unfreundliche Murren verstummte.

»Ihr seid ein Engel Gottes,« stöhnte die alte Frau und bedeckte die Hand des Barons, die dieser ihr vergeblich sanft zu entziehen strebte, mit heißen Küssen.

»Ich gehe mit — ich will mich von einem Landmenschen, wenn er auch ein noch so vornehmer Herr ist, in unserem eigenen Handwerke nicht beschämen lassen,« sagte zuerst ein kräftiger Bursche und stieß das ihn umklammernde Frauenzimmer ziemlich unsanft von sich.

Im Augenblicke meldeten sich mehr als sechs Männer, deren der Alte nur zu bedürfen meinte. Der Baron trieb zur Eile, dazwischen immer wieder den Doctor abweisend, der seine Versuche, ihn umzustimmen, noch nicht aufgegeben hatte. Als er den Männern, die jetzt schnell das Boot bestiegen, das versprochene Gold reichen wollte, damit sie es ihren Angehörigen zurücklassen könnten, meinte der Eine mit einer entschieden abwehrenden Handbewegung:

»Danke Euch, Herr, — ist nicht mehr nöthig. 'S ist Christenpflicht, wie der alte Daniel sagt, und Ihr thut's ja auch umsonst.«

Die Andern stimmten ihm bei; die Leute waren ganz verändert, seitdem ihr Ehrgefühl einmal so mächtig angeregt worden.

»Vertheilen Sie es unter die Familien dieser wackeren Männer,« rief der Baron dem Doctor zu und drückte ihm die Börse in die Hand.

Dienstfertig schoben die zurückbleibenden Männer, die sich jetzt fast zu schämen schienen, das kleine gefüllte Fahrzeug ein paar Schritte weiter in das Wasser, die Ruderer setzten starke Stangen gegen den Grund, um es abzustoßen und ergriffen dann, sich blitzschnell auf ihre Plätze niederlassend, die langen schweren Riemen — eine daherbrausende Welle hob das Boot und drohte beinahe es umzuwerfen; dann war es flott und drang, von dem Schaume der Brandung hoch umspritzt, kühn in das Wellenchaos hinein; der alte Daniel hielt mit fester Faust das Steuer, der Baron saß kaltlächelnd neben ihm und winkte seinem bestürzten Freunde mit der Hand ein Lebewohl zu.

Angstvoll blickten Hunderte von Augen den kühnen Schiffern

nach, die mit sichtlicherr Anstrengung alle Kräfte sich über die gegen den Strand anstürmenden Wellen fortzuarbeiten suchten; zuweilen schien es, als sollten ihre Bemühungen erfolglos bleiben und als gewännen sie keinen Schritt weiter auf der gefahrvollen Bahn; dann wieder hob ihr Fahrzeug sich so gewaltig, daß sein schwarzer Kiel über den Wellen zu schweben schien, und fuhr mit erschreckender Schnelligkeit in die Tiefe hinab, wo es, von Schaum umsprüht, secundenlang den Augen ganz entschwand. Die Fischer mochten diesen Kampf schon oft vor Augen gehabt haben, und verstanden sie seine Gefährlichkeit auch am besten zu ermessen, so erschütterte er sie doch nicht so tief als den Doctor, der nicht im Stande war, seine Blicke länger darauf zu richten; mit einem tiefen Seufzer wandte er sich von dem grausigen Schauspiele ab, dessen wechselnde Scenen ihm bald der Freuderuf, bald das ängstliche Verstummen der Umstehenden verkündete.

»Wer ist der brave junge Herr, den Gott segnen möge, da er ein Herz für uns arme Leute hat?« fragte der Mann, der vorher dem Doctor so kurze Auskunft gegeben hatte, jetzt aber die lebhafteste Theilnahme zu fühlen schien.

»Baron von Seldern, Diplomat, aus B.,« erwiderte der Doctor, der jetzt gar nicht daran dachte, wer eigentlich die Frage an ihn gestellt habe.

Der Mann riß die Augen weit auf, denn wenn er sich von dem Stande des Barons auch keine Vorstellung zu machen vermochte, so leuchtete ihm doch ein, daß derselbe den höchsten Classen der Gesellschaft angehören müsse.

»Da war er wohl drüben in S. im Bade?« fragte er neugierig weiter; »aber die Herrschaften sind ja um diese Jahreszeit schon alle wieder fort?«

»Ja, er ist kränklich — er wollte in diesen Tagen auch abreisen,« meinte der Doctor kurz. »Wie steht es jetzt mit dem Boote, Mann? — Mein Gott, das kann kein gutes Ende nehmen!«

Das Boot war schon über die stärkste und gefahrvollste Brandung hinaus; draußen waren die Wellen länger, auch höher, aber doch brachen sie sich nicht so kurz und gewaltig; die weite Entfernung und die immer tiefer niedersinkende Nacht verhinderten, die menschlichen Gestalten in dem Fahrzeuge zu erkennen, das sein Ziel bald erreicht hatte; schon schienen die beiden schwarzen Puncte nahe neben einander zu liegen.

Eine peinliche Stunde war den am Strande Wartenden vorübergegangen; es war so finster geworden, daß man nicht mehr weit genug in die See hinausblicken konnte, um die beiden Böte im Auge zu behalten, ein Grund mehr, die allgemeine Unruhe zu steigern, die sich schon in lauten vielstimmigen Klagen zu äußern begann; den meisten dieser Leute waren die in See Gegangenen ja verwandt oder nahe befreundet. Dennoch wagte jetzt Niemand mehr dem Anstifter der kühnen Fahrt einen Vorwurf zu machen, und aus den meisten Herzen stiegen wohl dieselben heißen Gebete für ihn wie für die Seeleute empor; aber die zuerst schon beklagte Familie war jetzt vergessen, und vielleicht fand ihr Schmerz in der allgemeinen Angst auch einen schwachen Trost.

»Da sind sie! — Sie kommen glücklich zurück!« ertönt jetzt jubelnd eine Stimme, und schnell wird der Ruf von mehreren wiederholt. Eine lebendige Bewegung kommt unter den ganzen Haufen; man hat in der Angst noch nicht daran gedacht, Vorbereitungen für die schnellere und gefahrlosere Landung der Zurückkehrenden zu treffen; jetzt aber stürzen die Männer eilfertig den nächsten Häusern zu, starke Taue zu holen, die man Jenen zuwerfen und sie damit an den Strand durch die tolle Brandung ziehen will. Schon läßt sich wahrnehmen, daß das ausgegangene Boot am langen Tau ein anderes, das draußen bemerkte umgestürzte, hinter sich herzieht; aber jetzt schlagen die Herzen der Einzelnen auch wieder lauter und ziehen sich angstvoll zusammen, denn die nächsten Augenblicke werden entscheiden, ob auch Alle wieder wohl-

behalten heimkehren, oder ob das wüthende Meer sich ein oder ein paar Opfer über Bord gerissen hat. Die Angst gibt der Sehkraft eine doppelte Tragweite, der Ruf des Einen: »Es sind ihrer Acht, wie sie ausgingen!« wird jubelnd begrüßt.

Den Anstrengungen von beiden Seiten gelingt es endlich, durch ein Tau die Verbindung zwischen einander zu knüpfen, gleich darauf wirft eine Woge das Fahrzeug auf den flachen Strand, und gewandt springen seine Insassen heraus und drücken, von stummer Rührung tief bewegt, ihren Verwandten und Freunden die Hand. Der alte Daniel schüttelt sich das Wasser aus den weißen Locken, stößt einen derben Seemannsfluch aus und gibt dann sogleich Anordnungen für die Herausschaffung des gemachten Fundes.

»Ihr habt Euch wacker gehalten, junger Herr,« sagt er dazwischen mit einem fast zärtlichen Blicke auf den ganz durchnäßten Baron, dem er kräftig die Hand geschüttelt hat, »und Ihr könnt daheim etwas erzählen von See und scharfer Brise, denn 's war wahrhaftig kein Kinderspiel, heute dagegen aufzukommen. Da sind die Weiber von Theuer noch,« unterbrach er sich dann, die Stimme dämpfend; »geht zu ihnen, Herr, und sprecht zu ihnen — Ihr werdet's besser verstehen als Unsereiner; sucht nur sie nach Hause zu schaffen.«

Der Baron begrüßte sich eben mit dem Doctor, der den vor Frost zitternden, todtblassen Freund beschwor, sich ohne Verzug in eines der nahegelegenen Häuser zu begeben; die Aufforderung des Alten schien ihm selbst nicht sehr gelegen zu kommen, aber doch folgte er ihr, nachdem er dem Doctor eine kurze Erklärung gegeben hatte, und schritt auf die Frauen zu, die angstvoll fragten, ohne in dem allgemeinen Freudensturme eine Antwort zu erhalten.

Aber auch dieser fand durch eine erschütternde Mittheilung der eben Zurückgekehrten ein schnelles Ende; leise, denn Jeder

fürchtete sich, der Verkünder der Schreckensbotschaft zu sein, gingen die Worte umher:

»Es ist Theuer's Sloop, die sie gebracht haben; sie war gekentert, und Keiner hat sich gerettet.«

Das war es, was der Baron der jammernden Familie des einen Verunglückten mittheilen sollte, fürwahr eine peinliche Aufgabe, durch die eigenen Worte Anderer Herzen zu brechen, und Herzen hatten diese Menschen — das war ihm aus manchen Aeußerungen klar geworden, die in der eben durchlebten Stunde der Gefahr den trotzigen Seeleuten, vielleicht wider ihren Willen, entschlüpft waren, während die weichere Regung des Gefühls sie nicht hinderte, die Arme kräftig zu gebrauchen, und das scharfe Auge nicht trübten.

Kaum hatten die drei in ahnungsvoller Verzweiflung umherfragenden Weiber den jungen Mann erblickt, so stürzten sie auf ihn zu und verlangten unter einer Flut von Thränen die Wahrheit zu erfahren; ihnen erschien er wie der einzige an ihrem Geschicke Theilnehmende, wie der helfende Engel, der schon einmal Trost in ihre wunden Herzen gegossen hatte.

»Seid ruhig, gute Frau und Ihr Mädchen,« ermahnte der Baron mit leise zitternder Stimme; »wenn Ihr mich in Eure Wohnung führen wollt, so sollt Ihr hören, was uns zugestoßen ist und welche Hoffnung ich noch auf die glückliche Wiederkehr Eures Gatten und Vaters setze.«

»Das Boot, Herr, — ist es Theuer's Sloop gewesen, die, welche die zwei Rosen am Stern führt?« jammerte die alte Frau, sich fest an des Jünglings Arm klammernd. »Seid barmherziger wie alle diese Menschen, und sagt uns gleich, was wir doch bald erfahren müssen.«

»Ich habe die zwei Rosen nicht gesehen, Frau, ich schwöre es Euch. Laßt uns zunächst in Euer Haus gehen, denn Ihr seht, meine Kleider sind von dem Wasser ganz durchdrungen und ich

zittere vor Kälte an allen Gliedern. Faßt Euch und tragt mit Demuth, was der Himmel Euch zuschickt.«

Die Frauen mußten einsehen, daß sie auf diese Weise nie zu der ersehnten Mittheilung gelangten, und wenn die Trostesworte des Fremden ihre bangen Ahnungen auch schon fast zur Gewißheit machten, so waren sie doch gerade in diesem Augenblicke zu schwach, seinem entschiedenen Verlangen länger zu widerstehen; deshalb folgten sie seinem Gebote umsomehr, als sie in ihm beinahe ein übermenschliches, ihnen in dieser Angst vom Himmel herabgesandtes Wesen zu erblicken glaubten.

Zwei Stunden später erst verließen der Baron und der Doctor das ärmliche Haus der Wittwe, in dem eine wort- und thränenlose Trauer an die Stelle der wilden, verzweifelnden Schmerzensausbrüche getreten war; Beide hatten den ganzen Rest der Baarschaft, die sie bei sich trugen, zurückgelassen, und achteten an diesem Abende die unglücklichen Frauen auch nicht darauf, so ließ sich schon aus der ganzen elenden Ausstattung des Hauses die Ueberzeugung gewinnen, daß das Geld, indem es vor dem bittersten Mangel schützte, anderen Tages als ein nicht unerheblicher Trostesgrund angesehen werden möchte. Ueber die näheren Verhältnisse der Familie hatten die beiden Freunde noch keine Nachrichten einziehen können, denn die Frauen waren zu aufgeregt, in diesen schweren Stunden solche zu geben; aber die beiden Städter hatten sich versprochen, in den nächsten Tagen dem Fischerdorfe wieder einen Besuch zu machen, und die stummen, aber beredten Blicke der alten Frau und ihrer Töchter hatten ihnen dafür gedankt.

Es verging eine geraume Zeit, ehe die beiden Freunde ein Wort mit einander wechselten; in sinnende Träumerei versunken, traten sie den Heimweg an und schritten, da die Nacht jetzt wirklich angebrochen war, schnell dem Städtchen, aus dem sie gekommen, zu.

»Wie groß und edel Sie sich heute wieder gezeigt haben,«

begann endlich der Doctor, die Hand des Freundes ergreifend und warm drückend. »Meinen Sie nicht, daß alle diese Menschen, die wir so eben verlassen haben, vor Allem der wackere alte Seemann und die unglücklichen Frauen, mir begeistert beistimmen würden, wenn ich wiederholte, was ich schon auf dem Herwege aussprach, daß Sie nämlich, obgleich Sie es leugnen wollen, den weichsten Gefühlsregungen zugänglich und der großmüthigsten Aufopferung für Ihre Nebenmenschen fähig seien? Wer so fühlt und handelt wie Sie an diesem Abende, der trägt keine unheilbare Bitterkeit gegen die Welt und sich selbst im Herzen und muß eine genügende Belohnung in dem eigenen Bewußtsein finden, die ihn über die zerrissenen Klippen innerer Unzufriedenheit bald siegreich fortträgt.«

Der Baron schien von dieser Bemerkung unangenehm berührt zu werden; einen Augenblick schwieg er, dann versuchte er ein kurzes gleichmüthiges Lachen auszustoßen und erwiderte in erzwungen munterem Tone:

»Ihre Freundschaft, Doctor, legt Ihnen eine Binde um die Augen, die Sie hindert, klar in den Grund meiner Seele auf die Beweggründe, die mich leiteten, zu schauen; ich bin zu stolz, besser erscheinen zu wollen, als ich es in der That bin, ich schäme mich sogar der Schwäche, die Sie bei mir voraussetzen. Meinen Sie, daß ich die wenigen Goldstücke, die ich jenen Leuten gab, um zu erproben, welchen Werth, nach Pfennigen berechnet, das Leben für sie habe, nicht vermissen könne, wenn ich in dieser Nacht noch am Spieltische die zehnmal größere Summe kalten Blutes fortwerfen werde?«

»Sie sind unverbesserlich, Baron,« brummte der Doctor vorwurfsvoll. »Setzten Sie etwa auch das eigene Leben, das jedem Menschen mehr oder minder werth ist, an die bloße Absicht, Ihre Kenntniß des menschlichen Herzens zu bereichern?«

»Sie haben gehört, wie diese Elenden mir den persönlichen Muth abzusprechen wagten,« entgegnete der Baron lebhaft; »in

meinem eigenen Interesse lag es daher, sie eines Bessern zu belehren. War das nicht natürlich, Doctor?«

»Man sollte nicht glauben, daß die tiefe Verachtung, mit der Sie unsere ehrlichen Fischer anzublicken scheinen, eine Rechtfertigung irgend welcher Art vor Ihnen für nöthig befunden hätte,« meinte der Doctor lächelnd, fügte aber dann ernst hinzu:

»Weshalb diese Entschuldigungen einer edlen That, die sich so leicht widerlegen lassen? Niemand wäre über Ihre wahren Empfindungen in Zweifel gewesen, der Sie weich, tröstend und helfend in dem Hause der verlassenen Frauen gesehen hätte; wer, wie Sie —«

»Verschonen Sie mich mit der Rückerinnerung an die peinliche Rolle, die ich zu übernehmen gezwungen war,« unterbrach ihn der Baron lachend. »Wollen Sie mein Geheimniß wissen, Doctor? — aber hüten Sie sich, es zu verrathen, denn Sie könnten mir ein angenehmes Spiel verderben. Haben Sie die wunderschönen dunklen Augen des ältesten Mädchens nicht bemerkt? Ich muß bekennen, sie zogen mich unwiderstehlich an, und ich gedenke mein Versprechen, die Weiber nächstens wieder zu besuchen, allen Ernstes zu halten.«

»Pfui, Baron, wie mögen Sie nach der Scene, die wir so eben erlebt haben, mit einer Leichtfertigkeit sprechen, die nur einem ganz verdorbenen Herzen innewohnen kann?« fragte der Doctor, einen halb mißbilligenden, halb sorgenden Blick auf seinen Freund werfend. »Warum streben Sie denn danach, mich zu täuschen und die Achtung zu untergraben, die ich für Sie fühle?«

»Weil ich Ihr Freund bleiben und offen sein will,« entgegnete der Baron. »Aber brechen wir von diesem Thema ab, wenn seine Behandlung Sie unangenehm berührt; die ganze Sache ist nicht werth, daß wir uns ihrethalben nur einen Moment entzweien. Begleiten Sie mich heute Abend in das Curhaus, in dem die Bank gehalten wird?«

Der Doctor war verletzt; er entschuldigte sich kurz und mürrisch mit dringenden Geschäften. Der Baron mußte ihn verstehen, denn mit gewinnender Liebenswürdigkeit lenkte er das Gespräch in eine andere Bahn; er erschien jetzt heiter, sanft, frei von der ihn entstellenden Bitterkeit.

»Welch' ein Chamäleon!« flüsterte der Doctor kopfschüttelnd für sich, als sich Beide, in S. angekommen, trennten. »Aber die wechselnde Farbe geht nicht bis zum Grunde seines Innern. Schade um ihn!« —

II.

An einem Decemberabende desselben Jahres rollte ein leichtes, unbedecktes Fuhrwerk, mit zwei mageren Gäulen bespannt, den vom Städtchen S. nach dem Fischerdorfe durch die Nadelholzwaldung führenden Sandweg entlang. Auf dem durch mehrere Bunde Stroh gebildeten und mit einer wollenen Decke belegten Sitze im hinteren Theile des Wagens saß der Doctor Dörner, in einen warmen Pelz gehüllt, die dampfende Cigarre im Munde; die Ungeduld schien ihn vorwärts zu treiben, denn mehrmals versuchte er, wiewohl vergeblich, den vor ihm befindlichen Kutscher zu einem fleißigeren Gebrauche der Peitsche zu bewegen. Die Luft war bitter kalt und der gefrorne Schnee, der zollhoch den Boden bedeckte, knisterte scharf bei jedem Umschwunge der Räder; dennoch hatten die Reisenden sich nicht über die Ungunst des Wetters zu beklagen, denn kein Windhauch bewegte die breiten schwarzen Tannenzweige, die sich unter der Last des Schnees niederbogen, und der dunkle Himmel, an dem ein blinkendes Sternchen nach dem andern auftauchte, während das blasse Mondlicht allmälig eine gelbere Färbung annahm und die Schatten auf der weißen Decke immer schärfer abzeichnete, wölbte sich hoch und rein über die zugespitzten Häupter des Waldes.

Das eintönige Knarren der Räder, in das hin und wieder nur das Schnauben der gemächlich forttrabenden Pferde eine kurze Abwechselung brachte, hatte dem Doctor schon viel zu lange gewährt und einen verdrießlichen Ausdruck auf seinem Gesichte hervorgerufen, als in nicht allzuweiter Entfernung Hundegebell ertönte und ihm gleich darauf bei der Biegung des Weges aus dem dunklen Walde die durch die Fenster blinkenden Lichtchen des Fischerdorfes ihr Willkommen entgegenriefen. Schnell heiterte sich seine Stirn auf; die Cigarre fortwerfend, bezeichnete er dem Kutscher als Ziel der Fahrt das Häuschen der Wittwe Theuer, das er öfter zu besuchen pflegte. Eine Minute später hielt der Wagen vor dem ärmlichen, halbverfallenen Gebäude, dessen Bewohner nicht mehr dem gewöhnlichen Erwerbszweige ihrer Nachbarn, der Fischerei, nachzugehen schienen, denn in der Umgebung des Häuschens ließen sich alle die dazu nöthigen Geräthschaften wie anderswo nicht erblicken.

Mit einem Satze war der Doctor vom Wagen und gab seinem Kutscher die Anweisung, einstweilen nach dem nahen Kruge zu fahren und ihn zwei bis drei Stunden später erst wieder abzuholen. Schon öffnete sich auch der obere Flügel der Hausthür und eine Frauenstimme fragte mit unverkennbar freudigem Ausdrucke:

»Sind Sie es, Herr Doctor?«

»Ja, meine gute Guste. Ich komme spät, aber diese mageren Gäule waren nicht aus ihrem gemächlichen Tritte zu bringen. Wie geht's der Mutter?«

Der Doctor war in den engen dunklen Hausflur getreten und drückte die Hand, die ihm geboten wurde, ein wenig lange, als habe er gar nicht Lust, sie wieder loszulassen.

»Es ist keine Veränderung mit ihr vorgegangen, seitdem Sie das letzte Mal hier waren,« erwiderte das junge Mädchen, die zweite Tochter der Wittwe, ohne ihre Hand zurückzuziehen. »Mutter hat schon mit rechter Sehnsucht auf Sie gewartet.«

»Sie nicht, liebe Guste? Sie sagen, seitdem ich das letzte Mal hier war, als wären Wochen darüber vergangen, und doch haben wir uns vorgestern Abend noch gesehen.«

»Wollen Sie nicht eintreten? Mutter und Tina haben Sie schon gehört.«

Die Stubenthür wurde von innen geöffnet; hastig zog Guste ihre Hand aus der des Doctors, der mit einem herzlichen »Guten Abend, Mutter und Tina,« schnell in das erleuchtete Gemach trat.

Es war ein enges, niedriges Zimmer, einfach geweißt, ärmlich meublirt, aber mit äußerster Sorgfalt gehalten; sogar verleugnete sich ein gewisser Geschmack in der Aufstellung und Anordnung der einzelnen Geräthschaften nicht. Der Fußboden war weiß gescheuert und mit feinem gelben Seesande bestreut, die kurzen weißen Fenstergardinen schienen erst Tags zuvor gewaschen zu sein und waren so sorgfältig in Falten gelegt, als habe die kunstreiche Hand eines städtischen Tapezierers sie geordnet; das Küchengeschirr, das sich auf einem hölzernen Gestelle an einer Seite der Wand befand, war blank und reinlich und konnte fast als ein Putzstück des Zimmers betrachtet werden. An der der Thür gegenüberliegenden Wand befand sich eine Art von Nische, die ein mächtiges, mit weißen Vorhängen bestecktes Himmelbett enthielt; die alterthümliche Form desselben bezeichnete es als ein ehrwürdiges Erbstück der Familie; ein paar ebenso alte Schränke, ein roh polirter Tisch inmitten der Stube und wenige Schemel vervollständigten das Meublement, dem als Luxusartikel eine große Schwarzwälder Uhr an der Wand hinzugefügt war. Noch freundlicheren Eindruck als diese kunstlos gearbeiteten Meubel machten einige Blumentöpfe an den Fenstern, deren Pflanzen jedenfalls nicht Erzeugnisse dieses Sandbodens, sondern vom nahen Städtchen herbeigeschafft worden waren; ihren frischen Blüthen sah man an, daß ihr Gedeihen von sorgsamen Augen überwacht wurde. Das war das Wohn- und Putzzimmer der Familie Theuer, und

seine Gemüthlichkeit, wenn sie auch den deutlichen Stempel der Armuth trug, konnte in dieser rauhen, jeder freundlichen Civilisation fremden Gegend in ein angenehmes Erstaunen versetzen.

Eine trübe brennende Oellampe erhellte diesen Raum; wenn man sich an ihr unsicheres Licht gewöhnt hatte, konnte man bemerken, daß das große Himmelbett nicht leer sei, sondern daß auf ihm eine halbangekleidete, sorglich zugedeckte Frau lag, die alte Mutter Dora. Ihr Gesicht war bleich und mager, von dem Ausdrucke körperlicher Schmerzen beschattet; zum Ueberfluß bewiesen das um den Kopf gehüllte Tuch und die Medicinflaschen, die auf einem Schemel neben ihrem Bette standen, daß sie wirklich von Krankheit heimgesucht werde. Als der Doctor in das Zimmer trat, erhob sie sich halb aus ihrer Lage und blickte ihm mit Augen, aus denen die frohe Befriedigung langer Erwartung sprach, entgegen.

Die älteste Tochter, die ungeduldig eben die nach dem Flur führende Thür geöffnet hatte und jetzt den Händedruck des ersehnten Gastes warm und freundlich erwiderte, war ein Mädchen von etwa zwanzig Jahren; es ist dieselbe, die wir an dem Abende, als sie den Vater verlor, so ganz hoffnungslos und unfähig, einen Trost anzunehmen, gesehen haben. Mag der alte Schmerz noch einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen haben oder hat Tina anderen schweren Herzenskummer zu tragen — noch heute liegt eine sinnende Schwermuth, ein trüber Schatten auf ihrem blassen Gesichte, der indessen dasselbe nicht entstellt, sondern seinen Zügen einen erhöhten Reiz gibt. Diese sind nicht regelmäßig schön, nicht fein geschnitten, aber sie erhalten durch ein Paar flammende dunkle Augen, die ein tiefes, leidenschaftliches Gemüth klar offenbaren, eine Anziehungskraft, die Vielen unwiderstehlich dünken würde. Die jüngere Schwester Guste ist ein heiteres, sorgloses Kind, auf das traurige Schicksalsschläge keinen dauernden Eindruck hinterlassen zu können scheinen; sie ist beinahe hübscher wie ihre Schwe-

ster, aber es fehlt ihr der schwärmerische Ernst, der jene so anziehend und zu einer für ihren Stand ungewöhnlichen Erscheinung macht; sie ist blond, blauäugig und, was man auf den ersten Blick erräth, sanfter und ruhiger als ihre Schwester. Beide Mädchen, unter denen man sich keine sylphenartigen Wesen, wie sie über das Parquet der Ballsäle der großen Welt schweben, vorstellen mag, denn sie sind bloße Kinder der Natur, stark und kräftig, sind, wie wir sie schon das erste Mal gesehen haben, einfach gekleidet, aber sicherlich tragen sie diese groben Stoffe mit einer ungekünstelten Anmuth, die sie vor den jungen Mädchen ihres Dorfes vortheilhaft auszeichnet.

Aus den ersten vertraulichen Begrüßungen schon ließ sich entnehmen, daß der Doctor Dörner dieses Haus regelmäßig und oft besuche und sich eine freundschaftliche Stellung zu seinen Inhaberinnen erworben habe. Nachdem er in Folge des unheilvollen Ereignisses jenes Septemberabends mit dem Baron von Seldern, der sich entschlossen hatte, noch einige Zeit in S. zu verweilen, die Theuer'sche Familie wieder aufgesucht und ihr, gleich Jenem, mit Rath und That geholfen hatte, sah er sich auch nach der Abreise seines Freundes veranlaßt, dieses Haus nicht aus den Augen zu lassen und in immer kürzer werdenden Perioden zu betreten; Grund genug dazu gab der Umstand, daß die alte Wittwe, von bitterem Seelenschmerze so tief niedergedrückt, auch in körperlicher Beziehung dem harten Schicksalsschlage unterlag und von einer Krankheit befallen wurde, die ärztliche Hülfe unumgänglich nöthig machte. So konnten die Besuche des Doctors, die vielleicht noch auf einen tieferen Grund schließen ließen, wenn man die Ungeduld zu beobachten Gelegenheit fand, die ihn stets nach dem Fischerdorfe hinaustrieb, nirgends Aufsehen erregen und die Familie ihm nur zum Danke verpflichten, hätte dieselbe nicht ohnehin in ihm schon einen Schutzengel gesehen, der dem drückendsten Elende nach dem Tode des Gatten und Vaters abhalf. Der Fischfang konnte

die hülflosen Frauen nicht mehr wie ihre Nachbarn ernähren, oder eine der Töchter hätte sich entschließen müssen, einem der Anträge der jungen Leute, die sich ihrer hübschen Gesichter wegen zahlreich um ihre Hand bewarben, Gehör zu geben; dafür machte es ihnen die Unterstützung der beiden edelmüthigen Fremden möglich, einen kleinen Kramhandel anzulegen und glücklich durchzuführen, der ihnen wenigstens die Mittel zu einer möglichst sorgenfreien Existenz gab. Die Frauen wußten, daß sie ohne diese Hülfe dem bittersten Elende preisgegeben wären, denn feinere Handarbeiten verstanden die beiden Mädchen nicht zu liefern, und die gröberen, wie das Stricken der Netze und dergleichen, versahen die Fischerfamilien des Dorfes für sich selbst; desto inniger war ihre Dankbarkeit und Anhänglichkeit an die Fremden, die sie in ihrer vertrauensvollen Offenheit für die aufrichtigsten und uneigennützigsten Freunde hielten. Als solcher wurde auch heute der Doctor begrüßt, der sich mit beinahe zärtlicher Theilnahme bald an die Alte wandte und Fragen über ihren Zustand an sie richtete. Dann machte er sich einige Notizen in sein Taschenbuch und versprach, die Arzeneien, deren sie bedurfte, in den nächsten Tagen mitzubringen.

»Seid guten Muthes, Mutter Dora!« tröstete er liebreich und setzte, als sein Blick auf die ängstlich seinem Ausspruche lauschenden beiden Mädchen fiel, hinzu: »Und Ihr Mädchen, macht nicht so trübe Gesichter, als handle es sich hier um Leben und Sterben; das ist nur eine Körperschwäche, die bald vorübergehen wird, wenn die Mutter sich nur die traurigen Gedanken aus dem Kopfe schlagen will, denen sie Tag und Nacht hindurch nachhängt.«

Die Mädchen schienen durch den zuversichtlichen Ton des Doctors wirklich beruhigt zu werden, die Alte aber schüttelte schmerzlich zweifelnd den Kopf und meinte mit schwacher Stimme:

»Es wird bald vorbei sein, Herr Doctor, das fühle ich hier seit dem furchtbaren Abende im September.«

»Ach was!« polterte der Doctor, sich unmuthig stellend. »Ihr solltet nicht so reden, denn Ihr seid eine vernünftige Frau und quält mit solchen Worten Euch selbst und die beiden Mädchen. Was der Herr thut, das hat er wohlgethan, wenn wir kurzsichtigen Menschen seine Wege auch nicht begreifen; übrigens hat er Euch bis hierher geholfen und wird es auch ferner thun. Ich verspreche Euch, daß Ihr wieder munter auf den Beinen seid, wenn der Frühling über Land und See kommt.«

Die Alte zwang sich zu einem schwachen Lächeln; innig dankend und als wolle sie ihrer eben gethanen Aeußerung wegen um Verzeihung bitten, reichte sie dem Doctor ihre magere Hand. Alle waren unwillkürlich tief bewegt und stumm geworden, und in die Augen der beiden Mädchen traten Thränen; dies bemerkend, rief der Doctor heiter:

»Ich bringe Euch eine Neuigkeit mit, Kinder! unser Baron hat geschrieben.«

Diese Mittheilung erweckte das allgemeine Interesse, aber bei Keinem wohl lebhafter als bei dem älteren Mädchen, das abwechselnd schnell erröthete und erblaßte und mit Mühe nur die Frage, die ihr schon auf den Lippen schwebte, zurückdrängen konnte. Statt ihrer fragten die Mutter und Schwester dringend durch einander:

»Ach, der gute Herr Baron! — Er ist doch ganz wohl und glücklich? — Hat er sich unserer auch erinnert, und schreibt er nicht, ob er im nächsten Sommer wieder herüberkommen wird?«

»Da habe ich zu viel Fragen auf einmal zu beantworten!« meinte der Doctor beschwichtigend und sah Tina, die stumm geblieben war, mit einem fast neckenden Lächeln an. — »Ihr müßt es machen wie Tina, die mich hübsch zu Worten kommen läßt. Ja, unser Freund befindet sich in befriedigendem Gesundheitszustande, obgleich er das Bad noch ein paar Sommer wird besuchen

müssen, um seine krankhafte Gesichtsfarbe zu verlieren — das Seewasser ist ihm weniger nöthig als die Zerstreuung. Ueber seine Verhältnisse klagt er freilich wieder in einer langen Litanei, aber Grund dazu hat er wahrhaftig nicht, also betrübe ich mich auch gerade nicht sehr darüber; wenn er erst wieder hier ist, wollen wir ihn schon aufheitern. Im nächsten Sommer nämlich kommt er sicherlich, und, wie er mir mittheilt, hat er S. so eng in sein Herz geschlossen — ich meine übrigens, es wird wohl die Umgegend sein — daß er schon im Mai um seinen Urlaub einzukommen gedenkt. Daraus könnt Ihr schon sehen, daß er den alten Erinnerungen nicht untreu geworden ist, und überdies schreibt er hier wörtlich — « der Doctor zog den Brief aus der Tasche, entfaltete ihn und las, auf die Stelle deutend: »Wenn Sie wieder nach A. hinausfahren, lieber Dörner, was ja wohl wöchentlich ein paarmal zu geschehen pflegt, so vergessen Sie ja nicht, mir die gute Mutter Dora und die beiden Mädchen herzlich zu grüßen; ich hege noch immer die unwandelbarste Theilnahme für sie, und wenn ich in S. bin, soll einer meiner ersten Gänge zu ihnen sein. Was die schöne Tina anbetrifft, so gestehe ich Ihnen —«

»Aber nein, das ist ein Geheimniß meines Freundes, das ich nicht verrathen darf!« brach der Doctor lachend ab und faltete den Brief wieder zusammen. »Tina möchte roth werden, wenn sie es vernähme.«

Muthwillig neckend suchte sein Auge die des Mädchens, das sich ein wenig zur Seite gewendet hatte, um die in ihre Wangen steigende Purpurröthe zu verbergen; sie wagte Nichts zu erwidern und suchte schnell eine Beschäftigung, die ihr gestattete, sich weiter zurückzuziehen, indem sie aus einem Wandschranke die einfachen Erfrischungen nahm, die man dem Gaste gewöhnlich bei seinen Besuchen vorzusetzen pflegte.

»Was hat denn der Herr Baron von unserer Tina geschrie-

ben? — Lesen Sie es doch weiter vor, bester Herr Doctor!« bat die neugierige Schwester in schmeichelndem Tone.

Auch die Alte, die von freudigem Stolze über den erhaltenen Gruß beseelt schien, richtete ihre Augen fragend auf den Doctor, der indessen, bald scherzend, bald in erzwungenem Ernste versicherte, nichts verrathen zu dürfen und zu wollen. Zum Glück für die in peinliche Verlegenheit versetzte Tina machte er selbst diesem Gespräche schnell ein Ende, indem er dem ihm vorgesetzten Imbiß wacker zusprach und die Unterhaltung dann auf das kleine Geschäft der Familie lenkte, für dessen glücklichen Fortgang er das lebhafteste Interesse an den Tag legte und manchen guten Rath gab.

»Die Zeitung habe ich Euch ja auch mitgebracht!« erinnerte der Doctor sich selbst plötzlich. »Ich weiß, Mutter Dora, Ihr hört gern, wie es draußen in der Welt zugeht, und die Mädchen, die noch nie weit über ihr Fischerdorf hinausgekommen sind, lernen doch auch sich eine schwache Vorstellung von dem Treiben in der Welt zu machen. Guste wird doch heute wieder die freundliche Vorleserin sein?«

Der Doctor verschaffte den Frauen öfter diese Unterhaltung an den langen Winterabenden, die ihnen sonst beschäftigungslos vorübergestrichen wären; er war damit dem einmal geäußerten Wunsche der Alten entgegengekommen, und seitdem brachte er bei jedem Besuche ein paar Blätter oder Bücher mit; auch die Mädchen waren damit zufrieden, denn wo sollte bei ihrem einfachen Leben und ihrem von dem des Doctors so ganz verschiedenen Bildungsgrade der Stoff zu einer alle Theile interessirenden stundenlangen Unterredung herkommen? Die Alte dankte daher freudig, und Guste erklärte sich bereit, dem an sie gestellten Ansinnen zu entsprechen.

Es war wohl nicht zu verwundern, daß die beiden Mädchen nur die mangelhafteste Schulbildung genossen hatten, denn das

nächste Kirchdorf mit der Schule, zu deren Bezirk sie gehörten, lag gegen drei Viertelmeilen von ihrem Dorfe entfernt, daher waren sie als Kinder nur zur Schule geschickt worden, weil der Pfarrer es einmal so verlangte; trat aber schlechtes Wetter ein oder fanden sich irgend welche andere Gründe, die ihre Entfernung vom Hause verhinderten — und das war wohl in der größeren Hälfte des Jahres der Fall, da die ungebildeten Eltern selbst den Schulunterricht für beinahe ganz überflüssig hielten — so wurde die Entschuldigung für das Ausbleiben der Kinder von dem Dorfschullehrer leicht angenommen. Die beiden Schwestern hatten es daher im Schreiben und Rechnen nicht weiter gebracht als im Lesen, von dem Guste eben eine vollständig mißlungene Probe ablegte. Aber der Doctor, der vielleicht gerade auch des Nutzens wegen diese Unterhaltung gewählt hatte, saß dicht neben ihr, blickte in das Blatt und corrigirte mit einer bewunderungswürdigen sanften Geduld die unzähligen Fehler, über die das Mädchen selbst oft genug erröthete, denn sie fing schon an sich ihrer Unwissenheit zu schämen, ein Beweis ihrer Bildungsfähigkeit. Etwas Entmuthigendes hatten aber die Zurechtweisungen des Doctors nicht; so oft es anging, lobte er die Gelehrigkeit seiner Schülerin, und wenn sie ihn schwerer zu begreifen vermochte, dann ergriff er ihre Hand und führte ihr erklärend den Finger längs der einzelnen Buchstaben, die sie nachsprechen mußte; Guste erröthete dann noch tiefer und ihre Hand zitterte ein wenig in der des Doctors, aber ihre verschämt dankenden Blicke sprachen deutlich aus, daß sie nicht zürne.

Mit einer gewissen Befriedigung sah Mutter Dora auf das Paar; ihre mütterliche Eitelkeit fühlte sich durch die beinahe zärtliche Theilnahme des weit über ihrem Stande stehenden Herrn aus der Stadt an der Tochter geschmeichelt; es kam ihr nicht in den Sinn, darin eine Gefahr für die Letztere zu sehen oder sich Hoffnungen hinzugeben, die so wenig Wahrscheinlichkeit für sich hatten.

Tina beobachtete schärfer und dachte vielleicht etwas anders, aber nie wagte sie, eine solche Bemerkung gegen die Mutter oder Schwester zu äußern; während die letztere vorlas, beschäftigte sie sich mit einer leichten Handarbeit, achtete bald gespannt auf die Nachrichten aus der großen Welt, als fühle sie das lebhafte Bedürfniß, sich durch sie zu belehren, bald wieder versank sie in eine Träumerei, in welcher der ihr unbewußte Ausdruck ihres Gesichts zwischen trübem Ernste und stiller Glückseligkeit schwankte; richtete dann Einer ein Wort an sie, so schien sie erschreckt zu erwachen und erröthete tief.

Auch an diesem Abende hatte man sich schon länger als eine Stunde solcher Beschäftigung hingegeben, als diese durch ein starkes Klopfen an der Hausthür unterbrochen wurde. Man blickte sich etwas überrascht an, und Tina wurde bleicher und unruhiger; sie erhob sich nicht, um zu öffnen, obgleich sie der Thür zunächst saß.

»Das kann nur Clas Jansen sein, denn um diese späte Stunde holt wohl Niemand mehr Waare von uns!« meinte die Alte, und über Aller Gesichter ging ein Anflug unbehaglichen Gefühls. »Willst Du nicht öffnen, Tina?«

Diese zögerte noch, aber die Schwester war ihr mit einem fast mitleidigen Blicke auf sie zuvorgekommen. Gleich darauf trat der neue Gast ein, in dessen Person man sich nicht geirrt hatte, wie sich aus den gegenseitigen Begrüßungen erwies.

Er war ein hochaufgeschossener, breitschultriger junger Mann von etwa fünfundzwanzig Jahren, in dessen Haltung und Auftreten viel männliche Kraft, aber auch eine unangenehm berührende Derbheit und Ungezwungenheit lag; der erste Blick auf seine Person und die Kleidung, die er trug, verrieth in ihm den langjährigen, sturmerprobten Seemann. Sein scharf markirtes Gesicht mit der etwas gebogenen Nase, dunklen großen Augen, über die sich starke Brauen in gerader Linie fortzogen, den fest zusammenge-

preßten Lippen, um die sich die Spuren eines rasirten starken Bartes abzeichneten, war nicht schön zu nennen, aber von einer ausdrucksvollen Kühnheit, die auch dem häßlichsten Manne gut steht und ihn anziehend macht, nur leuchteten jene Augen bald spöttisch, bald drohend, wodurch die ganze Erscheinung des Mannes etwas Unheimliches, Abstoßendes erhielt. Der Doctor kannte ihn bereits; er war der einzige Sohn des alten Daniels, des begütertsten Mannes des Dorfes, der früher die See weit hinaus in die Welt befahren und sich ein Vermögen auf seinen Reisen erworben hatte, ging dessenungeachtet dem allgemeinen Erwerbe der Dorfbewohner, dem Fischfange, fleißig nach, wobei er denselben in großartigerem Maßstabe mit einer vortrefflichen, schnellsegelnden eigenen Schaluppe betrieb, und war endlich der eifrigste Bewerber um die Gunst und Hand Tina's, die ihn eher zu fürchten, als ihm Hoffnungen geben zu wollen schien, obgleich Mutter Dora ihre Ansicht schon oft dahin ausgesprochen hatte, Clas Jansen sei die annehmbarste Partie und die Tochter könne es sich nur zur Ehre schätzen, daß seine Augen auf ein so blutarmes Mädchen gefallen seien. Mutter Dora begünstigte daher eigentlich den zudringlichen Liebhaber, obgleich sie der freien Entschließung ihrer Tochter bisher noch keine Fesseln anzulegen versucht hatte; Doctor Dörner enthielt sich jeden Urtheils darüber, denn er sah deutlich, daß Tina sich durch die Bewerbungen um sie beängstigt fühlte, andererseits aber stimmte er heimlich der Ansicht ihrer Mutter bei, obgleich auch er eine Abneigung gegen Clas Jansen fühlte, von der er sich noch keine klare Rechenschaft zu geben wußte.

Als der Letztere ziemlich ungestüm in das Zimmer getreten war, lüftete er seinen lackirten Seemannshut, blickte sich, mit scharfem Auge die Anwesenden musternd, um, wobei es Niemandem entgehen konnte, daß das Hiersein des Doctors ihn über-

rasche und unangenehm berühre, und sagte mit tiefer, volltöniger Stimme:

»Grüß' Euch Gott, Mutter Dora, und Euch, Tina! Ich will hoffen, daß ich Sie nicht störe, Herr Doctor!«

Die Alte erwiderte diesen Gruß mit einem freundlichen Kopfnicken und einem »Guten Abend, Clas Jansen!« — ihre Tochter flüsterte kaum hörbar ein paar Worte, ohne die Augen aufzuschlagen und sich von ihrem Sitze zu erheben; der Doctor, der keinen Grund hatte, sich dem jungen Manne feindselig gegenüberzustellen, und der die unter diesem Völkchen üblichen Sitten schon kannte, reichte ihm die Hand, die Jener indessen nur flüchtig berührte. Ohne weitere Umstände nahm er dann an dem Tische, der vor das Bett der alten Frau gerückt worden war, Platz, stierte während der Pause, die seine Ankunft verursacht hatte, auf Tina, wobei sich seine Lippen noch fester auf einander preßten, und begann dann sich nach dem Befinden der Mutter Dora zu erkundigen. Leise nahm Guste die Zeitung von dem Tische, denn in Gegenwart Clas Jansen's würde sie sich nicht so bereitwillig zum Vorlesen gefunden haben, und rückte ihren Schemel weiter von dem des Doctors ab. Die ganze kleine Gesellschaft schien leicht verstimmt und genirt. Dem jungen Seemanne allein lag es ob, die Unterhaltung wieder in Gang zu bringen, und er entledigte sich dieser Aufgabe mit mehr Gewandtheit, als man ihm hätte zutrauen sollen; vorzüglich wandte er sich an den Doctor, bei dem er sich nach mancherlei Verhältnissen in S. erkundigte, zuweilen auch an Mutter Dora uud Guste; so oft er aber die Absicht zu haben schien, zu Tina, die ihn jedenfalls am meisten interessirte, zu sprechen, verstummte er wieder, als könne er keine passenden Worte finden; das war sonst gerade nicht seine Art, aber augenscheinlich belästigte ihn die Anwesenheit des unwillkommenen Zeugen, den er hier nicht zu finden erwartet hatte. Wie aus seinen Reden hervorging, führte ihn kein besonderer Grund

hierher, sondern er wollte der Theuer'schen Familie, der seine Absichten schon längst bekannt waren, nur einen Besuch abstatten. Das Gespräch führte auch auf des jungen Mannes Geschäft und seine Fahrten, von denen er mit all' der etwas übertreibenden Lebhaftigkeit und Wärme sprach, welche den Erzählungen jedes Seemannes eigen sind; er war mehr Seemann als Küstenfischer, denn selten pflegte er des Morgens auszugehen und Abends schon wieder heimzukehren, vielmehr unternahm er öfter mit seiner starken Schaluppe, die ein paar arme, gerade nicht im besten Ruf stehende, verwegene Kerle des Dorfes bemannten, größere Fahrten, die ihn erst nach mehrtägiger Abwesenheit wieder heimführten; allgemein auffallend war es schon erschienen, was auch seine jetzige Aussage bestätigte, daß ihn das Glück bei dem Fischfange wenig zu begünstigen schien und daß er immer nur mit geringer Beute von solchen längeren Streifzügen zurückzukehren pflegte.

Ein paarmal hatte Mutter Dora versucht, auch ihre älteste Tochter zur Theilnahme an der Unterhaltung zu bewegen, aber diese Bemühungen waren an der ängstlichen Hartnäckigkeit und an ihrer sichtlichen inneren Bewegung gescheitert. Mochte Clas Jansen sich nun hierdurch verletzt fühlen, oder er die Scheu vor dem Doctor nicht überwinden können — er erhob sich nach einem halbstündigen Aufenthalte schon wieder und verabschiedete sich, wie er gekommen war; dabei fiel ein unmuthiger Blick auf den Doctor, ein fast drohender auf Tina, die glücklicherweise gar nicht die Augen zu ihm aufgeschlagen hatte. Mutter Dora war verdrießlich über das Benehmen der Tochter, aber sie versteckte jetzt noch dieses Gefühl hinter einer freundlichen Miene, mit der sie den Seemann entließ, nachdem sie ihn zu einer baldigen Wiederholung eines längeren Besuches aufgefordert hatte. Wieder herrschte eine Weile ein befangenes Schweigen, als Clas Jansen sich entfernt hatte; nur Tina's erleichterter Brust entrang sich endlich ein Seufzer, der laut genug war, um von ihrer Mutter vernommen zu werden;

er mochte sie veranlassen, ihrem zurückgehaltenen Unmuthe Worte zu geben.

»Warum mochtest Du nicht den Mund aufthun, Tina, so lange Clas Jansen hier war?« fragte sie in gereiztem Tone. »Du weißt doch, daß er hauptsächlich Deinetwegen hierherkommt und daß wir gegen ihn schon seines Vaters wegen, der uns manchen Dienst geleistet hat, freundlich sein sollten.«

Die Tochter erwiderte kein Wort, aber sie warf einen innig bittenden Blick auf die Alte; dann senkte sie den Kopf noch tiefer auf ihre Arbeit nieder.

»Ich schlage vor, wir setzen unsere Zeitungslectüre jetzt fort!« meinte der Doctor, um dem heraufziehenden Sturme eine Ableitung zu geben.

»Du bist ein einfältiges Mädchen, Tina!« fuhr die Alte fort, deren Stimme vor innerer Aufregung immer lauter und bebender wurde, je länger sie sprach. »Du bist alt genug, um einsehen zu können, daß nicht allein Dein Glück, sondern auch das Deiner Mutter und Schwester jetzt in Deiner Hand liegt. Was soll aus uns Dreien werden, wenn Du fortfährst, Dich so zu benehmen, wie es heute Abend geschehen ist? — Ich will keine meiner Töchter zu einer Heirath bereden, die ihr Unglück werden könnte, aber ich möchte doch wissen, was Du gegen Clas Jansen's Antrag einzuwenden hast, der ein redlicher braver Seemann ist, wie Dein Vater es war, und der Dir eine Ehre anthut, die Du nicht so leichtsinnig in den Wind schlagen solltest. Sagen Sie selbst, Herr Doctor, ob ich ihr zu viel thue und ob sie nicht eine Närrin ist, sich so widerspenstig zu benehmen.«

Der Doctor schien in keiner geringen Verlegenheit zu sein; Tina richtete ihre in Thränen schwimmenden schönen Augen mit der flehentlichen Bitte auf ihn, sie zu unterstützen, dann bedeckte sie ihr Gesicht mit den Händen und begann bitterlich zu weinen.

»Laßt es gut sein, Mutter Dora!« versuchte der Doctor zu

beschwichtigen. »Ich kenne den Clas Jansen zu wenig, um Euch oder Tina rathen zu können, aber ich meine, in solchen wichtigen Angelegenheiten des Lebens müßte das Herz allein entscheiden. Laßt Tina nur noch eine Weile Zeit zur Ueberlegung, damit sie sich selbst erst darüber klar werde, was für sie das Beste ist; sie ist eine gute Tochter und wird Euch auch nicht vergessen, wenn sie mit sich zu Rathe geht.«

»Ich will sie ja nicht drängen, den Clas Jansen zu nehmen!« entschuldigte sich die Alte etwas sanfter; »die Mädchen sind mir viel zu sehr an das Herz gewachsen; aber gerade darum ist es mein sehnlichster Wunsch, daß ich sie für das ganze Leben versorgt sehe, ehe ich alte Frau, die es doch nicht mehr lange machen wird, die Augen schließe, muß ich doch auch Theuer da oben den Trost bringen, wenn ich ihn wieder finde. Wer verlangt denn von ihr, daß sie gleich »Ja« sagt, als könne sie ohne den Burschen nicht auskommen? — Nur freundlich sprechen soll sie zu ihm und ihm nicht alle Hoffnung nehmen, damit er sie nicht sitzen läßt und einer anderen Dirne nachläuft. Aber so wird's kommen, und wir Alle werden's dann erst bitter genug bereuen.«

Die Alte lehnte sich erschöpft in ihre Kissen zurück; das lange und heftige Sprechen hatte sie sichtlich sehr angegriffen, so daß der Doctor es für nöthig befand, ihr in besorgten Worten mehr Schonung ihrer selbst anzuempfehlen. Das machte die beiden Mädchen — Guste schien ebenso niedergedrückt als ihre Schwester, deren Hand sie heimlich unter dem Tische theilnehmend gedrückt hatte — erst auf ihren Zustand aufmerksam und, sich schnell von ihren Plätzen erhebend, traten sie, mit dem deutlichen Ausdrucke der Angst auf den Gesichtern, an das Bett der alten Frau.

»Ich will thun, was Du verlangst, Mutter!« schluchzte die ältere Schwester, während sie die Hände der Kranken mit Küssen und Thränen bedeckte; »ich will freundlich gegen Clas Jansen sein, und wenn mir das Herz darüber bricht.«

Die Alte, von der eigenen Ermattung und dieser Versicherung wieder weich und versöhnlich gestimmt, zog ihre Hand leise zurück, schlang sie um den Hals der Tochter und zog diese mit einem Blicke rührender mütterlicher Liebe an sich, während sie die andere Hand dem jüngeren Mädchen reichte.

»Es ist gut, Tina!« flüsterte sie matt; »ich will nur Dein Bestes.«

Wehmüthig bewegt blickte der Doctor auf die Gruppe; er wußte, daß die alte Frau, die schon früher viel mit körperlichen Leiden zu kämpfen gehabt, den letzten harten Schicksalsschlag nicht lange überleben würde, hatte er ihr auch nicht ohne eigene Ueberzeugung vorher das Prognosticon gestellt, sie werde den Frühling noch einmal sehen. Lebhafter als je drängte sich ihm die Erwägung auf, was nach ihrem Tode aus den beiden blutarmen Mädchen werden solle, die ihm zu gut schienen. um dann bei anderen rohen Menschen dieses Dorfes Dienste zu suchen, ihr voraussichtliches Schicksal; entschiedener als vorher stimmte er jetzt der Alten bei, Tina thue Unrecht, eine so vortheilhafte Partie wie Clas Jansen auszuschlagen, zumal er der Ueberzeugung war, ihr Herz sei noch von jeder anderen Leidenschaft frei, denn hatte er kurz zuvor des Barons neckend gegen sie erwähnt, so war dies ein bloßer Scherz gewesen, hervorgerufen durch den Umstand, daß der Baron bei ihren gemeinsamen Besuchen in dem Theuer'schen Hause sich mehr mit Tina beschäftigt hatte, er selbst dagegen mit ihrer Schwester. Das sanfte und doch muntere Wesen der letzteren hatte ihm mehr zugesagt als das der ernsten, schwermüthigen Tina, und Doctor Dörner, der sich wohl bewußt war, für Guste eine beinahe zärtliche Theilnahme zu fühlen, dachte heute eigentlich zum ersten Male mit geheimem Unbehagen daran, daß die Sorge Mutter Dora's für die Sicherstellung der Zukunft ihrer Kinder Gusten ebenso gut gelte als ihrer Schwester und daß die Zeit bald kommen werde, in der die beiden Mädchen die Rollen

in der sich ihm eben darstellenden Scene vertauschten; der Doctor gestand sich, er werde die Ansichten und Wünsche der Alten dann vielleicht nicht theilen. Sich von diesem Gefühle Rechenschaft zu geben, dazu fehlte es ihm jetzt an Zeit und Ruhe, überdies rollte auch eben sein Wagen vor das Haus, und der Augenblick des Abschiednehmens war gekommen.

Dörner hatte an die wieder mehr beruhigten Frauen noch einige freundliche, tröstende Worte gerichtet, mit dem Versprechen, in wenigen Tagen schon wieder zu kommen, der Mutter Dora und Tina die Hände gedrückt und sich wieder in seinen Reisepelz gehüllt und die Cigarre angezündet; Guste stand mit der Lampe in der Hand bereit, ihn hinaus zu geleiten, wie sie es immer zu thun pflegte, und der Wiederschein des Lichtes auf ihrem hübschen Gesichte verrieth eine leichte Traurigkeit, welche die eben erlebte Scene, vielleicht auch der Abschied des Gastes hervorgerufen haben mochte.

»Nehmen Sie sich unserer armen Tina bei der Mutter ein wenig an!« bat das Mädchen, als sie mit dem Doctor den Hausflur erreicht hatte; »Sie glauben nicht, was sie leidet; — gegen mich spricht sie sich zuweilen offener aus.«

Der Doctor blickte sie, von der tiefen Innigkeit ihrer Bitte überrascht, an.

»Meinen Sie wirklich, Guste, daß Ihre Schwester sich nie entschließen wird, Clas Jansen ihre Hand zu reichen?«

»Nein, nein!« erwiederte das Mädchen lebhaft und bestimmt; »sie verabscheut ihn schon deshalb, weil er sich darum bewirbt.«

»Aber Tina's Herz ist doch frei? — sie liebt doch keinen Andern?« fragte der Doctor verwundert.

»Ich weiß es nicht!« stammelte Guste zaghaft und setzte dann fest hinzu: »Aber den rohen bösen Menschen soll sie niemals heirathen — das gäbe ein immerwährendes Unheil.«

»Sie urtheilen hart über Clas Jansen, meine sanfte Guste; so viel ich weiß, steht er doch in allgemeiner Achtung!« meinte der Doctor.

»In Achtung?« erwiderte das Mädchen. »Man fürchtet ihn, weil er rachsüchtig und stark ist, sonst möchte man ihm bald laut nachrufen, was man sich jetzt in die Ohren sagt.«

»Ah, so lassen Sie doch hören, was das sein mag!« forschte der Doctor neugierig. »Ich höre zum ersten Male einen solchen Verdacht gegen ihn aussprechen, und wenn dieser sich bestätigt, so änderte dies freilich die Sache.«

»Sie wollen mir versprechen, mit der Mutter wegen Tina's zu reden, und sie bitten, das arme Mädchen nicht mehr mit der abscheulichen Heirath zu quälen?« bat Guste. »Sie dürfen aber keinem Menschen verrathen, was ich Ihnen von Clas Jansen sagen will, denn auch ich fürchte mich vor ihm.«

»Ich verspreche Alles, was Sie wollen, Guste; aber eilen Sie, es könnte der Mutter auffallen, daß Sie hier draußen so lange bei mir verweilen.«

»Die Leute meinen, Clas Jansen sei ein arger Schmugglerschiffer und treibe es noch ärger als sein Vater, der alte Daniel dereinst, der seinen ganzen Reichthum auf so unrechtmäßige Weise erworben haben soll, obgleich er jetzt schon lange mit der Sünde nichts mehr zu thun haben mag.«

»Der alte Daniel mit seinem ehrwürdigen Gesichte und seinen weißen Haaren?« meinte der Doctor, ungläubig staunend. »Und Clas Jansen ein Schmuggler?«

»Die Zollbeamten sind ihm schon länger auf der Spur, sagt man,« fuhr das junge Mädchen eifrig fort, »aber er ist schlau genug, sie zu betrügen, oder sie drücken ein Auge zu, weil er Geld hat und sie sich zu Freunden zu halten sucht; seitdem der neue Ober-Controleur aber nach S. gekommen ist, sieht Clas Jansen noch viel böser und verdrießlicher aus als früher; ich

glaube, es geht nicht mehr so gut mit seinem Geschäfte als bisher. Aber verrathen Sie mich um Gottes willen nicht, Herr Doctor!«

»Woher wissen Sie das Alles?« fragte der Doctor kopfschüttelnd.

»Mein Gott, ich sagte Ihnen, daß die Leute so sprechen; Viele wollen auch nicht daran glauben, wie die Mutter, aber die Angst um Tina hat mir scharfe Augen für ihn gegeben. Helfen Sie uns, liebster bester Doctor! Und nun leben Sie wohl, ich muß in das Haus zurück; glückliche Heimreise!«

»Guste!« sagte der Doctor, als er dem Mädchen die Hand zum Abschiede schüttelte, »sagen Sie mir noch, haben Sie auch schon an das Heirathen gedacht, von dem die Mutter heute Abend sprach?«

Das Mädchen gerieth in Verwirrung, die sie vergeblich unter einem erzwungenen Lächeln zu verstecken suchte; hastig entzog sie ihre Hand der des Doctors.

»Damit hat's Zeit, bis Tina aus dem Hause ist!« meinte sie eilfertig. »Gute Nacht, Herr Doctor!«

III.

Der Frühling war über Land und See gekommen, wie Doctor Dörner gemeint. Noch einmal, im Februar, hatten die Stürme wieder so ungestüm wie im September des vergangenen Jahres über dem Fischerdörfchen getobt, ohne dieses Mal ein Opfer an Menschenleben zu fordern; sie hatten die Eisrinde, die sich längs der ganzen Küste eine Strecke in die See hinein gebildet, gelöst und fortgetrieben, und ungehindert konnten die vom ersten warmen Lufthauch leichtgekräuselten Gewässer wieder den weißen Sand netzen, auf dem die bis zum tiefsten Grunde aufgewühlte

See reiche Geschenke an Bernstein und seltenen Muscheln zurückgelassen hatte. Spiegelglatt und im herrlichsten Farbenspiele wechselnd, je nachdem die Strahlen der von Tag zu Tag einen größern Bogen über die Flut spannenden Sonne darauf fielen, lag das Meer da, mit allen seinen verführerischen Reizen die Schiffer lockend, die den Winter in den sicheren Häfen zugebracht hatten; kleine, mit einem einzigen weißen oder rothbraunen Segel beschwingte Fahrzeuge schossen geschäftig in der Nähe der Küste umher und durchfurchten leicht das Wasser, das schäumend ihren schwarzen Bug umspülte, draußen aber gegen den fernen klaren Horizont hin zogen die großen Segler, von Leinwandpyramiden gekrönt, oder die mächtigen dampfschnaubenden Kolosse langsam und sicher ihre Bahnen. Es war zu Anfang des Monats Juni, und kommt der Sommer über die den Stürmen offenen und von der Natur unfruchtbaren Küstenstriche auch immer erst später als in das Innere des Landes, so verrieth ihn doch auch hier das spärlich zwischen den Dünen aufsprossende Grün, die frischere Färbung des Tannenwaldes im Hintergrunde und vor Allem die warme, erquickende Luft und der freudige Sonnenblick, der die Spitzen der Bäume und die Schindeldächer der bescheidenen Fischerwohnungen vergoldete.

Auch heute war es wieder lebendig in den letzteren, obgleich der größte Theil der Männer auf die See hinausgefahren war, um diesen für das Geschäft so günstigen Zeitpunct nicht unthätig vorübergehen zu lassen; Weiber und Kinder drängten sich neugierig und unter mancherlei lebhaften Bemerkungen an die Fenster, denn für die einfachen, von der Welt und ihren Bewegungen abgeschlossenen Leute war es ein Ereigniß, daß eine kleine Gesellschaft Städter das Dorf besuchte, und zwar um so mehr, als diese Personen ihnen bekannt waren und schon längere Zeit das allgemeine Interesse erregten.

Diese Gäste, die die Dorfstraße entlang schritten und bald

freundlich die Grüße erwiderten, die ihnen zahlreich zu Theil wurden, bald sich gegenseitig lächelnd auf die neugierigen Lauscher hinter den trüben Fensterscheiben aufmerksam machten, waren zwei Herren und eine Dame in eleganter, modischer Tracht, gefolgt von einem reich galonnirten Diener, der auf den Knöpfen seiner Livrée ein adeliges Wappen mit der Baronskrone darüber trug. Sein Herr, der Baron von Seldern, der sich schon seit vierzehn Tagen wieder in S. aufhielt, obgleich die Badegäste daselbst erst spärlich eingetroffen waren, und der seitdem das Dörfchen auch schon fleißig besucht hatte, sah sorgloser und heiterer aus, als wir ihn das erste Mal kennen gelernt haben; munter scherzend unterhielt er sich mit dem Doctor Dörner und der jungen Frau, die dieser am Arme führte. Das Gesicht des Doctors strahlte von Wohlbefinden und Glückseligkeit, und wer beobachtete, mit welchem zärtlichen und innigen Ausdrucke er oft die Augen auf seine Begleiterin heftete und in welcher liebevollen, sanften Weise er zu ihr sprach, würde keinen Augenblick in Zweifel darüber gewesen sein, daß ihre Person die Ursachen seiner Zufriedenheit in sich barg. Die junge Gattin des Doctors — denn sie war es seit etwa zwei Monaten — erwiderte diese Blicke mit einem freudigen, sanften Stolze, der für den Werth, den sie ihnen beimaß, Zeugniß ablegte; auf ihrem lieblichen Gesichte, das auf ein frohes, kindliches Gemüth schließen ließ, lag der Anflug einer gewissen ernsten Würde, die ihr wohl die neue Lebensstellung gegeben haben mochte, und dieser kleidete es vortrefflich. Die Lauscher an den Fensterscheiben flüsterten sich wohl schon zum zehnten Male, wie bei jeder früheren Beobachtung der oft hier verkehrenden Gäste, in die Ohren, Guste Theuer habe sich seit ihrer so überraschend gekommenen Verheirathung mit dem vornehmen Herrn aus der Stadt ungemein und zwar zu ihrem Vortheile verändert und man solle gar nicht glauben, daß sie einst eine der Ihrigen gewesen sei; dann folgte eine Menge bewundernder oder neidischer

Bemerkungen über ihre prächtige Garderobe und schließlich ein Seufzer aus der Brust der Frauen und Mädchen, die etwas unmuthig wieder an ihre Arbeit gingen.

»Na, wenn der vornehme Herr — der Graf oder was er sonst ist — die Tina noch nimmt, dann hört doch Alles auf!« meinte ein derbes Fischermädchen zu ihrer Mutter, während Beide sich wieder niedersetzten, die Filetmaschen der Netze weiterzuknüpfen. »Die großen Herren müssen doch mit Blindheit geschlagen sein, sonst begreife ich nicht, wie den Theuers das Glück so in das Haus läuft.«

»Du bist 'ne Närrin, Christe!« sagte die Alte verdrießlich; »die Theuers haben mehr Glück als Verdienst, aber so weit wird's doch nimmermehr kommen, daß der Andere sich von der Tina fangen läßt, denn, weißt Du, es ist ein ganz anderes Ding so ein großer Herr vom Lande als ein armer Badedoctor aus S. Der hat mehr Verstand. Uebrigens weiß ich ganz genau, daß die Tina den Clas Jansen kriegen wird, und dann will die alte Dora zu ihnen ziehen — das ist schon Alles verabredet, und 's ist mehr als zuviel, was aus den Theuer'schen Mädchen noch geworden ist.«

Während Mutter und Tochter ihrem Unmuthe und ihrer Verwunderung noch Worte gaben, gingen die Städter dem entlegenen Hause der alten Wittwe zu, in dem man sie bereits zu erwarten schien, denn jene selbst hatte ihren besten Sonntagsstaat angelegt und sich von Tina den ledergepolsterten Sorgenstuhl, ein Geschenk Doctor Dörner's, in das Freie hinaustragen lassen. Hier saß sie an einer Stelle, die von der Wand des Hauses gegen den Zug geschützt wurde, und blickte mit in den Schooß gelegten Händen auf die blaue See hinaus, die sich jenseits der Dünen bis in das Unendliche zu erstrecken schien. Mutter Dora sah noch blasser und elender aus, als damals, wo wir sie verließen; langsam, aber sicher verderblich und zerstörend nagte die Krankheit an

ihrem alterschwachen Körper, und hatte der Tag, an dem Doctor Dörner sie mit der Darlegung seiner Absichten auf Guste so freudig überraschte und die nächstfolgende Zeit, in der sie das Glück, der theuren Tochter auf den sichersten Grundlagen, der erwiderten Liebe und Achtung eines edlen, von den äußeren Verhältnissen begünstigten Mannes sich erheben sah, ihrer sinkenden Geisteskraft auch wieder auf kurze Zeit einen glücklicheren Aufschwung zu geben vermocht, so wirkten der bis in ihr tiefstes Innere gedrungene Schmerz um den Verlust des Gatten, die Sehnsucht nach der Wiedervereinigung mit ihm, der sie gläubig entgegensah, vielleicht auch der Kummer um die Zukunft der andern Tochter, die ihren Wünschen in Bezug auf Clas Jansen noch immer nicht Gehör geben wollte, doch zu mächtig zusammen, um die durch und durch erschütterte Lebenskraft nicht mit jedem Tage zu schwächen. Mutter Dora sah heute dem ihr zugesagten Besuche aus S. mit stiller Freudigkeit entgegen, und oft ging ein mattes Lächeln über ihre starren Züge, schnell aber verfinsterte sich dann wieder ihr Gesicht, als komme eine böse Erinnerung über sie, und so war es in der That, denn am Morgen hatten wieder peinliche Erörterungen zwischen ihr und Tina stattgefunden. Sie wollte das Glück der Tochter, aber ohne Zweifel war sie in diesem Bestreben oft hart gegen jene und zwang das arme Mädchen, das übrigens allen kindlichen Pflichten mit einer bewunderungswürdigen Treue und Hingebung oblag, zu einem Widerspruche, der das eigene Herz ebenso schmerzlich zerriß wie das der Mutter.

Tina war jetzt innerhalb des Hauses beschäftigt, Vorbereitungen zur Aufnahme der ersehnten Gäste zu treffen; während sie bald ein oder das andere Stück in der Stube nochmals abwischte und an die beste Stelle rückte oder der ärmlichen Gardine den geschmackvollsten Faltenwurf zu geben versuchte, bald Feuer unter dem dampfenden Kaffeetopf zulegte und das mit ungewöhnlichem Aufwande hergestellte Gebäck in Scheiben schnitt, rollte manche

verstohlene Thräne aus den zu Boden gesenkten Augen über die bleichen Wangen hinab und oft hob das schwer unterdrückte krampfhafte Schluchzen das grobe wollene Umschlagetuch. Das Mädchen mußte einen schweren Kampf kämpfen, aber sie bestrebte sich, ihn zu überwinden und seine Spuren zu verwischen, denn ein paar Mal netzte sie die rothgeweinten Augen mit kaltem Wasser — die erwarteten Gäste durften sie nicht bemerken.

Indessen waren die Letzteren an das Haus gekommen und da sie die Mutter Dora an dem Platze, den sie wirklich einnahm, vermutheten, und sie überraschen wollten, verstummte ihr munteres Gespräch; Guste machte sich sanft von dem Arme ihres Mannes los, nachdem sie ihm ihre Absicht mitgetheilt hatte, und schlich vorsichtig, um nicht vor der Zeit gehört zu werden, um das kleine Gebäude, an dessen entgegengesetzter Seite sie die Mutter zu finden hoffte; Dörner nahm, um sie zu necken, den Weg ebendahin von der andern Seite; der Baron war ein wenig zurückgeblieben und entließ seinen Diener nach dem nahegelegenen Kruge; seine Blicke richteten sich forschend auf die Fenster des Häuschens, als erwarte er dort zu finden, was ihn hier am meisten interessirte.

»Meine gute, liebe Mutter! Wie ich mich in den letzten acht Tagen gesehnt habe, Dich wiederzusehen!« jubelte Guste, ihre Heimlichkeit aufgebend und auf die alte Frau zustürzend, die sie mit der innigsten Zärtlichkeit an ihre Brust schloß. »Aber Du siehst wieder bleich und verstimmt aus; es ist doch nichts Schmerzliches vorgefallen? Wo ist denn Tina?«

»Es ist nichts, Du mein gutes, bestes Kind! Ich darf die See nicht lange ansehen, ohne daß es mir schwer um's Herz wird!« meinte die Alte, die ihr Gesicht möglichst aufzuklären strebte. »Tina ist d'rinnen im Hause. Ah, da sind Sie ja auch, Doctor; grüße Euch Gott, meine Kinder — ich hatte Euch schon lange sehnlichst erwartet.«

Mit aufrichtiger Anhänglichkeit küßte der Doctor der alten Frau Hand und Mund, die von so viel ihr zugetragener Liebe wirklich aufgeheitert zu werden schien; dann bestürmte man sich mit Fragen nach dem allerseitigen Ergehen, die befriedigend beantwortet wurden; Mutter Dora fand es nicht für gut, eine Klage über ihre ältere Tochter jetzt einfließen zu lassen. Auch der Baron erschien und wurde mit derselben Herzlichkeit, wenn auch mit einer gewissen ehrfurchtsvollen Zurückhaltung von Mutter Dora begrüßt. Guste war indessen in das Haus geeilt, ihre Schwester aufzusuchen, zu der sie schwesterliche Zärtlichkeit und eine bange, aus dem Anblicke der Mutter geschöpfte Ahnung unwiderstehlich zogen.

Sie fand Tina, die bei ihrem Erscheinen sichtlich zusammenschrak, dann aber ihr entgegeneilte, noch in demselben Zustande, in dem wir sie vorher gesehen haben; der erste Blick auf sie bestätigte ihre ängstlichen Besorgnisse. Nachdem die beiden Schwestern, die stets ein festes Band der gegenseitigen Zuneigung verknüpfte, sich begrüßend umarmt hatten, richtete die Jüngere ihre vertrauenerweckenden blauen Augen durchdringend auf Tina und bat sie im einschmeichelndsten Tone, ihr ganz offenes Vertrauen zu schenken. Gerührt zog sie jene nochmals an ihre Brust und erzählte in von Schluchzen abgebrochenen Sätzen, wie die Mutter am Morgen wieder einmal verlangt habe, sie solle sich endlich entscheiden, Clas Jansen, der seine Bewerbungen eifriger und dringender als je fortsetze, zum Mann zu nehmen; der Alten genüge es jetzt schon nicht mehr, daß sie sich ihrer Forderung gemäß den bittersten Zwang in ihrem Benehmen gegen den verabscheuten Freier auferlegt habe, und die durch das körperliche Leiden auf den höchsten Grad getriebene Reizbarkeit der Nerven mache sie immer härter und ungerechter.

»Ich halte es nicht länger so aus, Guste!« jammerte das Mädchen, nicht mehr im Stande, dem hervorbrechenden Thränen-

strome Einhalt zu thun; »ich möchte Alles für die Mutter thun, aber Clas Jansen kann ich einmal nicht heirathen, das weißt Du. Wenn ich für die Mutter nicht sorgen müßte und ihr nicht das schwache Herz ganz brechen wollte, wäre ich schon lange mit meinem Unglück in die See gegangen — ich habe keine Freude mehr am Leben.«

»Pfui, Tina, Du sprichst gotteslästerlich!« ermahnte die Schwester, deren Augen ebenfalls naß geworden waren; »weißt Du nicht, daß es eine böse Sünde ist, die dort oben keine Vergebung findet, wie unser Pfarrer sagte, sich selbst das Leben zu nehmen, das uns Gott gegeben hat, damit wir uns daran freuen sollen?«

»Du kannst leicht so sprechen!« erwiderte Tina schluchzend, »denn Du hast den größten Wunsch Deines Herzens erreicht und um Dich ist jetzt Alles Frohsinn und Glück. Weiß Gott, Guste, ich beneide Dich nicht darum, denn seit Du mir gestandest, Du seiest dem Doctor gut, habe ich Morgens und Abends zum Himmel gebetet, er möge Deinen Wunsch erhören. Du kannst Dir nicht vorstellen, was ich leide, seitdem Du von uns gegangen bist; die Mutter verlangt seitdem immer ungestümer, was ich nicht erfüllen kann; oft kommt es mir beinahe vor, als habe sie gar kein Herz mehr für mich, wenn sie mir mit den bittersten Vorwürfen vorhält, wie Du es gemacht hast und nun versorgt und glücklich bist; als hättest Du ihr ein Opfer gebracht und ich sei das nicht im Stande. Ihr Schelten wollte ich mir wohl geduldig gefallen lassen, aber, Guste, zu sehen, wie jedes Wort über Clas Jansen sie aufregt, wie sie immer bleicher und kränker wird, wenn ich ihr nur mit Thränen antworten kann, wie sie dann endlich matt und erschöpft hinsinkt und mich mit Blicken betrachtet, mit Blicken, die sich mir wie Nadelstiche in das Herz bohren — das, Guste, ist unerträglich, das bringt mich um meinen Verstand. Wie oft bin ich in solchen Augenblicken schon nahe daran gewesen, mich vor

ihr niederzuwerfen und zu versprechen, daß ich Alles thun will, was sie verlangt, daß ich Clas Jansen heiraten will!«

Das junge Mädchen schauderte bei dieser Erinnerung leise zusammen; verzweifelnd strich sie sich mit der Hand über ihr geisterbleiches Gesicht und bedeckte die glanzlos gewordenen Augen.

»Nein, Tina, zu einem solchen übereilten Entschlusse darfst Du unter keinen Umständen kommen!« meinte die erschrockene Schwester. »Ich will nochmals mit Dörner ernstlich reden, und er soll entschiedener mit der Mutter sprechen, als er es bisher gethan hat; es ist nur das Unglück, daß er selbst Deiner Verheiratung mit Clas Jansen nicht ganz abgeneigt zu sein scheint. — Wenn ich ihm Dein Geheimniß verrathen dürfte! —«

»Um Gotteswillen nicht!« bat Tina in lebhafter Angst. »Was sollte er von mir denken, Guste? Er würde sagen, ich sei ein eingebildetes, närrisches Mädchen. O mein Gott, ich selbst fange schon an, das zu glauben.«

»Laß den Muth nicht sinken, meine theure, theure Tina!« bat die Schwester zärtlich. »Warum solltest Du nicht hoffen dürfen, was ich erlangt habe? Bist Du doch viel schöner und besser als ich! Der Baron spricht immer so lieb und gut von Dir, wenn Du nicht dabei bist, und er macht dann Augen, wie Dörner es zu thun pflegte, als er mir das erste Mal sagte, er möge mich leiden und ich armes Mädchen solle seine Frau werden. Du hast doch noch Hoffnung und sollst nicht daran denken, den abscheulichen Clas Jansen zu heirathen; es wird schon die Zeit kommen, wo sein Herz aufgeht und er zu Dir spricht, wie Dörner zu mir.«

Tina blickte ihre Schwester einen Moment lang mit einem Gesichte an, auf dem eine selig süße Hoffnung geschrieben stand; schnell aber schwand dieser Ausdruck wieder vor einem bitteren, traurigen Lächeln. Mit zitternder Stimme sagte sie:

»Still davon, Guste! Wenn das ein Mensch hörte, würde ich sicherlich in die See gehen. Er ist anders als Dein Dörner —

wenn ich eine große Dame wäre, würde er mich vielleicht lieben, aber jetzt bin ich doch wohl zu niedrig, zu schlecht für ihn. Nein, nein, das war eine Thorheit, die vergessen werden muß.«

»Laß uns hinausgehen!« fügte sie gleich darauf, sich gewaltsam fassend, hinzu; »man wird schon auf uns warten und vielleicht bald kommen, uns zu suchen. Wenn Du mir eine Liebe thun willst, so bitte Dörner, daß er meinetwegen mit der Mutter spricht, aber hüte Dich, mich zu verrathen.«

»Wie Du willst, Tina! Gott gebe Deinem armen Herzen bald Ruhe!«

Die beiden Schwestern erhoben sich und begaben sich zu der Gesellschaft vor das Haus. Dörner begrüßte seine Schwägerin herzlich, aber in seinen Blicken lag eine stumme Frage nach dem Grunde ihrer verweinten Augen und ihrer noch immer sichtbaren Aufregung; er gab ihr indessen keine Worte, da er auch wohl schon aus dem Wesen Mutter Dora's errathen haben mochte, es habe zwischen dieser und der Tochter wieder ein Streit über das alte Thema stattgefunden. Der Baron war augenscheinlich neu belebt durch das Erscheinen Tina's, die ihn kaum anzublicken wagte und ein wenig erröthete, als sie ihm ihre Hand reichte. Wer ihn scharf zu beobachten verstanden hätte, würde bemerkt haben, daß er sie nicht ganz mit der gutmüthigen Vertraulichkeit behandelte, die er gegen Guste und Mutter Dora als alter Freund des Hauses an den Tag legte, aber dafür mit einer mehr chevaleresken Aufmerksamkeit, die an diesem Orte zuweilen übertrieben erscheinen konnte. Jedenfalls strebte er danach, dem Mädchen zu gefallen, und wenn er sich ausschließlich an sie wandte, wußte er es stets mit vieler Gewandtheit so einzurichten, daß er ihr selbst sein Interesse an ihrer Person klar darlegte, ohne daß die Andern dessen gewahr wurden; oft trafen Tina dann Blicke, die ihr Herz bis zum Zerspringen klopfen ließen und ihr das Blut in die Wangen trieben.

Während Mutter Dora ihre Gäste mit dem Besten, was ihr Haus aufzuweisen vermochte, bewirthete und ihre Blicke mit innigem Wohlgefallen und Befriedigung auf ihrer jüngeren Tochter ruhten, deren häusliches Glück aus allen ihren und Dörner's Worten und Benehmen klar hervorleuchtete, berührte die Unterhaltung die verschiedenartigsten Puncte. Der Doctor und seine junge Frau sprachen von ihrer kleinen Häuslichkeit, ihren Wünschen und Plänen für die nächste Zukunft, der Baron erzählte von der Hauptstadt und den großen Reisen, die er gemacht hatte, Mutter Dora warf bald ein heiteres, bald ein ernstes Wort dazwischen, wie es ihre augenblickliche Stimmung gerade hervorrief, und Tina, die ruhiger geworden zu sein schien, nahm nur geringen Antheil an der Unterredung; anscheinend war das Mißverständniß zwischen ihr und der Mutter wieder ausgeglichen, aber es ließ sich nicht verkennen, daß diese ihrer jüngeren Tochter mehr Zärtlichkeit zuwendete, als der älteren.

Zufall oder Absicht führte den Baron in das Innere des Hauses, als sich Tina, der die Geschäfte der Bewirthung oblagen, gerade allein in demselben befand; als er in die Stube trat, überlief ein leises Zittern, das sich kaum verbergen ließ, ihre ganze Gestalt.

»Das trifft sich glücklich, daß ich Sie hier allein finde, liebe Tina!« begann er mit artiger Vertraulichkeit. »Ich muß gestehen, daß ich mich nach einer solchen Gelegenheit gesehnt habe, die mir als altem Freunde eine Frage gestattet, in der Sie nur herzliche Theilnahme sehen mögen. Wissen Sie, daß Sie mich heute schon nicht wenig beunruhigt haben?«

Das Mädchen stammelte verlegen einige Worte, daß sie nicht wisse, was eine solche Besorgniß in dem Baron erregt haben könne.

»Ich bin nicht neugierig und mag in Ihre kleinen häuslichen Geheimnisse nicht dringen!« meinte dieser in einem vertrauenerweckenden, warmen Tone; »seien Sie aber überzeugt, liebe Tina,

daß Sie vollständig über mich verfügen können, wenn irgend eine Sorge Ihr Herz bedrückt, der ich abhelfen kann.«

»Ich bin davon überzeugt, aber das können Sie nicht, Herr Baron!« erwiderte das Mädchen mit tiefem Ernste, und der Baron wurde von einem Blicke aus ihren Augen getroffen, der sein Blut in heißere Wallung versetzte.

»Sie haben lange und heftig geweint und Ihr ganzes Wesen verräth noch eine innere Unruhe, die Sie vergeblich zu bemeistern streben!« fuhr er fort, indem er sich ihr noch mehr näherte. »Auf die Gefahr hin, zudringlich zu erscheinen, möchte ich Ihnen den Rath geben, ein wenig offener zu sein; nichts erleichtert mehr vom Schmerze als Mittheilung, und ich würde mich glücklich schätzen, Ihr Vertrauter sein zu dürfen. Wollen Sie einmal den Versuch wagen, Tina, oder betrachten Sie mich als einen Fremden, der Ihres Vertrauens unwürdig ist?«

In dem Tone des Barons lag so viel Einschmeichelndes, Zutrauliches, daß das Mädchen sich tief davon berührt fühlte. Er hatte zu ihr noch nie von Liebe gesprochen; aber seitdem er wieder aus B. zurückgekehrt war, schien ihr sein ganzes Benehmen darauf berechnet, ihr näher treten zu wollen, und wenn Tina, vielleicht durch das Beispiel der Schwester noch mehr dazu aufgemuntert und darin bestärkt, sich Wünschen hingegeben hatte, die ebenso unerfüllbar als vermessen erscheinen mußten, so lag in seinem Wesen sicherlich eine Entschuldigung dafür und er selbst führte ihr die Möglichkeit dieser Hoffnungen vor die Seele; daraus war die unglückliche Leidenschaft in ihrer Brust entsprossen und genährt worden. Auch jetzt wieder schien es ihr, als sei der Zeitpunct nahe, wo das Gefühl seines Herzens, das sie sich entschieden zugeneigt halten konnte, den starren Damm durchbrechen werde, den die äußeren Verhältnisse zwischen ihnen gezogen hatten. Deshalb flutete auch in ihr der Strom der Leidenschaft schnell über, und da sie von Natur schon zu offen und einfach war, um lange

heucheln zu können, nahm sie nicht länger Anstand, sich auszusprechen.

»Ich möchte Ihnen wohl sagen, was mich schon lange quält!« flüsterte sie ängstlich, »aber was kann Sie mein Leid kümmern?«

»Was es mich kümmert?« fragte der Baron leicht verletzt. »Sie sind ungerecht gegen mich, Tina! Ich hatte mir mit der Hoffnung geschmeichelt, mir ein Recht auf Ihre Zuneigung erworben zu haben, und wenn Sie wüßten, welchen hohen Werth ich derselben beimesse, so würden Sie mich jetzt nicht durch ein so hartes Wort kränken.«

»Verzeihen Sie mir!« bat das Mädchen mit einem innigen Blicke ihrer schönen Augen; »ja, ich glaube, daß ich Ihnen Unrecht gethan habe, aber ich meinte es nicht böse.«

»Sprechen Sie zu mir wie zu Ihrem Bruder!« erwiderte der Baron, ihre Hand ergreifend, und ließ sich neben dem Platze, auf dem sie stand, auf einen Schemel nieder. »Sie glauben nicht, Tina, wie wohl es mir thut, Ihnen so nahe stehen zu dürfen!«

Tina ließ es geschehen, daß er ihre Hand in der Seinigen behielt; sie empfand eine innere Glückseligkeit, die ihre süßesten Träume weit übertraf; sie glaubte sich dem Ziele ihrer Wünsche so nahe. Vielleicht lag auch die geheime Absicht, eine Erklärung des Barons herbeizuführen, darin, daß sie jetzt nicht mehr zögerte, zu ihm offen von dem Verlangen der Mutter und ihrer Verzweiflung darüber zu sprechen. Ueber das Mädchen war eine Beredtsamkeit, eine Gabe, wahr und ergreifend ihren Seelenzustand zu schildern, gekommen, die in Erstaunen setzen und das klarste Zeugniß von ihrem tiefen, reichen Gemüthe geben mußte; dabei erschien sie so schön mit den leidenschaftlich blitzenden Augen und den von Erregung gerötheten Wangen, daß der kälteste Beobachter sich von ihrer Persönlichkeit ganz hingerissen gefühlt haben würde. So erging es auch dem Baron, der wohl errathen mochte, was sie

sorgsam zu verheimlichen strebte, daß die Neigung zu ihm selbst der Grund ihres beinahe dem Hasse gleichkommenden Gefühles gegen Clas Jansen und ihres hartnäckigen Widerstrebens gegen die Wünsche der Mutter sei. Aber je klarer ihm diese Erkenntniß wurde, desto mehr umwölkte sich seine Stirn; auch in ihm schienen widersprechende Gefühle zu streiten und ihn zu einem Entschlusse zu treiben, der ihm sehr schwer werden mußte; in diesem innern Kampfe wurde Tina's Erscheinung nicht mehr beachtet und nur halb hörte er die Worte, die sie zu ihm sprach.

Als sie geendet hatte und, selbst ganz erschöpft, mit dem Ausdrucke unsäglicher Angst vor seiner Entscheidung auf dem Gesichte dastand, schien auch er aus einem schweren Traume zu erwachen; leise entzog er seine Hand der ihrigen.

»Tina!« sagte er nach einer Pause spannender Erwartung für das junge Mädchen in sehr ernstem und beinahe kalten Tone; »ich hatte nicht vermuthet, daß die Angelegenheit mit Clas Jansen so ernstlich stände, denn aus Dörner's Reden glaubte ich zu entnehmen, daß die Entscheidung noch in weitem Felde sei. Sind Sie denn wirklich von dem unumstößlich festen Glauben durchdrungen, daß Sie den jungen Mann nie werden lieben lernen?«

Eine solche Frage hatte das Mädchen am allerwenigsten erwartet; sie versenkte sie wieder in die furchtbaren Zweifel, mit denen sie sich schon so lange gemartert hatte, ob der Baron nämlich eines tieferen Gefühls für sie überhaupt fähig sein könne; seine Entgegnung auf die heißen Ausbrüche ihrer Leidenschaft erschien ihr beinahe herzlos und sie jeder Hoffnung beraubend; alle ihre Pulse klopften fieberisch, als sie mit einem festen, durchdringenden Blicke auf ihn, vor dem er unwillkürlich die Augen niederschlagen mußte, erwiderte:

»Ich weiß es sicher!«

Der Baron senkte das Haupt und legte es in die Hand; in

dieser Stellung schien er eine Weile nachzusinnen, dann sagte er mit mühsam errungener Entschlossenheit:

»Ich bedaure Sie, Tina! — Sie sind sehr unglücklich oder können es vielmehr werden. Ich hatte auf eine solche Erklärung von Ihrer Seite nicht gerechnet und ich sehe mich außer Stande, das Ihnen eben gegebene Versprechen zu halten. Traute ich mir mehr Einfluß auf Ihre Mutter zu, so würde ich offen mit ihr sprechen, aber ich will Dörner bitten, daß er es thue. Ueberdies ist mir die Zeit zu kurz zugemessen, für Sie wirksam auftreten zu können; ich reise morgen von S. ab.«

Tina stieß einen leisen Schrei der Ueberraschung und Angst aus; ihre Augen richteten sich mit einer Zärtlichkeit auf den Baron, die diesen bis in sein tiefstes Innere hinein gerührt haben würde, hätte er diesen Blick bemerkt.

»Sie wollen morgen schon abreisen? — Abreisen, um nie wiederzukehren?« fragte sie todtenbleich.

»Ja, meine Pflicht gebietet es so!« erwiderte er, ohne aufzublicken; »ich habe heute einen Brief erhalten, der mich in die Heimat ruft. Dörner wird ebenso überrascht sein wie Sie.«

Auf dem Gesichte des Mädchens ging eine merkwürdige Veränderung vor; es war, als komme ihr ein Gedanke, der ihre Begriffe und Ansichten in eine ganz andere Bahn lenkte, und als wurzele dieser, durch die Ueberlegung bestärkt, immer fester in ihr. Die Spur der heißen Leidenschaft erlosch ganz, eine erschreckende Blässe überzog das Gesicht, und mit einem kurzen bittern Lächeln, das schnell vorüberflog, legte sich eine eisige Kälte über alle ihre Züge.

»Sie reisen morgen — für immer!« flüsterte sie kaum hörbar. »Da können Sie mir freilich nicht helfen, ich sagte es Ihnen ja im Voraus. Aber Sie können mir einen Rath geben, ein letztes Wort zum Abschiede sagen, das über mein Geschick entscheiden wird. Wollen Sie das, Herr Baron?«

»Gern, von Herzen gern!« sagte der Baron, schnell zu ihr aufsehend; aber er fuhr erschrocken zusammen, als er ihr eigenthümlich starres Wesen bemerkte.

»In einem Worte: Ja oder Nein, soll ich Clas Jansen heirathen?« fragte Tina mit gepreßter Stimme.

»Verlangen Sie darin keinen Rath von mir!« bat der Baron beinahe flehentlich; »folgen Sie allein der Stimme Ihres Herzens.«

»Mein Herz ist stumm und todt!« entgegnete sie in bitterer Ruhe. »Sie sind ein schlechter Freund, mir die letzte Bitte zu verweigern.«

»Tina!« sagte der Baron, sich schnell erhebend, als wolle er das peinliche Gespräch um jeden Preis zu Ende führen, »so wahr ein Gott über uns ist, spreche ich jetzt als Freund zu Ihnen, mögen Sie mich vielleicht auch falsch beurtheilen. Wenn Sie es können, so folgen Sie dem Wunsche Ihrer Mutter.«

Das Mädchen drückte die Hand fest auf die Brust und seufzte tief auf; die letzte Spur von Leben war aus ihrem Gesicht geschwunden.

»Leben Sie wohl, Tina, Gott segne Sie!« sagte der Baron leise, ihr die Hand bietend. »Es ist die höchste Zeit, daß ich gehe. Verzeihen Sie mir!«

Sie reichte ihm stumm ihre Hand.

»Ich will jetzt gleich von Ihrer Mutter Abschied nehmen — oder besser, ich will fortgehen, ohne daß sie es weiß; Dörner wird mich morgen bei ihr entschuldigen.«

Tina hatte seinen Händedruck erwidert; jetzt wandte sie sich langsam ab und trat an das Fenster, ihm ihr Gesicht zu verbergen. Eine Weile noch stand der Baron da, als ob sein Entschluß wankend geworden sei, auch in ihm verrieth sich der heftige innere Sturm, dann wandte er sich mit einem letzten langen und schmerz-

lichen Blicke auf das Mädchen, das ihm den Rücken zukehrte, der Thür zu und verließ das Zimmer.

Der Ton der sich schließenden Thür durchzuckte Tina wie ein elektrischer Schlag; sie legte die Hände auf das Gesicht, aber schnell zog sie sie wieder zurück und preßte die Augen an die Scheiben, um dem Fortgehenden nachzublicken. Ohne sich umzusehen, langsam und gebeugt, schritt er die Dorfgasse entlang dem Tannenwalde zu, durch den der Weg nach S. führte; er schien nicht darauf zu achten, daß ihn ein paar Kinder und Weiber, sichtlich von seinem träumerischen Wesen betroffen, kopfschüttelnd betrachteten. Als er die Biegung des Weges, von der aus er das Theuer'sche Haus zum letzten Male sehen konnte, erreicht hatte, wandte er noch einmal das Haupt, um zurückzublicken; die Entfernung war zu groß, als daß er die athemlos hinter den Fensterscheiben lauschende Tina hätte wahrnehmen können; einen Moment später war er ihren Augen entschwunden.

Ein unheimlicher Laut entrang sich der Brust des Mädchens, als er verschwand; halb besinnungslos wankte sie in die Stube zurück und versuchte die frühere Beschäftigung wieder aufzunehmen. Plötzlich aber mußte ein anderer Entschluß sie durchzuckt haben; mit zitternden Händen ergriff sie ein großes wollenes Tuch, schlang es so um den Kopf, daß es ihr Gesicht möglichst verhüllte, und schritt dann eilig aus dem Hause. Ihren Weg so nehmend, daß sie von den hinter dem Gebäude Sitzenden, deren Aufmerksamkeit auch die Entfernung des Barons ganz entgangen war, nicht bemerkt werden konnte, ging sie an den äußersten Häusern des Dorfes vorbei und dem Tannenwalde zu, aber nach einer andern Richtung, als der von dem Baron eingeschlagenen; Niemand begegnete ihr auf diesem Wege.

Erst eine halbe Stunde später erregte die Abwesenheit des Barons und Tina's die Verwunderung Mutter Dora's und ihrer beiden Gesellschafter. Man suchte Beide auf und überzeugte sich

mit Staunen und Angst, daß sie das Haus verlassen hätten, eine Entdeckung, die sich nur die entsetzte Guste erklären zu können glaubte, aber diese Erklärung, die sie wohl verheimlichte, vermehrte nur ihre Unruhe.

Der Abend kam heran und die Dunkelheit brach an; weder der Baron noch Tina kehrte zurück. Dörner und der Diener des Ersteren, der von dem Verbleiben seines Herrn nicht die geringste Auskunft zu geben wußte, waren längs des Strandes und in den Wald hineingegangen, die Vermißten zu suchen; inzwischen befanden sich Mutter Dora, der das Gewissen laut schlagen mochte, und Guste in dem Wohnzimmer des Hauses und theilten sich wechselseitig ihre bangen Befürchtungen mit; Guste war in ihrer grenzenlosen Angst nahe daran, der Mutter Alles zu gestehen, was sie von ihrer Schwester Herzensgeheimniß wußte.

Da öffnete sich plötzlich die Thür und Tina trat ruhig und als sei nichts Besonderes vorgefallen, in das Zimmer.

Die laut aufjauchzende Schwester stürzte ihr entgegen und schloß sie in die Arme; die Mutter richtete einen ängstlich fragenden, halb strengen Blick auf sie. Schnellen Schrittes ging sie auf die Letztere zu, nachdem sie ihre Schwester sanft zurückgedrängt hatte, sah sie mit festem klaren Blicke an, und vor ihr niederkniend, ergriff sie eine ihrer Hände, küßte sie innig und sagte mit lauter Stimme:

»Verzeihe mir, gute Mutter, wenn ich Dir jetzt und früher schon unruhige Stunden bereitet habe. Ich war schwer krank, aber frage nicht, was mich gesund gemacht hat; ich verspreche Dir dafür, Clas Jansen morgen mein Jawort zu geben, wenn er es noch haben will.«

Mutter Dora, die eine Ahnung des Vorgegangenen durchschauern mochte, blickte sprachlos und mit zärtlicher Frage in die Augen der Tochter; Guste stieß einen halbunterdrückten Schrei der Ueberraschung und des Schmerzes aus.

IV.

Das Gehöft Clas Jansen's, das er nach dem Tode des alten Daniel selbstständig übernommen hatte, befand sich am äußersten Ende des Dorfes, durch eine lange, öde Sandstrecke von den letzten Häusern desselben getrennt; gegen den Strand lag es so weit vorwärts, daß seine Giebelseite über die an dieser Stelle niedrigen Sanddünen fortragte und eine freie Aussicht auf die See sich aus den hier angebrachten Fenstern eröffnete: der wenig gepflegte kleine Garten mit Gemüsepflanzen und Obststräuchern, die auf dem kargen Boden auch bei einer sorgsameren Behandlung, als man ihnen zu Theil werden ließ, nur schlecht hätten gedeihen können, erstreckte sich bis in die niedrigen Ausläufer des Tannenwaldes. Das Gehöft bestand aus zwei Gebäuden, einem aus Fachwerk aufgeführten scheunenartigen zur Aufbewahrung von Vorräthen und Geräthschaften, woran man kleine hölzerne Anbaue gemacht hatte, und dem Wohnhause von zwei Stockwerken, das in Berücksichtigung der Verhältnisse des ganzen Fischerdorfes stattlich genug erschien, zumal es nach dem vor einem Jahre erfolgten Tode des früheren Besitzers neu abgeputzt worden war. Ganz massiv und mit einem Ziegeldache gedeckt, erhielt es doch durch den einförmigen grauen Anstrich und seine unregelmäßige, geschmacklose Bauart ein trauriges, unheimliches Aussehen, und die Bewohner des Fischerdorfes betrachteten es nur mit einer gewissen Scheu, mochte dies seinen Grund in den Gerüchten haben, die noch immer über Clas Jansen's eigentliche Beschäftigung im Geheimen umherliefen, oder darin, daß er und die Seinigen sich von jedem Umgange mit den übrigen Dörflern fernhielten.

Clas Jansen war seit anderthalb Jahren verheiratet und zwar mit Tina Theuer, deren Mutter wenige Monate darauf, nachdem sie ihren Wunsch erreicht hatte, nach kurzem Kampfe,

von ihren Kindern umringt, in das Jenseits hinübergeschlummert war. Ebensowenig wie man über Jansen's sonstige Verhältnisse etwas Gewisses wußte, war sein eheliches Leben mit Tina klar; die Leute hatten sich schon früher den Kopf zerbrochen, warum Tina Theuer, der ein solches Glück in den Schoß fiel, das Haupt trübe hängen ließ und durch und durch unglücklich aussah, als sie Behufs ihrer Trauung zur Kirche ging, und warum sie in einer Anwandlung von Ohnmacht beinahe umgesunken war, nachdem sie eben ihr Jawort vor dem Altare ausgesprochen hatte. Nach ihrer Verheirathung war sie selten aus dem Hause gekommen, und da sie überdies mit keinem der jungen Mädchen des Dorfes in vertrautem Verhältnisse gestanden hatte, ein solches auch als Frau nicht suchte, fehlte es allen Schlüssen auf das Glück ihrer Ehe an einem sicheren Grunde, zumal die einzige Magd ihres Hausstandes ein altes mürrisches Wesen war, das sich ebenso verschlossen hielt wie seine Herrschaft. Anfangs hatten Doctor Dörner und seine Gattin das Jansen'sche Haus öfter mit Mutter Dora besucht, denn diese war nicht, wie man glaubte, ganz in dasselbe gezogen, sondern, von einer gemietheten Magd und ihren oft bei ihr einsprechenden Kindern gepflegt, in ihrem Häuschen geblieben; auch Tina war ein paar Mal nach S. hineingefahren, aber allmälig waren die gegenseitigen Besuche seltener geworden und seit dem Tode Mutter Dora's hatten sie beinahe ganz aufgehört; es war zweifelhaft, ob Doctor Dörner oder Clas Jansen, die sich bei ihren ganz verschiedenen Charakteren schwerlich jemals verständigen konnten, die Veranlassung dazu gegeben hatte. Die beiden Schwestern empfanden die Scheidung jedenfalls bitter. Das Alles erregte Verwunderung und eine Neugierde bei den Dorfbewohnern, die lange nicht befriedigt werden sollte.

Doctor Dörner blickte tiefer in die Verhältnisse der armen Tina, der er seinen Rath und den Trost der schwesterlichen Liebe sicherlich nicht ohne gewichtigen Grund entzogen haben würde.

Guste und ihm hatte sie ihr Herz, ohne die Ursachen ihres schnellen Entschlusses, über die sie stets ein hartnäckiges Schweigen beobachtete, zu erklären, offen ausgeschüttet; das Ergebniß ihrer Offenbarungen war, daß sie sich, ohne eine Spur von Liebe für Clas Jansen im Herzen, nicht im Stande, ihm ihr Gefühl lange zu verheimlichen, und endlich deswegen kalt und roh von ihm behandelt, entsetzlich elend fühlte. Ein Versöhnungsversuch, den Doctor Dörner in Folge dessen zwischen den beiden Gatten machen zu müssen glaubte, war so unglücklich ausgefallen, daß er eben die vollständige Trennung der beiden verwandten Familien herbeiführte; nur äußerst selten gestattete Clas Jansen seiner Frau, ihre Schwester in S. zu besuchen, und ein heimliches Zusammentreffen Beider an einem dritten Orte hatte er durch die fortwährende Spionage, mit der er Tina zu umgeben wußte, wenn er auf längere Zeit abwesend war, zu verhindern gewußt.

Der Doctor und seine Gattin wußten aber auch noch mehr, als Tina selbst ahnte, aber sie hüteten sich wohl, es gegen diese auszusprechen. Am Tage nach der überraschend schnellen Abreise des Barons von Seldern hatte Dörner einen Brief von ihm erhalten, in dem er sich bei ihm, seiner Gattin und Mutter Dora entschuldigte und verabschiedete. Dieser Brief enthielt eine unumwundene Erklärung des Vorgefallenen, die den kurzsichtigen Dörner auf das Heftigste erschreckte und ihn umsomehr mit einem bitteren Gefühle gegen seinen Freund erfüllte, als ihm dabei dessen harte, von ihm selbst für nicht aus der wahren Empfindung seines Herzens entsprungen gehaltenen Worte an jenem traurigen Septemberabende wieder lebhaft in das Gedächtniß zurückgeführt wurden. Der Baron gestand unter schmerzlichen Ausbrüchen der Reue, daß er absichtlich eine Leidenschaft in der Brust des vertrauungsvoll sich ihm hingebenden Mädchens geweckt habe, um diese später vielleicht zu seiner eigenen Befriedigung auszubeuten, daß er aber selbst erschrocken gewesen sei, als Tina's Geständniß ihm die

ganze nicht geahnte Tiefe dieser Leidenschaft eröffnet habe; da es in der Unmöglichkeit gelegen, ihren Hoffnungen zu entsprechen, und da ihr bedauerungswürdiger, gefährlicher Zustand ihn mit Mitleid und bitterer Reue erfüllt habe, sei er schnell entschlossen fortgegangen, um nie wiederzukehren. Zum Schluß klagte er sich selbst heftig an, versuchte seine Schuld aber wieder auf seinen krankhaften Gemüthszustand, dessen Leiden in der großen Welt immer neue Nahrung erhalte, zu schieben.

Seitdem war eine Spannung zwischen den beiden ehemaligen Freunden eingetreten, die anfangs nie wieder nachgeben zu wollen schien. Aber die Zeit übt einen meistens nicht für möglich gehaltenen Einfluß auf Ansichten und Gesinnungen der Menschen; dazu kam, daß Tina's Unglück, das allerdings dem Baron nicht ganz allein beizumessen war, dem Doctor weiter aus den Augen gerückt wurde, indem er selten mit ihr zusammentraf; — das alte freundschaftliche Verhältniß zwischen ihm und dem Baron hatte sich durch Briefe und eine Reise Dörner's nach der Hauptstadt wieder fester geschlossen. Guste vermochte den Baron weder zu verstehen, noch hatte sie von ihrem Manne, der ihr Gefühl schonen wollte, genügende Aufklärung erhalten; sie betrachtete seine Handlungsweise, um so mehr, als sie von einem günstigen Vorurtheil für ihn geleitet wurde, mit verzeihenden Blicken und war der Ansicht, er habe durch die Scheidung von ihrer Schwester nicht viel weniger gelitten als diese selbst. So kam es, daß der Baron zwei Jahre nach seiner schleunigen Abreise von S. ebendahin zurückzukehren und Dörner zu besuchen versprochen hatte; selbstverständlich durfte die arme Tina nichts von seiner Anwesenheit erfahren.

Um diese Zeit ging es gegen Abend eines Sommertages lebendig in der Nähe von Clas Jansen's Hause zu. Die Leute, die ihn bei seinen öfteren Ausflügen zur See zu begleiten pflegten, gingen zwischen dem Gehöfte und dem Strande, an dem die schöngebaute Schaluppe mit ihren zwei schlanken Masten lag, geschäftig

hin und her, verschiedene zur Ausrüstung des Fahrzeuges gehörige, im Hause aufbewahrte Gegenstände an Bord zu schaffen; augenscheinlich stand eine Reise in naher Aussicht. Zuweilen erschien auch Clas Jansen selbst, der noch finsterer und abstoßender aussah, als damals, wo er auf Freiersfüßen ging, in der Thür und gab, eine kurze Pfeife dampfend, in gemessenem, herrischen Tone Befehle, deren Worte, der plattdeutschen Seemannssprache entlehnt, jedem Laien ein Räthsel geblieben wären; dann schritt er gemächlich in die zu ebener Erde gelegene Wohnstube zurück.

Die letztere stand in ziemlichem Einklange mit dem Aeußern des Hauses, sie war ein saalähnliches Gemach mit tief hineingemauerten Fensternischen, ganz in rohem, alterthümlichen Style gehalten; die alten abgenutzten Meubles blickten fast traurig hinein und füllten den großen Raum nicht auf eine angenehm in die Augen fallende Weise aus; alte vergilbte Kupferstiche, dazwischen wieder verrostete Waffen, die trophäenartig zusammengestellt waren und beinahe drohend herabsahen, bedeckten die Wände. Es ließ sich nicht verkennen, daß die Hausfrau, die im elterlichen Hause an die sorglichste Reinlichkeit gewöhnt war, auch hier die Hand anlegte, aber die Spuren ihrer Thätigkeit verschwanden in der unheimlichen Stube mehr, und Clas Jansen mochte wohl das Seinige dazu gethan haben, wieder zu verwirren, was seine Gattin geordnet hatte. Der von seiner Pfeife ausgehende Tabaksqualm lagerte in einer dichten grauen Schicht in dem oberen Theile des Gemaches, und die von ihm geschwärzten Wände und Fenstergardinen verriethen, daß der Hausherr seiner Lieblingsneigung wenig Zwang auferlege. Verschiedene Effecten, die wahrscheinlich die bevorstehende Seefahrt mitmachen sollten, lagen auf Stühlen und auf dem Boden umher, darunter die wasserdicht geölten Kleider, ein paar zerrissene Flaggen, Lebensmittel und endlich zwei Pistolen, die sorgfältiger als die an den Wänden aufgehängten Waffen geputzt waren, und ein breiter, kurzer Hieber, wie die

Matrosen auf Kriegsschiffen sich ihrer beim Entern zu bedienen pflegen. Die Frage lag nahe, wozu Clas Jansen diese drohenden Waffen auf seinem friedlichen Fischzuge zu benutzen gedachte.

In der einen Fenstervertiefung saß mit in die Hand gestütztem Haupte Tina Jansen und blickte bald sinnend auf die Arbeit der ab- und zugehenden Leute draußen, bald verstohlen auf die Bewegungen ihres Mannes. Ihre frühere Schönheit war noch nicht geschwunden und gewann sogar durch den gesteigerten Ausdruck von Ernst und Schwermuth; ein schärferes Auge würde bemerkt haben, daß ihre Wangen etwas eingefallen und ihr Gesicht noch farbloser als früher geworden war; Keinem aber konnte es entgehen, daß sie sich in Haltung und Kleidung sehr nachlässig trug.

Clas Jansen war an den mitten in der Stube stehenden Tisch getreten, hatte sich aus der darauf stehenden Flasche ein großes Glas Branntwein eingeschenkt und es auf einen Zug hinabgegossen; nun nahm er, ohne auf seine Frau zu achten, eine der Pistolen in die Hand und prüfte ihre Ladung, wobei er unbedacht die Mündung so wandte, daß sie sich auf Tina richtete. Diese stieß einen leisen Ruf der Angst aus und sprang von ihrem Sitze auf. Gleichgültig blickte er sich nach ihr um, lächelte kalt, als er den Grund ihres Schreckens bemerkte, und meinte spöttisch:

»Wenn man Dein Mondscheingesicht ansieht und hört, wie Du manches Mal jämmerlich lamentirst, sollte man nicht meinen, daß Du Dich vor einem Loth Blei fürchten könntest; übrigens bist Du sicher, denn ich verstehe mit diesen alten Freunden umzugehen, und ein Narr bin ich nicht, auf Dich zu schießen, um an den Galgen zu kommen, obgleich Du mir wie ein Stein am Halse hängst.«

Ueber das Gesicht der jungen Frau zuckte es schmerzlich und sie öffnete die Lippen zu einer Erwiderung; aber, sich eines Bessern besinnend, schwieg sie und nahm wieder ihren Platz ein.

»Eine glückliche Ehe, in der wir leben!« fuhr der Mann fort, als spräche er zu sich selbst. »Daß der liebe Gott mir die Augen so verblendet hat, einem Weibsbilde nachzulaufen, das zu nichts Besserem als zum Heulen und Beten taugt! Es ist ein Glück, daß ich oft auf das blaue Salzwasser hinaus muß, da wird mir das Herz doch wieder ein bischen leichter, während es mir zu Hause oft zum Ersticken in die Kehle steigt.«

»Du hast mir noch nicht gesagt, wie lange Du dieses Mal auszubleiben gedenkst!« unterbrach ihn die Frau, sich zu einer Sanftmuth zwingend, die ihre ein paar Mal während seiner Rede hell aufflammenden Augen Lügen straften.

»Kümmert's Dich so sehr, mein Täubchen? — Bist wohl bange, daß ich Dir zu lange fortbleibe?« fragte Clas lächelnd.

»Du weißt, daß ich danach unsere Wirthschaft besorgen muß Es ist ein Unterschied, ob vier Menschen mehr im Hause leben wollen oder nicht.«

»In der Nacht noch kommen wir zurück!« brummte der Ehemann, den der angeführte Grund überzeugt haben mochte. »Sorge, daß wir etwas Ordentliches vorfinden, Tina, denn der Fang, den wir heute machen, bringt's wieder ein; Du brauchst nicht zu sparen.«

Er langte in seine Westentasche und warf schallend zwei Thalerstücke auf den Tisch.

»Die Kerls werden hungrig sein, denn sie müssen heute ordentlich arbeiten. Wir gehen zwar blos bis an den Westerhaken, aber es gibt viel Ballen einzuladen, die vorgestern von der Brigg »Jolanthe« bei dem alten Friede abgesetzt worden sind. Laß den Reisighaufen vom Hofe an den großen Schuppen tragen, damit wir es nachher gleich zur Hand haben, um es vor die Thür zu werfen; wenn einer von den Zollhunden hier herumschnobert, findet er wohl gar nicht den Eingang; dann mag die alte Mike zu Bürgers gehen; der fährt heute nach der Stadt — und sie soll den

Branntwein von da mitbringen, denn hier im Dorfe gibt's nur nichtswürdiges Zeug; in der Nacht kann sie wieder zurück sein, oder ich will ihr das nächste Mal Beine machen.«

Die junge Frau senkte schweigend das Haupt und nahm das Geld an sich.

»Denn weißt Du, Tina!« fuhr ihr Mann vertraulicher fort, indem er näher zu ihr hintrat, »es ist jetzt gar nicht geheuer mit den Zollschnüfflern, und ich fürchte, sie haben mich etwas auf dem Strich. Ich muß heute die Männer alle mitnehmen, denn es gibt zu viel einzuladen, darum mußt Du ein bischen aufpassen und kannst ja 'mal in den Wald hinausgehen, wenn's finster wird. Wenn Alles richtig ist, setze ein Licht oben an das Giebelfenster, verstehst Du? — Sonst bleibe ich die Nacht lieber draußen und lade bei dem alten Juden in N. ab. Vergiß das nicht, Tina, es ist wichtig, und wir werden nach dem Lichte scharf auslugen; wenn sich einer von den Grünröcken in der Nähe blicken läßt, so bleibt Alles finster im Hause.«

Mit starrer Gleichgültigkeit nickte die Frau zum Zeichen, daß sie wohl verstanden habe; als der Schmuggler das Lichtsignal zuerst erwähnt hatte, schien sie betroffen zu werden und warf einen ängstlich forschenden Blick auf ihn, aber dieser Ausdruck war schnell wieder von ihrem Gesichte geschwunden, als er ruhig seine Instructionen weiter ertheilte.

Einer seiner Leute kam, die in der Stube noch befindlichen Sachen zu holen; als er fort war, nachdem er gemeldet hatte, es sei Alles bereit, um in See zu stechen, rüstete auch Clas Jansen sich zur Abreise und legte seine Seemannskleidung an.

»Ich verlasse mich heute auf Dich, Tina!« sagte er sanfter, als er fertig war. »Sieh Dich ein bischen um, wenn die Nacht hereinkommt; wenn Du Dich fürchtest, in den Wald zu gehen, kannst ja den alten Neptun mit Dir nehmen, der hat scharfe

Zähne und läßt Dir Niemanden zu nahe kommen. Und dann denke an das Licht. Adjes.«

Der Seemann drehte sich kurz um, zündete die neugestopfte Pfeife an und verließ, ein Lied vor sich hinbrummend, das Zimmer. Kein Zug veränderte sich in dem Gesicht seiner Frau, als sie ihm nachschaute. Eine Viertelstunde später schwebte die Schaluppe auf dem Wasser und flog mit günstigem Winde pfeilschnell gegen Westen hin.

Jetzt erst schien Leben über das starre Frauenbild am Fenster zu kommen; sich eilfertig erhebend ging Tina, der alten mürrischen Mike ihre Aufträge zu geben, die mit unwilligem Keifen über den langen Weg nach S., den sie zu machen hätte, aufgenommen wurden. Da sie hierauf aber keine Antwort von der Hausfrau erhielt, fügte sie sich brummend dem Befehle ihres gefürchteten Herrn und verließ eine Viertelstunde später das Haus, in dem nun Niemand als Tina zurückblieb.

Diese hatte mit einer ungeduldigen Erwartung, die ihrem vorherigen theilnahmslosen Wesen gar nicht entsprach, auf die Entfernung der alten Magd gelauscht; mit leuchtenden Augen, gerötheten Wangen und allen Anzeichen der Leidenschaft verließ sie eilig das Fenster, als sie Jene am Ende der nach dem Dorfe führenden Straße verschwinden sah, und begab sich in ihr Schlafzimmer im obern Stockwerke. Mit fliegender Hast entfaltete sie hier eine Thätigkeit, die umsomehr in Erstaunen setzen mußte, als sich ein Grund für ihr Beginnen gar nicht errathen ließ. Tina, die bisher auffallend sorglos gekleidet gewesen war, machte Toilette, und sie verfuhr dabei mit einer Peinlichkeit, die jeden stillen Beobachter, der sie nicht näher kannte, zu dem Glauben verleitet haben müßte, die weibliche Erbsünde der Eitelkeit habe vollständig von ihr Besitz genommen. Vor dem Spiegel stehend, flocht sie ihr langes seidenweiches Haar in breite Zöpfe, ganz in der Art, wie sie dieselben als Mädchen getragen hatte; dabei belebte ein merk-

würdiges Mienenspiel ihr Gesicht; bald lächelte sie selbstzufrieden dem Spiegelbilde zu, bald schienen sanfte, wehmüthige Erinnerungen über sie zu kommen, und dann wieder trat der starre, kalte Ernst, der sie vorher in Gegenwart ihres Mannes beseelte, deutlich hervor, vielleicht dachte sie an die herbe Wirklichkeit, der sie Momente lang süße Träume an eine bessere Vergangenheit entrissen hatten. Als die junge Frau ihr Haar auf beinahe kokette Weise geordnet hatte, kleidete sie sich um; lange wählte sie zwischen der ziemlich reichen Garderobe, und endlich entschied sie sich für ein schwarzes seidenes Kleid, ein Geschenk Clas Jansen's, das sie bisher noch nie benutzt hatte, weil sie meinte, der feine, theure Stoff passe nicht für ihren Stand. Was Tina an Schmuck besaß, das legte sie heute an; es war kein Zweifel, sie wollte schön erscheinen, so wenig sie sonst darauf dachte, und man mußte gestehen, daß sie ihren Zweck vollständig erreicht hatte. Sie selbst lächelte triumphirend, als sie ihre veränderte Gestalt noch einmal im Spiegel musterte; dann ging sie hinunter in die Wohnstube und setzte sich wieder an das Fenster.

Eine Weile noch blieb der strahlende Ausdruck auf ihrem Gesichte; zuweilen sah sie mit lebhafter Spannung nach der Wanduhr, die mit ihrem eintönigen Ticken eine traurige Gesellschafterin der jungen Frau blieb. Dann aber schienen andere Gedanken über sie zu kommen, die sich zuerst in einer ängstlichen Unruhe, dann in sinnender Schwermuth äußerten; Tina wurde wieder bleich, ihr Busen klopfte stürmisch und sie mußte die Hand darauf drücken, um seine Wallung zu beschwichtigen; von Zeit zu Zeit überlief ihren Körper ein leiser Schauder, und sie hielt sich die Stirn, als empfinde sie einen brennenden Schmerz in ihr.

Was mochte in der jungen Frau vorgehen und ihr sonderbares Benehmen hervorgerufen haben? — Wir müssen einige Tage zurückgehen, um es zu begreifen.

Es war noch nicht eine Woche her, als Tina eines Nachmit-

tags am Strande spazieren ging. Sie war allein und hatte sich ganz dem tiefen Trübsinn überlassen, der sie seit ihrer Verheirathung ohne Aufhören begleitete; sie dachte an ihre Mädchenjahre, an den Tod des Vaters, der Mutter, an ihre eigene unglückliche Herzensgeschichte, vor Allem an den Baron von Seldern, dessen Bild ihr lebhaft vor die Seele trat. Wie oft schon hatte sie dieses Bild aus dem Herzen reißen, jede Erinnerung an den qualvollen Abschied von dem Baron vertilgen, ihn selbst als den Anstifter ihres Elends hassen wollen; — schon oft hatte sie von diesem fruchtlosen Versuche abstehen müssen und auch an diesem Abend sagte sie sich, es sei ein vermessenes Beginnen, die Vernunft gegen ein tief eingewurzeltes Gefühl des Herzens anstreben zu lassen. In ihrer Herzensangst brauchte sie Trost und sie gedachte, ihn am besten am Grabe der Mutter zu finden, die Lebenden kümmerten sich ja nicht um ihren Schmerz. Tina weinte und betete lange auf dem kleinen Kirchhofe zwischen den Dünen; als sie ihn verließ, war das Dämmerlicht schon hereingebrochen. Gestärkter, als sie gekommen war, ging sie den Strand entlang ihrem Hause zu. Da wurzelt ihr Fuß plötzlich auf dem weißen Sande fest, der Athem stockt ihr, und todesstarr richten sich ihre Augen auf einen Punct; sie möchte umkehren und fliehen, aber sie kann es nicht; ihr entgegen kommt schnellen Schrittes, einen zwischen Freude und Bangigkeit schwankenden Ausdruck auf dem Gesichte, er selbst, der Mann, dessen Anblick sie einst so beseligt hat und dessen Bild sie jetzt in den Stunden der Einsamkeit vernichtet. Es ist Baron von Seldern, der seit acht Tagen wieder sich in S. aufhält und den es, trotz des an Dörner und seiner Gattin gegebenen Versprechens, unwiderstehlich nach dem Fischerdörfchen und dem Gehöfte Clas Jansen's hinausgetrieben hat; er entschuldigte seine Wortbrüchigkeit vor sich selbst damit, daß er das Haus ja nicht betreten und nur aus der Ferne einen Blick auf das Weib werfen wolle, das seine Empfindungen einst mächtiger in Anspruch nahm, als er zu=

geben wollte und konnte; er kann es nicht ändern, daß ihm Tina jetzt begegnet, und er meint, das Schicksal selbst habe eine Unterredung mit ihr herbeigeführt.

Der Baron näherte sich der bis zum Tode erschreckten jungen Frau mit dem alten gewinnenden Wesen, das ihre Augen schon früher verblendet hatte; er küßte ihre Hand und sah sie mit einem langen wehmüthigen Blicke an. Arme Tina! Dieser Blick entzündete die alte, schmerzlich verzehrende Flamme wieder, die im Geheimen noch immer fortgebrannt hätte. Sie vergaß, was dieser Mann Böses an ihr gethan, daß sie selbst sich durch ein heiliges Gelübde gebunden hatte, ihm ewig fern zu stehen, selbst die Gefahr dieser Zusammenkunft entschwand ihrem Gedächtnisse; er sah so lieb und gut aus wie damals, als sie den glücklichsten Traum ihres Lebens träumte, und — sie war wieder das vertrauende, hingebende, leidenschaftliche Mädchen.

Der Baron, der vielleicht auf einen bittern Empfang gerechnet hatte, benutzte diese weiche Gefühlswallung; sicherlich wollte er nicht unedel sein, aber die Gewalt des Augenblickes riß ihn fort. Er sprach in dem schmeichelndsten Tone zu ihr, und sie hörte ihn an, während ihr Gesicht sich immer mehr in Seligkeit verklärte. Er entwarf ein ergreifendes Bild von dem verzweifelten Seelenzustande, in dem er damals S. verließ, er betheuerte, daß ihm Tina's Augen nie aus dem Sinne gekommen wären, und er bat flehend um Vergebung. Stumm reichte sie ihm die Hand und große Thränen perlten in ihren Augen. Dann sagte er ihr, daß er ihr Elend kenne, es mitfühle, und fragte sogar vorwurfsvoll, warum sie Clas Jansen gegen ihre Neigung geheirathet habe.

Tina blieb nicht mehr Herrin ihrer selbst; jetzt, meinte sie, könne das Geständniß, das der Baron schon lange kannte, über ihre Lippen gehen, denn jetzt lag ja eine nicht fortzuräumende Schranke zwischen ihm und ihr; so offen hatte sie sich noch nie ausgesprochen, aber sie wußte, daß er sie nicht verrathen würde.

Als Beide sich erst nach geraumer Zeit trennen wollten, kamen sie zu dem Entschlusse, dies solle nicht das letzte Wiedersehen sein; war die Zeit, sich gegenseitig auszusprechen, doch zu kurz gewesen, und drohte ihnen doch an diesem offenen Orte von neugierigen Augen und Ohren Gefahr. Wenn Clas Jansen das nächste Mal zur See führe, dann wollte Tina solche Veranstaltungen treffen, daß der Baron ungesehen in das Haus ihres Mannes gelangen könne; ein Licht, an einem der unteren Fenster der Giebelseite des Hauses aufgestellt, sollte für ihn das Signal sein, in das Haus einzutreten. Das sollte aber die letzte Zusammenkunft sein, das gelobten sich der Baron und Tina gegenseitig.

Die Gelegenheit war an dem Abende nach Clas Jansen's Entfernung günstig, und seine Gattin erwartete sicher den heimlichen Besucher, der, wie sie überzeugt war, sein Versprechen, jeden Tag nach dem verabredeten Zeichen auszuspähen, halten würde. Darum war sie bange zusammengeschreckt, als ihr Mann ihr dasselbe Signal, nur mit dem Unterschiede, daß es von den Fenstern des oberen Stockwerks gegeben werden sollte, zu einem ganz anderen Zwecke bezeichnete; einen Moment lang hatte sie gefürchtet, Clas Jansen kenne ihre Verabredung mit dem Baron und wolle ihr ihre Schuld vorhalten; aber schnell überzeugte sie sich aus seiner Ruhe, daß nur der Zufall ihn auf den Gedanken gebracht habe, ein so gewöhnliches Merkzeichen zu wählen.

Ob Tina sich Vorwürfe machte, eine Verabredung mit dem Baron getroffen zu haben, die gewissermaßen ihre ehelichen Pflichten verletzte, sicherlich wenigstens strafbar gedeutet worden wäre? — Man sollte es glauben, wenn man den Zustand beobachtete, in dem sie sich befand, als die Stunde der Zusammenkunft näher rückte.

Als die Frau des Schmugglers ein brennendes Licht an das Fenster der Wohnstube setzte, zitterte sie so heftig, daß sie sich kaum noch auf den Füßen erhalten konnte; es war, als könne ihre

Hand nicht von dem Leuchter loslassen, und ein paar Mal wankte sie unentschlossen von dem Fenster zurück, aber mit einer gewaltsamen Anstrengung führte sie ihren Entschluß aus und warf sich erschöpft auf das im Zimmer stehende Sopha. Eine Weile blickte sie starr in die kleine züngelnde Flamme, die ihr den bedeutungsvollsten Einfluß auf ihr ganzes Lebensglück ausüben zu sollen schien, dann drückte sie das Gesicht in die Kissen und weinte.

Kurze Zeit darauf klopfte es leise an die Hausthür. Eine entsetzliche Angst bemeisterte sich der Frau; sie erhob sich von ihrem Sitze, um wieder auf denselben niederzusinken, ihre keuchende Brust rang nach Athem.

Noch war es Zeit, das Verhängniß aufzuhalten, das sich, jeden Widerstand niederreißend, über sie ergießen mußte, wenn ihm die Bahn geöffnet wurde; — Tina schwankte allen Ernstes, ob sie die Thür öffnen soll oder nicht.

Das Klopfen wiederholte sich verstärkt. Sollte sie den Baron draußen vergeblich warten lassen, ihn den bittersten Zweifeln über die Wahrheit und Tiefe ihrer Gefühle preisgeben? — Mit einem schweren Seufzer stand sie auf, und entschlossen schritt sie der Thür zu.

Ohne zu fragen, wer Einlaß begehre, hatte sie den Riegel zurückgeschoben; betroffen trat sie einen Schritt zurück, denn zwei Gestalten drängten sich durch die Thür, die von außen hastig aufgestoßen wurde. Tina's Besinnung drohte zu schwinden, denn nicht der Baron stand vor ihr, sondern zwei Männer, deren Kleidung sie als die gefürchteten Zollbeamten bezeichnete; der Eine war in einen weiten grauen Mantel gehüllt, der Andere trug die bekannte grüne Uniform und eine kurze Büchse in der Hand.

»Ist Clas Jansen zu Hause?« fragte eine rauhe Stimme.

Tina begriff im Augenblick die Gefahr; von Natur war sie entschlossen und muthig. Mit einer blitzschnellen Bewegung versuchte sie von innen die Thür wieder in das Schloß zu werfen,

denn sie dachte sehr wohl an das verhängnißvolle Licht, das Verdacht erregen konnte oder vielleicht schon erregt hatte; aber ein unbesiegbarer Widerstand setzte sich ihrer Absicht entgegen und die beiden Ankömmlinge traten in den Hausflur.

»Seid Ihr Clas Jansen's Weib?« fragte der eine der Männer wieder, »dann thut Ihr am besten, uns keinen Widerstand entgegenzusetzen, denn das wäre nutzlos, und Ihr müßt wissen, daß Ihr Euch selbst dadurch strafbar macht, denn wir stehen hier im Namen des Königs und des Gesetzes!«

Die junge Frau schwankte nach der Thür des Wohnzimmers zurück; sie dachte an die Gefahr, die unzweifelhaft ihrem Ehemanne drohte, aber überwiegend war die Angst, daß der Baron jetzt noch kommen möge. Die beiden Zollbeamten folgten ihr ohne Umstände.

»Ich bin Obercontroleur des Steueramtes in S.,« sagte der Mann im Mantel, als sie das Zimmer betreten hatten. »Sie sind wohl so gut, Frau, und verlassen dieses Zimmer nicht, in dem wir Ihnen Gesellschaft leisten werden, bis Ihr Mann von seinem Fischzuge heimkehrt. Wann erwarten Sie ihn denn eigentlich?«

»Erst in zwei bis drei Tagen!« stammelte Tina halb bewußtlos; »wenigstens sagte er, daß er so lange werde ausbleiben müssen.«

»Wir haben andere Nachrichten!« meinte der Obercontroleur gleichmüthig. »Ich sage Euch, Ihr werdet ihn noch in dieser Nacht wiedersehen.«

Tina erwiderte nichts; ihre Gedanken waren allein auf das am Fenster stehende verrätherische Licht gerichtet.

»Ihr werdet Euch wundern, was wir hier suchen!« sagte der Obercontroleur, sich ungenirt auf einen Stuhl niederlassend; »aber das wird sich bald aufklären. Aengstigt Euch übrigens nicht, gute Frau, es wird Alles den natürlichen gesetzlichen Lauf gehen.«

Tina schauderte. Der Steuerbeamte mußte es bemerken und durch ihre Angst gerührt werden, denn er setzte tröstend hinzu:

»Clas Jansen ist uns endlich einmal in ein besseres Netz gelaufen, als das ist, mit dem er seine Fische fängt; aber dieses Mal wird er mit einer Geldstrafe fortkommen, die er schon erschwingen kann. Das nächste Mal setzt's freilich Zuchthaus, aber Ihr seid eine vernünftige Frau und werdet ihm schon zureden, daß er fortan das böse Handwerk unterläßt. Nicht wahr?«

»Ich weiß nicht, was Sie meinen, Herr!« erwiderte Tina ziemlich gefaßt. »Ich habe niemals gehört, daß das Gesetz den Fischfang bestrafe, und —«

»Schon gut!« unterbrach sie der Beamte lachend. »Wir werden uns noch heute auf der Schaluppe überzeugen, wie der Fischfang ausgefallen ist. Das ist übrigens unsere ganze Absicht.«

Tina hatte sich erhoben; klopfenden Herzens, aber mit einem Gesicht, das die ruhigste Kaltblütigkeit zeigte, ging sie ein paar Mal durch das Zimmer, dann näherte sie sich schnell dem Fenster, an dem das Licht stand, mit der Absicht es auszublasen. Schnell trat ihr der untergeordnete Steuerbeamte in den Weg.

»Lassen Sie das Licht da nur brennen, liebe Frau,« meinte der Obercontroleur mit einem hämischen Lächeln; »hat es so lange da gestanden, so mag's auch noch ein Weilchen länger bleiben.«

Die Frau fühlte, daß sie keine Macht habe, der Gewalt zu widerstehen; ohne ein Wort setzte sie sich wieder nieder.

Eine lange Pause erfolgte, in der die in der Stube Befindlichen sich ungestört ihren Gedanken hingaben.

Da krachte draußen in gar nicht weiter Entfernung ein Schuß, und langhin zitternd trug sich der Schall durch die stille Nacht im Echo fort. Der Obercontroleur sprang erregt auf, und sein Begleiter sah unwillkürlich nach dem Hahn seiner Büchse. Tina's Herz stand still.

»Was, Teufel, war das?« rief der Beamte. »Wagen die Burschen, sich unsern Leuten zu widersetzen?«

Ein zweiter Schuß fiel! ihm folgten schnell ein paar andere.

»Mein Gott, mein Gott, das ist Clas Jansen!« rief Tina, laut aufjammernd.

Der Obercontroleur stürzte mit einem bezeichnenden Winke auf die Frau zur Thür hinaus; der Unterbeamte behielt sie scharf im Auge und blickte sie drohend an.

»Lassen Sie mich hinaus! Er ist doch mein Mann, und ich habe an Allem Schuld!« rief das junge Weib verzweifelnd und wollte aus dem Zimmer eilen.

»Bleibt sitzen, oder ich gebe, so wahr mir Gott helfe, Feuer auf Euch!« rief der Zollbeamte, die Büchse anschlagend.

Vernichtet sank Tina auf das Sopha zurück; sie war dem Wahnsinn nahe.

Clas Jansen war durch die Zollbeamten, die den Landungsplatz seiner Schaluppe umstellt hatten, erschossen worden, als er sich ihrer Annäherung mit bewaffneter Hand widersetzte; seine Genossen, die wieder in See zu stechen suchten, wurden übermannt und geknebelt nach S. gebracht. Als man die Leiche des Schmugglers ohne Schonung für das Gefühl seiner Frau in sein Haus brachte, brannte das unheilvolle Licht am Fenster, das ihn zur sorglosen Heimkehr verleitet hatte, noch immer. Tina lag in Krämpfen da; sie ahnte nicht, was um sie herverging.

Zu derselben Zeit ließ Baron von Seldern in S. seinen Koffer packen; er hatte am Vormittag einen mit maßloser Freude begrüßten Brief erhalten, der ihm die Anstellung als Legationsrath bei der Gesandtschaft in Petersburg brachte, ein Ziel, nach dem

er schon lange gestrebt hatte; am folgenden Tag wollte er auf seinen Posten abreisen.

Die arme Tina! — Die Krämpfe stießen ihr das Herz ab, wie die Leute sagen; sie wurde zwei Tage darauf auf dem Kirchhofe, auf dem die Mutter ruht, neben Clas Jansen begraben.

Die verhängnißvolle Rose.

Novelle.

Die verhängnißvolle Rose.

I.

Peter I. dem Großen, dem Reformator des alten Moskowiter-reiches, war seine Gemalin Katharina, das sogenannte Mädchen von Marienburg, vorzüglich durch die Intriguen Menczikoff's auf dem Throne gefolgt. Das Thronfolgegesetz des großen Kaisers vom 5. Februar 1722 bestimmte, daß es jederzeit in der Willkür des regierenden Monarchen stehen solle, seinen Nachfolger zu bestellen, damit kein Unwürdiger oder Untauglicher den Thron besteige. Diesem Reichsgesetze zufolge wählte Katharina I. ihren Stiefenkel Peter II., unter dessen Regierung Menczikoff gestürzt wurde und der schon 1730 starb. Zwar hatte Katharina's Testament für einen solchen Fall ihre älteste Tochter Anna zur Nachfolgerin bestimmt, deren natürlicher Erbe ihr Sohn, der spätere Peter III., war; die mächtige Hofpartei aber wählte Anna von Curland, die Nichte Peters I. Als diese Kaiserin im Jahre 1740 starb, hinterließ sie den Thron dem in demselben Jahre erst geborenen Iwan, Sohn ihrer Nichte Anna, Gemalin des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel; die Vormundschaft für diesen minderjährigen Iwan IV. erhielt der Günstling der verstorbenen Kaiserin, der Herzog Biron von Curland.

*

Biron machte sich bald durch seine Härte und seinen Stolz verhaßt; sein Sturz wurde von dem hohen Adel beschlossen. Auch die Mutter des jungen Kaisers, die Großfürstin Anna, beneidete ihn um seine Macht als Regent, und schon zwanzig Tage nach Antritt seiner Regierung (im November 1740) stürzte sie ihn mit Hülfe des Feldmarschalls Münnich und schickte ihn nach Sibirien; mit diesem Augenblicke übernahm sie selbst die Regentschaft und faßte bald die Idee, sich zur Kaiserin ausrufen zu lassen.

Am Hofe oder vielmehr zurückgezogen von demselben, da man ihre möglichen Ansprüche auf die Thronfolge beargwöhnte und sie selbst solche im Geheimen wirklich hegte, lebte auch eine andere Prinzessin, Elisabeth Petrowna, eine Tochter Peters des Großen und Katharina's, der ein großer Theil des Adels, der Geistlichkeit und des Volkes dieser nahen Verwandtschaft mit dem hochverehrten Kaiser wegen wohlgewogen war. Gerüchte von einer Verschwörung zu ihren Gunsten und selbst unter ihrer Leitung verbreiteten sich, man warnte die Regentin vor ihr, aber diese träge und leichtgläubige Frau wollte solchen Verdächtigungen keinen Glauben schenken. Der Großadmiral Graf Ostermann wollte in Erfahrung gebracht haben, daß Elisabeth durch die französische Gesandtschaft große Geldsummen zuflössen, man sprach von vierzigtausend Ducaten und einem galanten Handel zwischen der Prinzessin und dem französischen Gesandten Marquis de Chetardie. Anna fühlte sich endlich veranlaßt, die Prinzessin zur Rede zu stellen, aber die glaubwürdigen Versicherungen derselben und ihre Thränen beruhigten sie wieder vollkommen.

So stand es im Winter des Jahres 1741 am Hofe zu Petersburg.

Die Nacht des 6. December (25. November alten russischen Styls) war kalt und sternenklar. Petersburg lag im tiefsten Schlummer, selten eilte noch ein verspäteter Fußgänger, tief in

den Pelz gehüllt, seiner Wohnung zu; Niemand dachte daran, daß die Nacht etwas Außergewöhnliches bringen könne.

Ueber den weit ausgedehnten Isaaksplatz schritt eine] geschlossene Abtheilung von Menschen, wie sich bald erkennen ließ, Soldaten des Preobraschenskoi'schen Garderegiments; sie schienen Eile zu haben, und kein Wort wurde zwischen ihnen gewechselt, als gehe man einem großen heimlichen Unternehmen entgegen. An der Spitze dieses fast unheimlich erscheinenden Zuges gingen mehrere Officiere, in ihrer Mitte eine hohe und schlanke Frauengestalt, welche über dem dunklen Frauenkleide die russische Generalsuniform trug, ihr zur Seite ein Mann in schwarzem Civilanzuge nach damaliger Mode, mit dem Degen an der Seite.

Dieser Haufe bewegte sich lautlos gerade auf das Hauptportal des Winterpalastes zu, in dem damals die Regentin mit ihrem Gemale und Sohne residirte.

An diesem Hauptportal befand sich eine starke Wache der Garde, die, auf den ausgestellten Wachtposten und die friedliche Ruhe in der Stadt vertrauend, sich dem Schlummer überlassen hatte; nur erwähnter Posten promenirte mit dem Gewehr im Arm vor dem Portale, und zufällig stand auch der Tambour vor demselben; Gewehre und Trommel ruhten vor der Thür in den dazu angebrachten Stützen.

Als die schweigende Menschenmenge sich näherte, wurde der Posten aufmerksam und rief sie an. Es erfolgte keine Antwort. Die große Zahl der Anrückenden, ihr Schweigen, ihre ganze Erscheinung zu dieser späten Nachtstunde mußte Verdacht erwecken; der Wachtposten verlor den Kopf und starrte sie erschrocken an, der Tambour indessen verlor nicht die Geistesgegenwart. Mit einem Satze war er neben seiner Trommel, hakte sie an seinen Leibgurt an und ließ die Schlägel auf sie niederfallen; er wollte Alarm schlagen.

Bereits war aber auch der kleine gewandte Mann in dem

schwarzen Civilanzuge an seiner Seite und fuhr mit einem kurzen scharfschneidenden Instrumente rasch über das Trommelfell; letzteres sank, zerschnitten, schlaff nieder und ein paar der ankommenden Grenadiere hatten sich schnell des Postens und des Tambours versichert.

Diese Scene war fast ohne Geräusch vor sich gegangen.

»Die beste Operation, die Du je gemacht hast, Lestocq,« sagte die Dame in der Generalsuniform in scherzhaftem Tone, wobei man ihrer Stimme aber doch ein leises Zittern anhörte, zu dem Schwarzgekleideten.

Der Haufe kümmerte sich nicht weiter um den Tambour und die Schildwache, sondern drang unaufgehalten durch das große Portal in das kaiserliche Schloß; ein Theil blieb zurück, um die schlafende Wache in Verhaft zu nehmen, die Uebrigen eilten die große Treppe hinauf. Die Posten, auf die man noch hier und da stieß, warfen, von dem plötzlichen Anblicke einer so großen Uebermacht überrascht, entweder die Gewehre weg und sich selbst zitternd auf den Boden, oder sie präsentirten ehrerbietig vor der Dame in der Generalsuniform.

Erst als die Eindringlinge an eine Thür in den oberen Stockwerken des Schlosses gelangten, hinter der ihr Ziel zu liegen schien, fällte die dort stehende Schildwache das Gewehr und machte Anstalt, den Eintritt zu wehren.

Die Dame in der Generalsuniform trat entschlossen einen Schritt vor und winkte dem Manne, bei Seite zu weichen, aber dieser rührte sich nicht, sondern zückte nur drohend das Bajonnet auf sie.

»Elender, wagst Du es, deiner Kaiserin nicht zu gehorchen?« rief der kleine schwarze Mann, der vorher Lestocq genannt worden war, mit feuersprühenden Augen. »Kniee nieder und flehe sie um ihre Gnade an!«

Durch den Ton und die Worte selbst eingeschüchtert, warf der Soldat das Gewehr fort und sank in die Kniee.

Man öffnete die Thür und stürmte an ihm vorüber durch ein paar Vorzimmer, in denen sich wenige bis zum Tod erschrockene Diener befanden, bis in ein matt erleuchtetes, kostbar drapirtes Gemach, in welchem die Wiege mit dem rechtmäßigen Kaiser, dem einjährigen Iwan IV., stand; eine Kammerfrau wachte bei dieser Wiege, aber sie sank in Ohnmacht, als sich das Zimmer so unvermuthet mit bewaffneten Menschen füllte, die zweifellos in feindlicher Absicht kamen.

Die Dame stürzte hastig an die Wiege und riß das süßschlafende Kind keineswegs sanft heraus; sie hielt es in ihren Armen vor sich und betrachtete es mit einem Blick, der tiefen, rachsüchtigen Haß verrieth. Die alten Soldaten, die sie begleitet hatten, hielten die Gewehre gefällt, als warteten sie nur darauf, den kleinen Körper des unschuldigen Kindes mit den Bajonneten zu durchbohren; aus allen Augen sprühten Wuth und Zorn.

Der kleine schwarze Mann lehnte sich lächelnd an die Wiege; in diesem hämischen Lächeln lag der Triumph eines gefühllosen, bösen Herzens. Nur ein Gesicht zeigte einen andern Ausdruck als den auf den übrigen allgemein vorherrschenden; es gehörte einem jungen Officier an, der die Majorsuniform der Preobraschinskoischen Garde trug. Er war sehr bleich geworden, und seine schönen blauen Augen hingen unverwandt und mit dem Ausdrucke peinlicher Seelenangst an dem Antlitze der Dame in der Generalsuniform; Niemand achtete auf ihn.

Diese Dame war schön, sogar sehr schön zu nennen. Ihre hohe Gestalt von den üppigsten Formen, die indessen nicht die Grenzen des Zarten überschritten, trug sie eben so stolz als anmuthig, und dieselbe erhielt durch die sie sehr wohl kleidende Uniform etwas ungemein Kühnes und Imponirendes. Auf dem Haupte trug sie einen kleinen dreieckigen Militärhut, mit goldenen Tressen bordirt

und an den Rändern mit Flaumfedern garnirt, und unter demselben quoll eine Fülle braunen, nach russischer Mode in Zöpfe geflochtenen Haares hervor. Sie hatte bei der zartesten Hautfärbung eine hohe edle Stirn, blaue, sprechende Augen, im regelmäßigsten Bogen von dunklen Brauen überwölbt, eine leicht gebogene stolze Nase, einen prächtigen Mund, dessen Schnitt auf große Entschlossenheit, wenn nicht ein wenig Härte, deutete, und ein volles rundes Kinn mit einem Schönheitsgrübchen darin. In diesem Augenblicke, in dem sie die Leidenschaft fortreißen zu wollen schien, hatte dieses Gesicht allerdings den besten Theil seiner Anziehungskraft eingebüßt.

Der kleine Iwan blickte sich zuerst etwas ängstlich in dem ihn umgebenden Kreise um, dann suchte sein Auge aber wieder die Dame, die ihn hielt, und er lächelte ihr so freundlich zu, wie es nur die vollkommene kindliche Unschuld vermag.

Man sagt: Gott schützt die Unschuld; dieses Mal erwies sich die Wahrheit dieser Behauptung. Die stolze Dame mußte von dem vertrauungsvollen Lächeln des Kindes ergriffen worden sein, denn ihr schönes Gesicht nahm wieder den natürlichen Ausdruck an, sie küßte das Kind und legte es sanft wieder in die Wiege.

Die gefällten Bajonnete hoben sich, auch die alten Soldaten schienen meistens mit diesem Ausgange zufrieden; der Schwarze lächelte abermals, aber nur leicht höhnisch, und der junge Officier seufzte aus erleichterter Brust auf. Mochte die Dame diesen Seufzer vernommen haben, sie wandte sich zu dem Major und sagte halb gebieterisch, halb freundlich: »Alexis Dmitrijew, Du bleibst Uns für dieses Kind verantwortlich; weiche nicht von seiner Seite, bis Du Unsere weiteren Befehle erhalten haben wirst.«

Der junge Mann verbeugte sich und trat dicht an die Wiege mit einem Gesichtsausdrucke, der überzeugend sagte, dem kaiserlichen Kinde dürfe unter seinem Schutze kein Haar gekrümmt werden.

»Fort, meine Freunde, zur Regentin!« rief die Dame, in der unsere Leser wohl schon die Prinzessin Elisabeth, die Tochter Peters des Großen, erkannt haben, ihren Begleitern zu und drang, von ihnen gefolgt, weiter in die inneren Gemächer hinein.

Die Regentin und ihr Gemal schliefen sanft; man verhaftete sie in ihren Betten. Die Thronrevolution war vollbracht, Elisabeth Kaiserin von Rußland; Niemand wagte sich ihr zu widersetzen und ihr den Eid der Treue zu verweigern.

Die neue Kaiserin sagte in einem am folgenden Tage erlassenen Manifeste, daß sie durch die verstorbene Kaiserin Anna ungerechter Weise vom Throne ausgeschlossen worden, daß die Bitten der getreuen Unterthanen, besonders aber der Leibgarden, sie bewogen hätten, den ihr nach dem Rechte der Geburt zustehenden Thron einzunehmen.

Wir können uns hier nicht weitläufig auf den ganzen Lauf der Verschwörung gegen die bis dahin bestandene Regierung einlassen und wollen nur erwähnen, daß dieselbe hauptsächlich aus dem Kopfe des eigensüchtigen und ehrgeizigen Lestocq hervorgegangen war, sowie aus dem Neide und der Eifersucht der Prinzessin Elisabeth gegen die Regentin und deren Familie. Das Land und auch die Leibgarden hätten schwerlich daran gedacht, wenn ein Theil der letzteren nicht auf schlaue Weise gewonnen worden wäre.

Johann Hermann Lestocq, ein geborner Hannoveraner, von französischen Eltern abstammend, war in seinen Jünglingsjahren als Wundarzt nach Petersburg gekommen und hatte bald eine Anstellung als Leibchirurgus bei Peter dem Großen gefunden; da er sich in dieser Stellung aber Unbesonnenheiten zu Schulden kommen ließ, verbannte ihn der Czar nach Kasan. Nach des Letzteren Tode rief ihn Katharina I. zurück und theilte ihn der Prinzessin Elisabeth, ihrer Tochter, als Arzt zu. Lestocq war der Prinzessin wirklich ergeben, weil er mit ihr zu steigen hoffte, und er war es, der schon

lange zuvor sie zu bestimmen gesucht hatte, ein kühnes und gewaltsames Unternehmen zu wagen, um sich die Krone zu gewinnen; er hatte die Verschwörung eingeleitet, an der, außer dem französischen Gesandten, nur untergeordnete Persönlichkeiten vom Militär theilnahmen, und er war es, der Tags vor dem Ausbruche dieser Verschwörung die Prinzessin zu dem entscheidenden Schritte veranlaßte, indem er ihr ein Papier vorlegte, auf dessen eine Seite er sie als Nonne und sich selbst auf das Rad geflochten, auf die andere Seite sie auf dem Kaiserthrone und sich an den Stufen desselben stehend gezeichnet hatte, wobei er ihr sagte: »Wählen Sie; entweder so oder so!«

Dieser Intriguant wurde jetzt kaiserlich belohnt; Elisabeth ernannte ihn sofort zum wirklichen Geheimrath, ersten Leibarzt und Vorsteher aller medicinischen Kanzleien, womit ihm die bedeutendsten Gehälter zuflossen, sie schenkte ihm sogar ihr in Brillanten gefaßtes Bild und erlaubte ihm, es am Halse zu tragen. So gnädig wie aber die neue Kaiserin gegen diesen Mann verfuhr, so hart strafte sie alle ihre bisherigen Widersacher.

Graf Ostermann, der alte General Münnich und die übrigen Hauptstützen der vorigen Regierung, wurden zum Tode verurtheilt und erst auf dem Schaffot begnadigt, um für Lebenszeit nach Sibirien abgeführt zu werden; die Regentin Anna, ihr Gemal und der junge entthronte Kaiser wurden von einem Gefängnisse in das andere gebracht, damit ihr Aufenthalt in Rußland verborgen bleibe und Niemand auf den Gedanken kommen möge, Iwan zu retten und wieder als Kronprätendenten aufzustellen; endlich wurde er von seinen Eltern getrennt und geheimnißvoll in der Festung Schlüsselburg aufbewahrt, ohne daß ihm die geringste Erziehung zu theil geworden wäre.

Nachdem Elisabeth auf solche Weise ihre Rache befriedigt und ihren Thron befestigt hatte, wie sie meinte, wandte sie sich zu den Staatsgeschäften, keineswegs aber mit wahrhafter Energie oder

auch nur Lust und Liebe. Zwar kamen manche neue Gesetze auf, die Abschaffung der Todesstrafe schien sogar dafür zu sprechen, daß die neue Regentin ihr Land auf eine höhere Stufe der Cultur zu heben und den alten blutigen Despotismus abzuschaffen beabsichtige, aber jene Gesetze waren zum großen Theile sinnlos und führten in die barbarischen Zeiten zurück, und statt der Todesstrafe erfand man viel gräßlichere Qualen für die Verurtheilten. Elisabeth, die stets weibliche Milde und Sanftmuth heuchelte, straffte die Zügel der Regierung scharf an oder ließ dies vielmehr durch ihre Günstlinge thun; da sie in fortwährender Angst lebte, es könne ihr dasselbe Schicksal zu Theil werden, das sie ihrer Vorgängerin bereitet hatte, war sie im höchsten Grade mißtrauisch und strafte schon auf den bloßen Verdacht hin; sie war Despotin im vollsten Sinne des Wortes.

Um die Zeit unserer Erzählung zweiunddreißig Jahre alt, war sie bereits in ihrem achtzehnten Jahre mit dem Prinzen Carl von Holstein-Eutin verlobt gewesen und soll denselben wirklich leidenschaftlich geliebt haben; der Tod trennte bald dieses Bündniß, und die damalige Großfürstin Elisabeth gelobte, nie wieder zu lieben und zu heiraten. Das erste Gelübde hielt sie indessen nicht lange, denn die Sinnlichkeit war zu vorherrschend in ihr. Ihr erster Geliebter wurde ein gemeiner Gardesoldat, Namens Schubin, den die Kaiserin Anna, als sie dieses Verhältniß entdeckte, nach Sibirien schickte und der erst 1743 auf den Ruf der neuen Kaiserin wieder zurückkehrte, ohne eine ähnliche Rolle wie früher zu spielen.

Sein Nachfolger wurde schon damals Alexis Rasumoffski, ein Sänger der kaiserlichen Kirchencapelle, der dann die Stelle eines Hausmarschalls bei der Großfürstin erhielt und den die neue Kaiserin sofort nach ihrer Thronbesteigung nicht allein zum Kammerjunker ernannte, sondern ihm auch im Winterpalaste eine Wohnung, die mit der ihrigen in Verbindung stand, einräumte und

ihn beinahe förmlich zu ihrem Geliebten erklärte. Dieser Mann, der bald hoch steigen und sich in heimlicher Heirat endlich selbst die Hand der Kaiserin gewinnen sollte, war der Sohn eines ukrainischen Bauern und ohne alle feinere Bildung; solche vermißte man aber damals überhaupt noch vollkommen am russischen Hofe.

Uebrigens ließ es sich Elisabeth an dieser intimen Bekanntschaft nicht genügen, sondern knüpfte mit der größten Unbeständigkeit immer wieder neue galante Händel sowohl mit den Officieren, als den gemeinen Soldaten ihrer Garde an. Unbegrenzte Eitelkeit, für die schönste und allein liebenswerthe Frau ihres Reiches zu gelten, Lust an allen sinnlichen Vergnügungen und Trägheit bei den Staatsgeschäften waren die Leidenschaften, die deutlich hervortraten, sobald sie die Czarenkrone auf ihr Haupt gesetzt hatte.

Die Seele der Regierung wurde der Reichs-Vicekanzler Graf Alexei Bestuscheff-Riumin, der, aus einer englischen Familie stammend, sich als Gesandter in England und später als Cabinetsminister der Kaiserin Anna ausgezeichnet hatte; die Regentin Anna hatte ihn nach Biron's Sturze, weil er demselben sehr zugethan gewesen, verhaften lassen, Elisabeth erhob ihn jetzt zu neuen Würden. Man kannte ihn allgemein als geschäftserfahren und tüchtig, kühn und entschlossen in allen Unternehmungen, andererseits aber auch als roh, boshaft und kein Mittel zur Erreichung seiner Zwecke scheuend; auf die Kaiserin hatte er den größten Einfluß.

Das russische Volk hatte nicht viel Grund, sich einer solchen Regierung zu erfreuen, und wenn es der Kaiserin Elisabeth später den Namen »die Gütige« beilegte, so verdankte sie ihn wohl nur der Schmeichelei und Furcht.

II.

Ein Jahr war seit der Thronbesteigung Elisabeths vergangen. Rußland kämpfte damals mit Schweden, dieser übrigens glückliche Krieg übte aber keinen Einfluß auf das Leben in Petersburg aus.

Der Hof war beinahe asiatisch eingerichtet; es herrschte dort luxuriöse Pracht und der unbeschränkte Wille der Kaiserin; die Sitten waren roh, wie es sich nicht anders erwarten ließ, wo Leute, die sich durch bloße Gunst einer eitlen Frau zu den höchsten Würdestellen emporgeschwungen hatten, ohne geistige Bildung und äußere Form, die Säle des kaiserlichen Schlosses füllten und durch gegenseitige Intriguen nur nach einem Ziele strebten, dem, ungeheure Reichthümer zu sammeln.

Es war im December des Jahres 1742, als der Hof sich am und im Winterpalaste zu einer großen maskirten Schlittenpartie auf der Newa versammelte, welche die Kaiserin befohlen hatte.

Auf dem breiten, mit Granitblöcken gepflasterten Kai, der den vierhundertundfünfzig Fuß langen kaiserlichen Palast von dem Flusse trennt, wogte eine Menge glänzend aufgeputzter Schlitten, mit schnaubenden Pferden aus der Ukraine bespannt und meistens von maskirten Mohren gewandt gelenkt, auf und ab, Truppen von der Garde zu Fuß und zu Pferde hielten die Zugänge für die große schaulustige Volksmenge streng abgesperrt und wiesen alle Zudringlichen recht nachdrücklich mit Gewehrkolben oder Knute zurück. Auf den Balcons des Schlosses spielten die Musikcorps der Garderegimenter, und in den Räumen des Palastes bewegten sich Tausende von Masken vornehmen Standes in den abenteuerlichsten und glänzendsten Costümen und sprachen wacker den war-

men geistigen Getränken zu, die von reichgalonnirten kaiserlichen Lakaien umhergereicht wurden.

Eine ungebundene Heiterkeit, die oft recht laute Ausbrüche fand, herrschte, denn so liebte es die Kaiserin, die sich nie glücklicher als inmitten eines geräuschvollen Festes fühlte. Depeschen von der größten Wichtigkeit hätten jetzt eintreffen können, und sie würde sich darum nicht bekümmert haben.

Auf der gefrornen Newa stromaufwärts war eine lange und breite Bahn abgesteckt; sie wurde von in das Eis eingegrabenen Tannenbäumen eingefaßt, und in kurzen Zwischenräumen standen hohe Maste, von denen die russische Reichsfahne und andere bunte Flaggen lustig wehten; von Zeit zu Zeit waren auch Militär- und Civil-Musikcorps postirt, welche die Vorüberfahrenden mit ihren Melodien begrüßen sollten. Beide Ufer des Stromes waren von einer dichten Menschenmenge besetzt; ganz Petersburg war zu dem kaiserlichen Feste ausgezogen und sah seinem Beginne mit Ungeduld entgegen.

Die Bahn erstreckte sich weiter als eine deutsche Meile gegen den Ladogasee hin; an ihrem Ende waren ein paar prachtvolle Zelte, unter denen besonders das grüne kaiserliche hervorragte, aufgeschlagen; sie enthielten Büffets mit Erfrischungen jeder Art, und ein paar hundert Menschen waren beschäftigt, dieselben für die Gäste der Kaiserin bereit zu halten. Weder Mühe noch Kosten waren gespart worden, das Fest glänzend zu machen.

Unter den Eingeladenen, die jetzt durch die Säle des Kaiserpalastes wogten, befand sich auch der Major Alexis Dmitrijew; er trug die Kleidung eines römischen Centurionen, die seine kräftigen und eleganten Körperformen in das glänzendste Licht stellte; vor dem Gesichte hatte er, wie die meisten Anwesenden, eine volle schwarze Sammetmaske.

Der Major stand damals in seinem achtundzwanzigsten Jahre. Er war der einzige Sohn einer sehr begüterten Familie und, bis

auf weitläufigere Verwandte, der einzige Ueberlebende von ihr; sein Vater war in den Kriegen des großen Czaren gegen Carl XII. von Schweden auf dem Felde der Ehre vor Stralsund gefallen, und damals schon hatte Peter, der den Obersten Dmitrijew aus den früheren Schwedenkriegen persönlich kannte und hochschätzte, der Wittwe für ihren unmündigen Sohn eine Officiersstelle in der Preobraschenskoi'schen Garde zugesichert.

Alexis erhielt diese Stelle, sobald er als vater- und mutterlose Waise fünfzehn Jahre alt war; durch Auszeichnung hatte er es schon im jugendlichen Alter bis zu dem Majorsrange gebracht. Sein Eifer im Dienst, die ziemlich sorgfältige Bildung, die er sich zu erwerben gewußt hatte, und seine auffallende körperliche Schönheit, endlich seine Wohlhabenheit empfahlen ihn überall; er vereinigte mit dem echt soldatischen Wesen eine liebenswürdige Bescheidenheit. Nicht allein aus Ueberzeugung, daß die Regentschaft seinem Vaterlande kein großes Glück verspreche, sondern auch aus jugendlicher Schwärmerei für die schöne, damals unglückliche Großfürstin Elisabeth hatte er sich leicht für deren und Lestocq's Pläne gewinnen lassen; deshalb sahen wir ihn ein Jahr zuvor schon unter den Verschworenen, welche die Regentin in der Nacht des 6. December 1741 stürzten.

Die Großfürstin hatte sich damals gegen ihn gerade ebenso zuvorkommend gezeigt, wie gegen andere Officiere der Garde, die sie für würdig befand, in ihre Pläne eingeweiht zu werden; damals hatte Alexis Dmitrijew sie vergöttert und sich überschwängliche Hoffnungen gemacht, jetzt dachte er schon bei Weitem anders, denn die Kaiserin stand viel zu hoch über seinen vermessenen Wünschen. Elisabeth hatte sich nicht mehr um den jungen Gardeofficier bekümmert, und vor Allem kam der Blick, mit dem sie an jenem Abende der Revolution das schuldlose, unglückliche Kind Iwan betrachtet hatte, nicht mehr aus Alexis' Erinnerung; er hatte einen tiefen Blick in das Herz dieser Frau gethan, und so sehr

ihn ihre Schönheit auch anzog, schauderte er doch heimlich vor ihr zurück.

Der Major, den seine Stellung und die Einladung der Kaiserin zu dem heutigen Feste berief, war in seinem Innern sehr unruhig. Das war nicht zu verwundern, denn er hatte Tags zuvor ein kleines Billet erhalten, das, verschiedenen untrüglichen Anzeichen zufolge, von dem Leibarzte Lestocq kam, obgleich es nicht unterzeichnet war. Es lautete einfach:

»Man wünscht höheren Ortes, daß Sie zu der morgen stattfindenden Schlittenfahrt ohne Begleiterin und in der Maske eines römischen Centurionen erscheinen.«

Der Major hatte gehorcht, desto unruhiger schlug sein Herz. Sollten die kühnen Wünsche, die er einmal feurig gehegt und längst bekämpft hatte, erfüllt werden? war das Auge der Kaiserin wirklich auf ihn gefallen, der so tief unter ihr stand? Bei aller Eitelkeit, die eine solche Vermuthung in einem jungen Manne, dessen Herz noch nicht gefesselt war, erregen mußte, fürchtete Alexis Dmitrijew die Bestätigung doch mehr, als er sie wünschte.

Niemand, höchstens nur ihre genauesten Vertrauten, wußten, welches Costüm die Kaiserin gewählt habe; die versammelte Gesellschaft war daher vollständig im Unklaren darüber, ob sie sich bereits in ihrer Mitte befinde. Aus der ausgesuchten Pracht des Costüms ließ sich dies schwer errathen, denn die Frauen der stolzen und reichen Bojaren wetteiferten, es in kostbarem Diamantenschmucke einander zuvorzuthun.

Der Major hatte noch nicht zu lange auf die Entwickelung seines vermutheten Abenteuers warten müssen, als sich ihm eine kleine Gestalt in dem Ordenscostüm der Malteserritter näherte und ihn mit den Worten anredete:

»Sind Sie der Major Dmitrijew?«

Alexis bejahte es; er glaubte sowohl an der Figur als Sprache sicher den Leibarzt Lestocq erkannt zu haben.

Der Malteser ergriff seine Hand und zog ihn mit sich durch das Maskengedränge fort. Nach einer Weile deutete er auf eine in die faltigen Gewänder einer alten Römerin gekleidete Dame, die nur eine weithinstrahlende Brillantrose von wunderbar schöner Arbeit in den prächtigen dunkelbraunen Locken trug; auch sie hatte die schwarze Sammetlarve vor dem Gesichte; Hals und Arme waren entblößt und sehr schön und voll, übrigens mit kostbarem Goldschmucke von der schönsten Arbeit bedeckt. Der Major konnte sich für überzeugt halten, daß er eine noch junge Frau vor sich habe.

Sein erster Gedanke war natürlich an die Kaiserin; Gestalt, Haltung und Bewegungen der Römerin schienen ihm die der hohen Frau zu sein.

»Gehen Sie zu dieser Dame und reden Sie dieselbe an, sie wünscht Sie heute zum Cavalier zu haben,« sagte der Malteser leise, aber in beinahe gebieterischem Tone zu dem Major. »Zögern Sie nicht, Sie können ein großes Glück machen.«

Damit war er von des Andern Seite und in dem Gedränge der Masken verschwunden.

Alexis Dmitrijew war noch unentschlossen, ob er dem ihm ertheilten Rathe oder Befehle folgen solle. Er zweifelte nicht mehr, daß er die Kaiserin vor sich habe; da diese sich aber seit mehr als einem Jahre gar nicht um ihn bekümmert zu haben schien, begann er jetzt zu fürchten, daß irgend ein Unberufener sich einen Scherz mit ihm erlaubt haben könne.

Die Römerin mußte das Zögern des nur wenige Schritte von ihr entfernten Centurionen bemerkt haben, denn sie kam jetzt gerade auf ihn zu.

»Bist Du der Major Alexis Dmitrijew?« fragte sie mit gedämpfter Stimme.

»Ich bin es,« erwiderte der Major herzklopfend, denn er hatte nun wirklich die Stimme der Kaiserin erkannt.

»Und ich bin die Czarin,« sagte die Dame einfach und ohne jeden Anstrich ihrer erhabenen Würde.

Der junge Mann wollte sich ehrfurchtsvoll verbeugen, aber schnell legte sie die Hand auf seinen Arm und sagte rasch:

»Lasse das, Alexis Dmitrijew, ich befehle es Dir. Vergißt Du, daß wir alle diese Masken gewählt haben, um nicht erkannt zu werden? Du wirst mich heute in Deinem Schlitten fahren; ich will aber nicht, daß Jemand aus Deinem Benehmen schließen könne, wer Deine Begleiterin ist; wir werden ganz vertraulich mit einander plaudern. Gib mir Deinen Arm; Lestocq wird sogleich das Zeichen zum Beginn der Partie ertheilen.«

Ehe der überraschte junge Mann noch ein Wort erwidern konnte, wurde dieses Signal schon durch einen rauschenden Tusch der im Saale befindlichen Cavallerietrompeter gegeben. Alle Gäste wandten sich nach den Ausgängen; meistentheils führte jeder Cavalier seine Dame am Arme. Auch der Major that, wie ihm geheißen worden, und bot der Kaiserin seinen Arm, den sie ungenirt nahm.

»Nichts belustigt mich mehr als dieses Incognito,« sagte sie scherzend zu ihm, während er sie die breiten Marmortreppen hinabführte. »Man sucht mich überall, und Niemand läßt sich träumen, daß ich an Deiner Seite mitten unter ihnen bin.«

Der Major stammelte einige Worte von der hohen Gnade, die ihm die Kaiserin erzeige. Diese lachte laut darüber auf.

»Ich will mich amüsiren,« sagte sie, »und ich glaube, es mit Dir ebenso gut zu können als mit jedem Anderen, das ist Alles. Uebrigens will ich heute nicht Kaiserin sein, am wenigsten für Dich.«

Es dauerte lange, bis sich der große Schlittenzug nach der Weisung mehrerer Festmarschälle auf dem Flusse und vor dem kaiserlichen Schlosse gesammelt hatte. Die Kaiserin, die Niemand erkannte, und der Major erhielten ihren Platz ziemlich zu Ende

des Zuges angewiesen; Erstere lachte herzlich darüber, wie geringe Aufmerksamkeit ihr heute von ihren eigenen Bedienten erwiesen werde.

Der Major hatte einen eleganten Schlitten und ein prächtiges ukrainisches Dreigespann vor demselben; er selbst war ein höchst gewandter Rosselenker.

Die Kaiserin lobte die Pferde, und als Dmitrijew wagte, sie ihr deshalb zum Geschenk anzubieten, nahm sie dieses ohne Umstände und sehr huldreich als Andenken an diesen Tag, wie sie sagte, an; sie plauderte dann munter über die verschiedenen Masken, machte bald harmlose, bald hämische Scherze über sie und brachte es durch ihre heitere und unbefangene Laune bald dahin, daß der Major in diesen Ton, natürlich mit aller schuldigen Ehrfurcht, einzustimmen begann. Die Liebenswürdigkeit der Kaiserin ließ ihn seine früheren Bedenken vergessen, die Empfindungen, die er ihr ehemals zugetragen hatte, regten sich wieder von Neuem, und der Stolz schwellte sein Herz; er hätte jetzt nicht mehr seinen Platz an der Seite der schönen Kaiserin, die sich ihm so gnädig zeigte, mit einem andern vertauschen mögen.

Endlich setzte sich der Zug, von den Klängen der rauschenden Musik und dem Hurrahgeschrei des an den Flußufern versammelten Volkes begleitet, in Bewegung. Blitzschnell flog er über die glatte Eisfläche fort; die in den Schlitten Sitzenden plauderten, lachten oder vertrauten sich ernste, ihnen sehr kostbare Geheimnisse an, wozu das trauliche Alleinsein die beste Gelegenheit bot; die rosige Wange mancher jungen Dame glühte nicht allein in Folge der scharfen Kälte, und mancher feurige Blick zuckte durch die Augenlöcher der Sammetlarven und zündete in dem Herzen des Cavaliers.

»Ich hatte Dich nicht vergessen, Alexis Dmitrijew,« sagte die Kaiserin zu dem Major, indem sie sich sanft an ihn lehnte; »seitdem Du mir in der Nacht, welche die Regentin Anna stürzte,

Dein Herz und Deinen Arm geweiht hattest; aber Regierungsgeschäfte, Viele, die sich an mich drängten und die ich nicht abweisen durfte, kurz, Schicksal oder Zufall hielten mich bis jetzt von Dir fern. Du wirst Dich entsinnen, daß ich schon damals ein besonderes Interesse für Dich zeigte, als ich Dir die Bewachung des jungen Iwan anvertraute.«

Die Entschuldigung der Kaiserin erschien nicht sehr glaublich, obgleich sie in ihren Ton eine gewisse gefühlvolle Wärme gelegt hatte; die Nennung des Namens Iwan machte auf den Major wieder einen peinlichen Eindruck, zumal er recht gut wußte, daß diesem unglücklichen Kinde jetzt auf Befehl der Kaiserin das traurigste Loos zu Theil geworden war. Dennoch fühlte er sich von der ihm erzeigten Huld ganz hingerissen und versuchte jedes Bedenken gewaltsam zurückzudrängen. Welchen jungen Mann seines Standes würde nicht auch die Aussicht geblendet haben, in ein so vertrauliches Verhältniß zu seiner schönen und mächtigen Monarchin emporzurücken?

Als der Schlittenzug nach einer kurzen Zeit sein Ziel, die auf dem Eise aufgeschlagenen Zelte, erreichte, hatte die Kaiserin sich bereits noch vertraulicher geäußert und der Major wiederholt ihre Hand mit heißer Leidenschaft geküßt.

Alles verließ jetzt die Schlitten und drängte sich in und um die Zelte; man suchte seine guten Bekannten aus dem Maskengewühle herauszufinden, man scherzte mit einander, ohne sich gegenseitig zu kennen, und manche neue interessante Bekanntschaft knüpfte sich dabei an.

Die Kaiserin hatte wieder den Arm des Majors genommen und plauderte zärtlich zu ihm; sie kündigte ihm an, daß er auf dem Abends im Winterpalaste stattfindenden großen Balle ihr Haupttänzer sein solle, und es gehörte nicht die mindeste Eitelkeit Dmitrijew's dazu, um ihm die Ueberzeugung zu geben, daß Elisabeth eine Leidenschaft für ihn gefaßt habe. Er wußte nicht oder

dachte nicht daran, daß sie wiederholt öffentlich ausgesprochen hatte, »sie fühle sich nur glücklich, wenn sie verliebt sei.« *)

Ueberall suchte man die Kaiserin und errieth sie nicht unter der Maske der Römerin, um die sich Niemand besonders zu bekümmern schien.

Nur eine Maske erwies der Letzteren besondere Aufmerksamkeit, indem sie ihr und dem Centurionen auf Schritt und Tritt folgte, was beide anfangs nicht bemerkten. Dieser Beobachter war ein ungewöhnlich hoher und kräftig gebauter Mann, in die sehr reiche Tracht eines alten russischen Bojaren gekleidet; er führte keine Dame am Arm und schien in der ganzen Gesellschaft nur für das dicht vor ihm gehende Paar Augen zu haben; jedenfalls erfüllte ihn das Resultat seiner Beobachtung nicht mit Freude, denn er schritt düster und nachdenklich einher.

»Das ist Rasumoffski, man erkennt ihn an der Figur,« flüsterte man sich in die Ohren; »wunderbar, daß die Kaiserin sich nicht an seiner Seite befindet!«

Der öfter genannte Name drang auch zu dem Ohre der Römerin; sie sah sich um und erblickte den großen Mann in dem Bojarencostüm, dessen Augen durch die Sammetmaske düster auf ihr ruhten.

Der Major fühlte den Arm der Kaiserin leise auf dem seinigen zittern, sie stockte plötzlich in ihrem Gespräche, und er blickte sie verwundert und besorgt an, da er sich diese plötzliche Veränderung noch nicht zu erklären wußte.

In diesem Augenblicke ging der große Mann rasch an dem Paare auf Seiten der Kaiserin vorüber, beugte sich zu ihrem Ohre nieder und flüsterte ein paar Worte, die der Major nicht verstehen konnte; ihn selbst traf ein Blitz, der aus den Augenlöchern der

---

*) Historisch.

Larve feindlich genug zuckte. Auch er hatte Rasumoffski erkannt, der sich sogleich wieder unter das bunte Treiben mischte.

Elisabeth zitterte noch heftiger; Alexis Dmitrijew verstand sie jetzt, ihr Verhältniß zu dem öffentlich erklärten Geliebten erfüllte ihn mit noch mehr Bitterkeit gegen denselben, als gegen sie.

»Meine kaiserliche Herrin fühlt sich unwohl?« fragte er. »Sollte jene Maske gewagt haben —«

»Still, Alexis!« gebot die Kaiserin; »Du kennst diese Maske nicht und weißt nicht, daß sie ein gewisses Recht hat, mich anzureden. Wir müssen uns jetzt trennen; man hat mich erkannt, und mein Vergnügen ist mir verdorben; ich werde Dich ein anderes Mal wiedersehen und sprechen, noch heute Abend wahrscheinlich.«

Ihr Ton war kleinlaut und ängstlich. Sie fürchtete also doch jenen Mann, den sie aus dem Nichts zu sich emporgezogen hatte!

In demselben Augenblicke ging ein anderes Paar an ihnen vorüber. Die Dame war eine der graziösesten Erscheinungen, die man sich vorstellen kann; sie trug das kleidende polnische Nationalcostüm. Ihr Cavalier, dem sie nicht den Arm gegeben hatte und der ihr umsonst seine Artigkeiten zuzutragen schien, war ein großer, etwas starker Herr von steifen, eckigen Bewegungen, den die gleichfalls polnische Tracht wenig kleidete, obgleich sie überladen prächtig war.

»Das ist die Kokorinow,« sagte die Kaiserin rasch; »mag sie mich Dir auf dem Rückwege ersetzen.«

Ohne die Antwort des jungen Mannes abzuwarten, trat sie an die Dame hinan und lüftete ihre Gesichtsmaske gerade nur so weit, daß jene sie erkennen konnte. Die auf das Höchste Ueberraschte verbeugte sich tief; ihr Cavalier, dadurch stutzig gemacht, zog sich ein wenig zurück.

»Kokorinow,« sagte die Kaiserin rasch und leise, »ich trete

Dir meinen bisherigen Cavalier ab; Du wirst den Rückweg in seinem Schlitten machen.«

Dabei deutete sie leicht auf den Major, der sich von seiner Ueberraschung noch nicht erholt hatte, machte eine verabschiedende Handbewegung gegen ihn und entfernte sich schnell nach der Richtung, die jener große Mann in der Bojarenkleidung eingeschlagen hatte.

Alexis Dmitrijew hatte die Worte der Kaiserin vernommen. Er kannte die Fürstin Wassa Kokorinow nur dem Namen nach, aber man behauptete allgemein, daß das neunzehnjährige, sehr reiche Mädchen schön und liebenswürdig sei. Die Kaiserin hatte befohlen, und sowohl der Major als die junge Fürstin mußten gehorchen, obgleich sie nicht das geringste Interesse für einander fühlten.

Wassa machte eine verabschiedende Verbeugung gegen ihren bisherigen Begleiter, der die ganze Scene begriffen zu haben schien, denn er zog sich vollständig zurück, der Major trat an die junge Dame hinan.

»Ihre Majestät haben befohlen,« sagte er, sich achtungsvoll verbeugend.

»Und ich gehorche,« erwiderte die Dame nicht besonders freundlich. »Darf ich wissen, wen ich die Ehre habe, meinen Cavalier nennen zu dürfen?«

Der Major nannte seinen Namen und nahm die Gesichtsmaske ab. Die Augen der jungen Fürstin, die sich nicht demaskirte, beobachteten ihn mit offenbarem Interesse.

»Geben Sie mir Ihren Arm, wenn es Ihnen beliebt,« sagte sie kurz.

III.

Die junge Fürstin Kokorinow war eine Waise Ihre Familie war, wie man sagte, unermeßlich reich, sie zählte zu den ältesten Rußlands. Dieses ganze Vermögen war nach dem Tode ihrer Eltern auf das junge Mädchen übergegangen, als dasselbe noch in einem Kloster Moskau's erzogen wurde.

Mit siebzehn Jahren trat Vassa aus diesem Kloster und kam auf besonderen Wunsch der Regentin Anna an den Petersburger Hof. Die Regentin wies sie der Großfürstin Elisabeth als Ehrendame zu, und die Fürstin fühlte sich in diesem Verhältniß ganz glücklich. Die Großfürstin und spätere Kaiserin gab ihr mannigfache Beweise ihrer Gnade, die Scheu des streng und einfach erzogenen Mädchens vor dem ziemlich rohen Glanze des Hofes wich allmälig, und sie fühlte sich bald an ihm zu Hause, ohne damit ihrem echt weiblichen Gefühle zu entsagen. Vassa blieb trotz manchen schlechten Beispieles rein und unschuldig, obgleich sie, durch die ihr in Menge zugetragenen Schmeicheleien verführt, ein wenig zu kokettiren gelernt hatte.

Sie war schön und dies, in Verbindung mit ihrem Reichthum und der Bildung, welche die der meisten Hofdamen übertraf, lockte viele Anbeter und Freier herbei, aber Vassa wurde sowohl durch den vorerwähnten Anflug von Koketterie, wie hauptsächlich durch ihren richtigen Blick davor geschützt, übereilt ihr Herz zu verschenken; sie ließ sich ganz gern den Hof machen, aber an Heirathen dachte sie noch nicht, obgleich sie das Alter dazu bereits erreicht hatte.

Zu den Anbetern der jungen Fürstin gehörte seit Monaten vor jener Schlittenpartie schon der Reichs-Vicekanzler Graf Alexei Bestuscheff-Riumin, der damals schon über seine besten Mannesjahre hinaus war, denn er zählte neunundvierzig Jahre; dagegen

sprach für ihn, daß er ebenfalls großes Vermögen besaß, kein häßlicher Mann war und die einflußreichste Stellung im russischen Staate bekleidete.

Dennoch fühlte Vassa keine Neigung zu ihm und nahm seine Huldigungen nur lächelnd an. Er war es, der sie begleitet hatte, als ihnen die Kaiserin mit dem Major begegnete. Hatte Graf Bestuscheff auch das Gesicht der Kaiserin nicht gesehen, so hatte er sie zweifellos doch erkannt und aus ihren Geberden ihren Willen verstanden, sonst würde er Vassa schwerlich so gutwillig dem Major abgetreten haben; letzterer war ihm jedenfalls fremd geblieben, denn er hatte zuvor nie etwas mit ihm zu thun gehabt; er hatte sein ihm gänzlich unbekanntes Gesicht nur flüchtig gesehen, als Alexis seine Maske vor der jungen Fürstin lüftete.

»Was hat die Kaiserin mit diesem jungen Manne, den man nicht einmal bei Hofe kennt, zu schaffen?« fragte sich der Graf grollend, als er allein weiterwanderte. »Sie hat heute nicht erkannt sein wollen, man suchte sie vergebens überall. Dahinter steckt etwas; armer Rasumoffski, deine glänzenden Tage scheinen gezählt zu sein! Gleichviel aber, ich werde dieses jugendliche Gesicht, das ich nur einen Augenblick gesehen habe, nicht vergessen und wiederfinden; ich wette darauf, daß sein Besitzer großes Glück machen wird. Das ist einmal so an einem Hofe, wo Krone und Weiberrock sich gesellen.«

Der Graf ging nachdenklich weiter; er dachte weniger an die schöne Fürstin Kokorinow als an den ihm unbekannten neuen Günstling der Kaiserin, wobei er dem letzteren eigentlich heimlich darüber grollte, daß er ihm, wenn auch wider seinen Willen, seine Angebetete entführt habe.

Indessen hatte der Major der Fürstin den Arm geboten und suchte sich zu entschuldigen, daß er, dem Befehle der Kaiserin gehorsam, sie von ihrem Cavalier habe trennen müssen.

»Daran liegt mir sehr wenig,« erwiderte die Dame lachend;

»ich bin Ihrer Majestät sogar dankbar, daß sie mich von den lästigen Huldigungen des Grafen Bestuscheff befreit hat. Ich hoffe, Sie werden mir ein angenehmerer Gesellschafter sein, mein Herr.«

Der Major gab sich auch alle Mühe, dies zu werden, obgleich er an seiner neuen Begleiterin anfangs kein wärmeres Interesse nehmen konnte, da er noch nicht einmal ihr Gesicht gesehen hatte. Allmälig aber kehrte ein solches doch bei ihm ein, denn die junge Dame war in ihrem ganzen Wesen so liebenswürdig und ihre Unterhaltung unterschied sich so vortheilhaft von der, welche die Damen des Hofes, meistens ohne jede feinere Bildung, zu führen verstanden, daß Alexis ihr größere Aufmerksamkeit zu widmen begann.

Unter Anderem fragte sie ihn in leicht scherzhaftem Tone, der ihre Neugierde indessen nicht gut genug versteckte, wie er zu der anscheinend so vertraulichen Bekanntschaft mit der Kaiserin gekommen sei.

Der Major war vorsichtig genug, dies blos auf den Zufall und die flüchtige Laune der Monarchin zu schieben; er bemerkte aber wohl, daß die Fürstin seinen Worten nicht rechten Glauben schenkte.

Die Unterhaltung wurde mit der Zeit immer vertraulicher, und es dauerte gar nicht lange, bis die Fürstin alle Verhältnisse Dmitrijew's ziemlich genau kannte.

Das Signal zur Abfahrt wurde gegeben. Der Major suchte mit den Augen die Römerin und entdeckte sie endlich an der Seite des großen Mannes, in dem er selbst den Grafen Rasumoffski nicht verkannt hatte, wie beide eben einen prächtigen Schlitten bestiegen und die Tête des Zuges nahmen; er fühlte einen kleinen Stich im Herzen, als er ihr durchaus vertrauliches Benehmen gegen einander gewahrte. Man schien jetzt auch allgemein zu wissen, wer die Römerin sei, denn man begrüßte sie mit großer Ehrfurcht, und da sie würdevoll dankte, schien sie selbst auch ihr In-

cognito aufgegeben zu haben, obgleich sie noch die Maske trug. Jedenfalls hatte die Gestalt Rasumoffski's auch sie verrathen.

Alexis Dmitrijew war heimlich unzufrieden und verstimmt; er dachte erst jetzt daran, auf welche hohe Stufe ihn die Gunst Elisabeths hätte erheben können, mußte sich nach dem Vorgefallenen aber für überzeugt halten, daß die Kaiserin ihn nur als ein Spielwerk flüchtiger Laune behandelt habe, während Rasumoffski allein auf ihre dauernde Neigung Anspruch machen konnte. Seine Eitelkeit war dadurch nicht wenig gekränkt, und es war eine Art von Erbitterung gegen die Kaiserin, mit der er sich jetzt ganz der Dame, die er am Arme führte, zu widmen beschloß.

Die Fürstin bestieg mit ihm seinen Schlitten, und der Zug brauste nach Petersburg zurück.

Der Major entfaltete jetzt in der Unterhaltung seine ganze Liebenswürdigkeit; wie die Fürstin die Damen, so übertraf er auch bei Weitem die Cavaliere des Hofes an Bildung und Eleganz. Wassa Kokorinow mußte dies fühlen, und jedenfalls wurde in diesem Schlitten die interessanteste und geistreichste Unterhaltung geführt; seine beiden Insassen bedauerten, daß man schon so früh am Winterpalais anlange.

Der Schlittenpartie sollte ein glänzender Ball folgen.

Jeder Cavalier führte, nachdem die Fuhrwerke den bereitstehenden Dienern übergeben worden, seine Dame in die Säle des kaiserlichen Schlosses. In dem größten derselben war ein Thronsessel aufgestellt, um den sich die ganze Versammlung gruppirte. Die Kaiserin erschien am Arme Rasumoffski's und nahm auf diesem Thronsessel Platz; sie trug noch ihr altes Costüm als Römerin. Auf einen Wink von ihr, den rasendes Trompetengeschmetter begleitete, demaskirte sich Alles, wie sie selbst.

Alexis Dmitrijew blickte zuerst auf Elisabeth, als sein Auge aber auf Rasumoffski, der ein sehr schöner Mann war, fiel, wandte er sich schnell zu seiner Nachbarin, die bereits die schwarze

Sammetlarve in der Hand hielt. Er war von ihrer Schönheit überrascht.

Die Fürstin Bassa Kokorinow stand in der frischesten Jugendblüthe; das neunzehnjährige Mädchen übertraf dadurch bei Weitem die stolze Schönheit der Kaiserin. Ihr Gesicht hatte das reinste griechische Profil und durchaus edle und sanfte Züge; der Teint war blendend weiß und zart. Auf der stolzen Stirn thronte Verstand, und die dunkelblauen Augen, die von langen dunklen Wimpern beschattet wurden, drückten ebenso viel Güte als feurige Schwärmerei aus. Dunkelbraune üppige Locken rahmten dieses bezaubernd schöne Antlitz ein.

Die schlanke und zartgebaute Figur der Fürstin, die sich stets ebenso würdig als anmuthvoll trug, verdiente ebenso viel Bewunderung.

Als der Major sich schnell zu ihr umwandte, konnte es ihm nicht entgehen, daß sie auch ihn so eben aufmerksam beobachtet hatte; ohne Zweifel war sie befriedigt, denn ein leichtes, süßes Lächeln schwebte auf ihren Lippen.

In Alexis' Empfindungen ging ein schneller Umschwung vor sich. Hatte er einen Augenblick zuvor noch der Kaiserin seine Bewunderung zugetragen, so wurde dieselbe jetzt ausschließlich von der Fürstin in Anspruch genommen; er glaubte noch nie ein so wunderbar schönes weibliches Wesen gesehen zu haben. Die Unterhaltung, die er bisher mit der Maskirten geführt und die seine ganze Theilnahme erregt hatte, erhielt jetzt einen doppelten Reiz für ihn; er mußte sich bekennen, daß Bassa Kokorinow in jeder Beziehung, bis auf ihren Rang, über der Kaiserin stehe, ihre sanfte Weiblichkeit war viel anziehender als die schrankenlos sich offenbarende Leidenschaft Elisabeths, die dagegen beinahe niedrig erschien; kurz, der Major würde seinen Platz an der Fürstin Seite gewiß nicht freiwillig mit dem Rasumoffski's vertauscht haben.

Die schöne Bassa mochte aus seinen Mienen die Empfindungen, die ihn ganz beherrschten, errathen, denn sie erröthete und schlug die Augen nieder.

»Ist die Kaiserin nicht schön, sehr schön?« fragte sie nach einer kleinen Pause, in welcher der Major noch ganz in ihre Anschauung versunken schien.

»Ich glaube, man sagt wenigstens so,« stotterte der junge Mann, der sich den Grund dieser Frage wohl zu deuten wußte; »wenn aber die rosige Glut der Morgensonne sich über die Fluren ergießt, müssen Mond und alle funkelnden Sterne erbleichen.«

»Und wo ist Ihnen denn so eben die Sonne aufgegangen?« fragte die Fürstin mit erzwungenem Lachen, während sich ein noch tieferes Roth in ihre Wangen ergoß.

»Sie fragen mich noch, Fürstin, nachdem Sie sich demaskirt haben?« sagte Alexis, die Augen, aus denen leidenschaftliches Feuer strahlte, nicht von ihr abwendend, als ob ihre Schönheit ihn vollständig gebannt habe.

»Sehr galant,« erwiederte Bassa scherzend, indem sie den kostbaren Fächer vor ihr Gesicht führte.

»O weh, die Sonne, die kaum aufgegangen, verhüllt sich wieder hinter einer Wolke!« rief der Major.

»Hüten Sie sich, Herr Major! Man wird es Ihnen wenig Dank wissen, wenn Sie zu lange in die Sonne blicken.«

»Verbieten Sie es mir, Fürstin?«

»Nein, denn ich bin überzeugt, daß Sie nicht allzusehr von dieser matten Sonne geblendet werden; mir scheint aber, daß eine hohe Person keine Nebensonne für Sie dulden möchte. Sehen Sie doch, die Kaiserin scheint uns zu beobachten.«

In Bassa's leicht vibrirendem Tone lag eine gewisse Unruhe, vielleicht ein bischen Bitterkeit.

Der Major sah auf die Kaiserin und begegnete einem ziem-

lich finsteren Blicke von ihr, der sich auf ihn und die Fürstin geheftet hatte. Er fühlte, daß er die Herrschaft über seine Empfindungen nicht sorgsam genug bewahrt habe.

»Die Kaiserin hat mich nur einer flüchtigen Laune gewürdigt,« sagte er, sich zu vollkommener Ruhe zwingend, zu seiner Nachbarin. »Ich weiß nicht, welchem Umstande ich dieses Glück verdanke, ich versichere Sie aber, Fürstin, daß ich das, heute Ihr Cavalier geworden zu sein, nicht noch einmal mit jenem vertauschen möchte.«

»Ist das Ihr Ernst, Herr Major?«

»Mein heiliger Ernst!«

Die Trompeten forderten zum Beginn des Balles auf. In wenigen Augenblicken strahlten die Tanzsäle in einem glänzenden Feuermeere, denn ein paar hundert Hände hatten die großen goldenen Kron- und Wandleuchter gleichzeitig angezündet. Hofmarschälle erschienen mit brennenden Fackeln, und die Paare traten zu dem Introductionstanze, einer Art von Polonaise, an; die Kaiserin und Graf Rasumoffski eröffneten den Zug, jeder Herr führte die Dame, die er in seinem Schlitten gefahren hatte, zum Tanze, der Major also die Fürstin Kokorinow.

Dem feierlichen Fackeltanze folgten die damals üblichen Rundtänze und Françaisen. Der Major durfte, um nicht Aufsehen zu erregen, nicht länger an der Seite der Fürstin verweilen, die sich unter die höchstgestellten Damen mischte und in der Folge bald diesen, bald jenen Tänzer fand. Besonders war es Graf Bestuscheff, der ihr große galante Aufmerksamkeit erwies und sie wiederholentlich zum Tanze führte; wie der Major wohl bemerkte, denn er beobachtete scharf, benahm sich Bassa gegen Jenen freundlich artig, ohne ihm, allem Anscheine nach, besondere Hoffnungen zu machen.

Auch Alexis selbst tanzte ein paar Mal mit der Fürstin, die ihm gern die Rechte eines alten Bekannten einzuräumen schien.

Der Major fühlte sich immer mehr von ihr entzückt und vergaß die Kaiserin fast ganz.

Aber Elisabeth hielt ihr Wort, das sie ihm bei der Schlittenpartie gegeben hatte. Sie sandte ihm einen ihrer Kammerherren zu und ließ ihn auffordern, sie zum Tanze zu führen. Der Major gehorchte mit etwas ängstlich klopfendem Herzen, denn es hatte ihm nicht entgehen können, daß die Kaiserin sein freundschaftliches Einverständniß mit der Kokorinow gerade nicht mit den billigendsten Blicken beobachtet hatte.

Elisabeth war durch die schöne Wassa bereits vollständig wieder aus seinem Herzen gedrängt worden; alle Vorwürfe, die er ihr früher gemacht, hatten jetzt wieder an Gewicht gewonnen, und an die Stelle seiner dadurch, daß ihn die Kaiserin bevorzugte, hoch geschmeichelten Eitelkeit war jetzt ein viel heißeres und edleres Gefühl getreten, das ihn zu der jungen Fürstin zog.

Er hatte sich kaum seiner Pflicht, mit der Kaiserin zu tanzen, entledigt, als diese ihn mit einem raschen prüfenden Augenblitze fragte:

»Nun, Alexis Dmitrijew, findest Du die Kokorinow schön?«

Der Major bekämpfte seine Verlegenheit, so gut er konnte, und erwiderte, die Fürstin sei allerdings sehr schön und liebenswürdig, aber jedenfalls sei sie nicht die Schönste und Bewunderungswürdigste in dieser Versammlung. Alexis log, was blieb ihm der offenbar eifersüchtigen oder mißgünstigen Elisabeth gegenüber aber Anderes übrig? Es war bekannt, daß die Kaiserin stets für die schönste Frau ihres Reiches gelten wollte.

»Und wer ist hier die Schönste und Bewunderungswürdigste?« fragte sie. »Gestehe es mir offen, ich bin doch neugierig, ob ich Deine Ansicht zu theilen vermag.«

»Ich darf es nicht wagen, Majestät, sie zu nennen,« antwortete der Major.

Die Kaiserin wußte die Antwort im Voraus und glaubte

ohne Zweifel auch an ihre Aufrichtigkeit. Mancher würde sie, die reife, üppige Schönheit, vielleicht allen Ernstes der jungen Fürstin, so wie allen übrigen Damen vorgezogen haben; sie vergaß nur, daß ihr der so unendlich verschönernde und verklärende Ausdruck wahrer Weiblichkeit und Unschuld fehlte. Sie lächelte den Major freundlich an und sagte:

»Ich befehle Dir aber, Alexis Dmitrijew, auf meine Frage zu antworten.«

Der Major befand sich in der peinlichsten Verlegenheit; er konnte nur die Kaiserin selbst nennen, er wußte auch, daß sie ihm dies nicht übel deuten werde, aber am meisten fürchtete er gerade das Gegentheil, seitdem er die Fürstin Kokorinow kennen gelernt hatte.

»Sie sind es, Madame,« antwortete er zögernd.

Die Kaiserin schien sehr zufrieden, aber aus Koketterie drohte sie ihm lächelnd mit dem Finger.

»Lasse das Niemanden hören,« meinte sie vertraulich, »Du könntest Dir sonst böse Feinde machen; ich habe heute bereits einen harten Stand mit Rasumoffski gehabt, aber es ist mir gelungen, ihn wieder vollkommen zu beruhigen.«

»Ist meine Kaiserin nicht Herrin über Alle?« konnte der Major nicht unterlassen zu fragen.

»Ja,« erwiderte Elisabeth mit einem leichten Seufzer, »ich bin aber auch Weib.«

Nach einer kleinen Pause fuhr sie fort:

»Du gefällst mir, Alexis Dmitrijew, durch Deine Offenheit und kannst Dich meiner steten Gnade für versichert halten. Ich werde Dich noch öfter sprechen. und wir werden bald gute Freunde sein. Richte Dich in jedem Falle nach den Weisungen, die Dir Lestocq zugehen lassen wird. Uebrigens bin ich noch in Deiner Schuld für die Pferde, die Du mir zum Geschenk gemacht hast; nimm dafür dieses Andenken von mir.«

Die Kaiserin zog mit einer schnellen Handbewegung die Brillantrose, die sie im Haare trug und deren Werth den des Dreigespannes um das Fünf- oder Sechsfache übertraf, aus demselben und reichte sie dem Major. Ein paar Stunden zuvor würde ihn eine solche Huld beglückt haben, jetzt beängstigte sie ihn ebenso wie die Andeutungen der Kaiserin.

Noch zweimal an diesem Abende ließ ihm Elisabeth befehlen, mit ihr zu tanzen. Alle Welt mußte diese große Begünstigung wahrnehmen, Viele beneideten den Major darum, in Staunen wurde aber eigentlich Niemand versetzt, denn Alexis Dmitrijew war nicht der Erste, dem seit dem Regierungsantritt der Kaiserin solche Gnade zu Theil wurde.

Der Graf Rasumoffski blickte etwas finster; von ihm hatte der Major aber wohl am allerwenigsten zu fürchten, denn der ehemalige Kirchensänger war zwar ein ganz ungebildeter, aber gutmüthiger und edeldenkender Mann, der trotz seines Einflusses nie heimliche Grausamkeiten beging, auch war er schon gewöhnt, zu kleinen Extravaganzeu seiner hohen Geliebten die Augen zuzudrücken.

Graf Bestuscheff, der als scharfer Beobachter wohl bemerkt hatte, wie Elisabeth dem Major die Rose gegeben, rieb sich die Hände und war ganz zufrieden, denn er hielt sich nun für überzeugt, der Major mache der Fürstin Kokorinow nicht ernstlich den Hof, sondern folge damit nur einem Winke der Kaiserin. Da er meinte, der neue Günstling werde wahrscheinlich bald großen Einfluß am Hofe gewinnen, hielt es der stolze Kanzler sogar nicht unter seiner Würde, den Major anzureden und ihm einige Schmeicheleien über sein schönes Tanzen und seine vortreffliche militärische Haltung zu sagen.

Alexis vermochte darüber nicht einmal heimlich zu lächeln, denn es wurde ihm angst und bange davor, daß er bereits für einen Günstling der Kaiserin gelte.

Wassa Kokorinow war die Einzige, die gegen ihn einsylbiger wurde; er glaubte sich nicht in seiner Bemerkung zu täuschen, daß ihre Augen ihm öfter mit beinahe wehmüthigem Ausdrucke folgten. Die süße Ahnung, daß die junge Fürstin ihm bereits nach der kurzen Bekanntschaft eine warme Neigung zutrage, beglückte den Major ungemein; hier war aber um so weniger der Ort, sich dessen zu vergewissern, als Elisabeth ihn fast nicht aus den Augen ließ und überhaupt die Blicke der meisten Anwesenden an dem Manne hingen, dessen Stern vermuthlich bei Hofe aufgehen sollte.

Erst mit anbrechendem Morgen war das zuletzt etwas wild gewordene Fest zu Ende. Die Kaiserin nickte dem Major noch einmal freundlich zu, ehe sie die Säle verließ, und die Fürstin Kokorinow verbeugte sich zum Abschiede förmlicher gegen ihn, als man es nach ihrer früheren vertraulichen Unterhaltung hätte erwarten sollen. Sie schien den bittenden Blick, den Alexis ihr zuwarf, nicht zu verstehen.

IV.

Alexis Dmitrijew war sehr aufgeregt von den Erlebnissen des Tages in seine Wohnung zurückgekehrt; in dem kurzen Schlummer, den er fand, mischten sich die Traumbilder der Kaiserin und der schönen Wassa bunt durch einander. Beide waren sein erster Gedanke, als er erwachte.

Seine Gefühle waren auch bei ruhiger Ueberlegung dieselben; er fürchtete die Kaiserin und gestand sich, daß er die Fürstin liebe, wie er noch kein Weib geliebt hatte. Zwar konnte es vermessen erscheinen, seine Augen zu ihr zu erheben, aber Wassa selbst hatte einen solchen Bann durch ihr gütiges und vertrauliches Entgegenkommen am vergangenen Tage gelöst; gerade ihre scheinbare Kälte beim Abschiede gab Alexis die Ueberzeugung, daß er ihr nicht gleichgültig geblieben sei, da dieselbe ohne Zweifel nur Miß-

billigung seines Verhältnisses zu der Kaiserin und Eifersucht verbergen sollte.

Der Major entschloß sich also, um jeden Preis einen Versuch zu wagen, Vassa noch einmal, womöglich unter vier Augen, zu sprechen und ihr seine Empfindungen ganz offen darzulegen; er baute darauf schon die kühnsten Hoffnungen. Die Fürstin war ganz unabhängig, und es konnte gerade nicht als eine Mesalliance erscheinen, wenn sie ihm ihre Hand gab; daß die Kaiserin einer öffentlich ausgesprochenen Bitte um den Heirathsconsens widersprechen werde, ließ sich nicht recht denken, und war Alexis einmal verheirathet, dann, hoffte er, würde auch Elisabeth ihren Launen Schweigen gebieten.

An diesem Tage kam der Major übrigens nicht zur Ausführung seines Planes; theils hielt ihn sein Dienst davon zurück, theils eigene Befangenheit. Erst am nächsten Tage fuhr er mit dem festen Entschlusse, sein Schicksal auf eine Karte zu setzen, nach dem Kokorinow'schen Palais, um der zeitigen Besitzerin seine Aufwartung zu machen.

Zu seiner großen Bestürzung erfuhr er von der Dienerschaft, die Fürstin habe ihr Haus bereits am verflossenen Abende verlassen und sich für voraussichtlich längere Zeit auf ihr Landgut begeben, das drei bis vier Meilen von Petersburg entfernt, seitwärts der Straße nach Oranienbaum am finnischen Meerbusen liege. Der Major konnte sich dies um so weniger erklären, als er wußte, daß Vassa in ihrer Eigenschaft als Hofdame an die Person der Kaiserin gebunden war. Unentschlossen, welchen Weg er nun einschlagen solle, kehrte er in seine Wohnung zurück.

Sein Leibdiener überreichte ihm ein vor Kurzem durch einen unbekannten Boten abgegebenes Billet. Er erbrach es mit einer bösen Ahnung. Der Inhalt lautete:

»Man wünscht, den Major Alexis Dmitrijew vertraulich zu sprechen, und erwartet ihn heute Abend um zehn Uhr an der klei-

nen Pforte, die von der —straße in den Garten der Eremitage führt; er kann sich der Führerin, die dort zur Stelle sein wird, vollkommen anvertrauen.«

Unterzeichnet waren die wenigen Zeilen mit L. Der Major hatte die Handschrift wiedererkannt, die er in dem ersten ihm anonym zugegangenen Briefe für die Lestocq's gehalten hatte.

Daß dieser Brief von der Kaiserin kam, unterlag keinem Zweifel mehr; alle Befürchtungen Dmitrijew's hatten sich vollständig erfüllt. Er hätte jetzt dieser Einladung nicht mehr folgen mögen, sollte er sich dadurch auch der größten Gefahr aussetzen. Eine Weile war er ganz rathlos, wie er sich benehmen solle, um den ihm wegen seines Ungehorsams drohenden Sturm abzuwenden, dann fiel ihm ein Mittel ein, durch das er wenigstens Aufschub zu erlangen hoffte.

Er legte sich zu Bett und erheuchelte selbst vor seinen Dienern bedenkliches Unwohlsein; dann ließ er den Arzt rufen und meldete sich krank bei seinem Regimente.

Der Arzt fand die Symptome seiner Krankheit nicht ganz normal; wie konnte er aber daran denken, daß sich der Major nur verstelle? und welchen Grund hätte er dafür finden können?

Vielleicht wurde Alexis Dmitrijew schärfer beobachtet, als er wünschte, denn gegen Abend erschien ein Leibarzt der Kaiserin ohne alle Aufforderung von seiner Seite bei ihm und erkundigte sich im Auftrage Lestocq's sehr angelegentlich nach seinem Befinden.

Glücklicherweise gelang es ihm, auch diesen nicht sehr gelehrten Herrn zu täuschen, und derselbe entfernte sich wieder mit bedenklichem Kopfschütteln, nachdem er ihm verschiedene Mittel verordnet hatte. Der Major warf alle eigenhändig zum Fenster hinaus und gratulirte sich, diesen Ausweg gefunden zu haben. Daß die Kaiserin ihn an diesem Abende nicht mehr erwarten werde, da sie von seiner plötzlichen Krankheit bereits in Kenntniß gesetzt sein würde, schien ihm gewiß.

Was hatte inzwischen Bassa Kokorinow bewogen, so plötzlich Petersburg und den Hof zu verlassen?

An dem Vormittage nach der Schlittenpartie und dem Ballfeste hatte sie den Dienst beim Lever der Kaiserin. Noch ein paar andere Damen und Kammerfrauen waren dabei zugegen.

Elisabeth saß in leichter Morgentoilette vor dem kostbaren venetianischen Spiegel und ließ sich gerade schminken und die Schönheitspflästerchen auflegen; ihre Brauen hatten sich drohend zusammengezogen, und sie schien recht übler Laune zu sein. Alle, die sie umgaben, zitterten; die Fürstin war die Einzige, die ruhigen Antlitzes dem Unmuthe der Monarchin Trotz bot, denn einmal hatte sie bisher stets für eine besondere Günstlingin derselben gegolten, der nie ein böses Wort zu Theil wurde, dann fühlte sie heute einen gewissen Trotz der hohen Frau gegenüber, die sie als ihre Nebenbuhlerin betrachten mußte.

Bassa hatte die Nacht fast ebenso zugebracht, wie der Major, und war sich darüber klar geworden, daß sie in wenigen Stunden ihr Herz an ihn verloren habe; vielleicht war es gerade die Gefahr gewesen, die sie lief, ihn sich durch die Kaiserin entrissen zu sehen, die ihr die Gefühle ihres Herzens so schnell offenbarte und ihre Leidenschaft erregte.

Die Fürstin gab, ihrem Dienste gemäß, der Kaiserin eben den Pudermantel um, als diese einen langen mißtrauischen Blick auf sie warf; Bassa bemerkte es wohl, aber sie zwang sich zu unbefangenem Lächeln.

»Du siehst blaß und leidend aus, Kokorinow,« sagte die Kaiserin.

»Daß ich nicht wüßte, Majestät; ich habe nach dem Feste vortrefflich geschlafen.«

Bassa sah allerdings etwas blaß aus, denn sie hatte in der Nacht weniger geschlafen, als wachend an den Major Dmitrijew gedacht; sie ahnte noch nicht, wo die Kaiserin hinaus wollte.

»Du strengst Dich offenbar in Unserem Dienste zu sehr an.«

»Bewahre, Majestät, er ist mir noch nie schwer geworden.«

»Ich möchte Dir einen guten Rath geben, Kokorinow,« fuhr die Kaiserin hartnäckig fort, während sich ihre Brauen noch finsterer zusammenzogen.

»Majestät beglücken mich hoch durch Ihre Theilnahme.«

»Du hast ja ein Landgut nahe bei Oranienbaum. Es würde Deiner Gesundheit sehr zuträglich sein, wenn Du dort einige Monate in Muße zubrächtest; wenn Du wieder hergestellt bist, werde ich Dich mit Freuden von Neuem an meinem Hofe empfangen.«

Der Rath der Kaiserin war keineswegs unverständlich; es war eine in sanfte Worte eingekleidete Verbannung aus Petersburg. Die junge Fürstin verstand dies vollkommen, und es kostete sie keine große Mühe, auch den Grund zu errathen: die Kaiserin wollte sie von dem Major Dmitrijew trennen.

Wassa schossen die Thränen in die Augen, aber sie drängte sie gewaltsam zurück, denn sie wollte sich vor den vielen, zum Theil höhnisch lächelnden Zeuginnen keine Blöße geben.

»Sie haben nur zu befehlen, Madame,« sagte sie mit erzwungener Fassung.

»Nein, mein Kind, ich habe diesen Wunsch nur in Deinem Interesse ausgesprochen; wann wirst Du abreisen?«

»Noch heute, Majestät.«

»Ich hoffe Dich zum Frühjahr, von Deinem Uebel ganz geheilt, wiederzusehen,« sagte die Kaiserin bedeutungsvoll.

Wassa verbeugte sich, nicht im Stande, ein weiteres Wort zu sprechen.

Eine Kammerfrau trat herzu und löste die Haare der Kaiserin auf; Wassa zog sich zurück. Elisabeth begann zu einer andern Hofdame zu sprechen.

Als das Lever vorüber war, näherte die Fürstin sich wieder

der Kaiserin, um ihr vor Antritt ihres Urlaubs die Hand zu küssen; Elisabeth reichte sie ihr kalt und kurz.

»Du wirst also noch heute reisen?« fragte sie. »Ich wünsche, daß Du nur Unsere Theilnahme darin siehst, wenn Wir Dich ein wenig treiben.«

»Ich bin stets bereit, die Befehle meiner erhabenen Herrin zu erfüllen,« antwortete das junge Mädchen mit zitternder Stimme.

Die Kaiserin nickte ihr anscheinend freundlich zu und ging in ein Nebenzimmer. Bassa warf sich in ihren Wagen und fuhr, Schmerz und Trauer im Herzen, nach ihrem Palais. Sie war überzeugt, daß sie den Major nie wiedersehen werde, höchstens als erklärten Geliebten der Kaiserin.

Als sie zu Hause anlangte, meldete man ihr, Seine Excellenz der Herr Reichsvicekanzler Graf Bestuscheff warte bereits seit einer halben Stunde auf ihre Rückkehr. Der Graf mußte ihr also Wichtiges bringen.

Bassa machte nur flüchtig Toilette und trat dann in den Empfangssalon, in dem sie den Grafen, nachdenklich in einem Armsessel sitzend, fand. Bei ihrem Eintritte sprang er sogleich auf und kam ihr mit den achtungsvollsten Begrüßungen entgegen; sie konnte es nicht hindern, daß er wiederholt ihre Hand mit einem für sein Alter ungewöhnlichen Feuer küßte.

»Sie sind betrübt, Fürstin?« fragte er nach einem forschenden Blicke auf ihr Gesicht. »Sollte irgend Jemand gewagt haben, Sie zu kränken?«

»Die Kaiserin hat mich soeben aus Petersburg verbannt und mir befohlen, mich auf mein Gut bei Oranienbaum zu begeben,« erwiderte Bassa trübe.

Der Graf erschrak sichtlich, denn auch er legte großen Werth auf die kaiserliche Gnade oder Ungnade; aber er beruhigte sich auch sogleich wieder, denn es fiel ihm ein, daß Elisabeth die Für-

stin nur deshalb weggeschickt haben könne, weil sie deren ihren eigenen Wünschen widersprechenden Einfluß auf den Major Dmitrijew fürchtete. Daraus ging allerdings die Eifersucht der Kaiserin hervor, und vielleicht war letztere besser unterrichtet als er und das Verhältniß zwischen Wassa und Dmitrijew doch ernsterer Art, als er geglaubt hatte; dann konnte ihm aber die sogenannte Verbannung der Fürstin nur erwünscht sein, da sie die beiden jungen Leute trennte; die Kaiserin war dann die natürliche Bundesgenossin seiner Zwecke, derenthalben er heute hauptsächlich in das Kokorinow'sche Palais gekommen war, und die Kaiserin hatte schon oft einen Machtspruch gethan.

Der Kanzler fragte daher, ob Wassa nicht irgend eine ihr bewußte Veranlassung zu der scheinbaren Ungnade der hohen Frau gegeben habe, und als sie es entschieden, wenn auch leicht erröthend, verneinte, glaubte er seine Vermuthung sicher bestätigt.

»Es macht Ihnen Schmerz, Fürstin, unsere glänzende Hauptstadt verlassen zu müssen?« fragte er theilnahmvoll.

»Nein, mich fesselt nichts an Petersburg,« erwiderte Wassa unmuthig. »Es kränkt mich nur tief, daß die Kaiserin mich zu strafen beabsichtigt, ohne mir eine Anklage vorgelegt, ohne meine Vertheidigung gehört zu haben.«

Wassa sprach nicht die Wahrheit; sie verließ Petersburg ungern, und zwar nur des Majors Dmitrijew wegen.

»Die Absicht, die mich hierherführte, Fürstin,« meinte der Kanzler mit nicht ganz zu verheimlichender Befangenheit, »wird, wenn sie Ihre Billigung findet, Sie der Nothwendigkeit überheben, die Stadt zu verlassen; ich gebe mich sogar der Hoffnung hin, daß die Kaiserin, unsere erhabene Herrin, ihre Verwirklichung mit Freuden sehen würde.«

Die Fürstin horchte gespannt auf; sie wäre wohl geneigt gewesen, ein Opfer zu bringen, wenn sie in der Nähe Alexis Dmitrijew's hätte bleiben dürfen.

»Ich bin aus den Jahren, schöne Fürstin,« begann Graf Bestuscheff, »in denen man seine Gefühle, um sie auszudrücken, in lange und schwärmerische Worte zu kleiden liebt; das beweist auch nicht immer, daß sie wahrhaft tief empfunden sind. Das jugendliche Feuer flackert oft sehr hoch auf und läßt dennoch nichts weiter zurück als ein wenig ausgebrannte Asche, im reiferen Alter brennt die Flamme bescheidener, aber auch klarer und dauernder.«

Die Fürstin würde über den Versuch des trockenen Staatsmannes, poetisch zu werden, gelächelt haben, hätte sie nicht bereits errathen, wo hinaus er wolle, und dies beängstigte sie nicht wenig, da ihr gerade jetzt, wo sich die Kaiserin ihr ungnädig gezeigt hatte, am wenigsten daran liegen konnte, sich einen neuen, obenein so mächtigen Feind wie den Kanzler zu machen.

»Ich begreife noch nicht, Herr Graf,« meinte sie, »was Ihre ohne Zweifel sehr richtige Bemerkung mit meiner Reise nach Oranienbaum zu thun hat.«

»Sollten Sie mich wirklich nicht verstanden haben, wenn Sie sich der ehrerbietigen Huldigungen erinnern, die ich so glücklich war, Ihnen schon seit geraumer Zeit zu Füßen legen zu dürfen?« sagte der Graf mit sehr verliebtem Gesichte.

»Mein Gott, Sie wollen doch nicht auch in der Verbannung mein Cavalier werden?« rief Vassa lachend.

Der Graf ärgerte sich über dieses Lachen und biß sich auf die Lippen.

»Ich würde es gern sein, wenn Sie mir ein Recht darauf einräumten,« erwiderte er sehr ernst.

»Ein Recht? Sie, der mächtigste Mann Rußlands nächst der Kaiserin, sollten nicht selbst Herr Ihres Willens sein?«

»Sie wollen mich nicht verstehen, Fürstin,« sagte der Kanzler mit gerunzelter Stirn. »So will ich ohne weitere Umschweife und ganz offen zu Ihnen sprechen. Sie nannten mich soeben den

mächtigsten Mann Rußlands nächst der Kaiserin, und ich habe allerdings einigen Einfluß; selbst wenn ich ihn einmal einbüßen sollte, was zu Lebzeiten der Kaiserin gar nicht zu erwarten ist, hat mich das Glück mit einem Reichthume gesegnet, dem ein anderer in Rußland sobald nicht gleichkommt, und er wird mir immer eine der ersten Stellen im Reiche anweisen. Das und meine aufrichtige Ergebenheit für Ihre Person, schöne Wassa, kann ich Ihnen bei der Bitte um Ihre Hand bieten; die Verschiedenheit unseres Alters kann Ihnen nur eine Bürgschaft dafür geben, daß Sie an Ihrem zukünftigen Gatten eine kräftige Stütze in allen Lebensverhältnissen, besonders auf dem glatten Parquet dieses Hofes, finden werden und daß ruhige Ueberlegung und wahre Achtung, nicht flüchtiger Sinnenrausch, ein für alle Zeiten unzerreißbares Band knüpfen.«

Wassa war etwas bleich geworden. Sie kannte den Charakter des Grafen gut genug, um seine Rache zu fürchten, wenn sie seinen Antrag entschieden zurückweise, sie fürchtete jene sogar nicht mehr allein für sich, sondern auch für Alexis Dmitrijew, wenn dem Kanzler die Eifersucht in den Sinn käme; sie war aber jetzt, nachdem die wahre Liebe sich in ihrem Herzen einen Platz zu erobern begonnen hatte, um so weniger im Stande, den Wünschen Bestuscheff's entgegenzukommen, als sie noch vor der Bekanntschaft mit dem Major schon stets Abneigung gegen seine Huldigungen gefühlt hatte.

Es wurde ihr daher sehr schwer, sich zu fassen und ihm zu erwidern, daß sein unerwarteter Antrag sie hoch ehre, daß er ihr aber auch zu überraschend komme, als daß sie nicht einer längeren Ueberlegung bedürfe. Was die Verschiedenheit ihres Alters anbetreffe, so theile sie ganz seine Ansicht, und zwar um so eher, als seine Persönlichkeit ihr stets die höchste Achtung eingeflößt habe; ihr Herz sei noch vollkommen frei und sie werde die Einsamkeit auf ihrem Gute benutzen, es zu Rathe zu ziehen, ob es sich in die

Fesseln der Ehe schlagen lassen wolle. Bassa suchte diese Antwort so viel als möglich zu versüßen, dennoch bemerkte sie zu ihrer großen Unruhe, daß die Stirn des Kanzlers immer faltiger wurde.

Graf Bestuscheff unterließ nicht, einige Einwendungen gegen ihre Ansicht zu machen, vermochte sie aber nicht zu erschüttern. Obgleich er offenbar unzufrieden darüber war und Bassa wiederholentlich mißtrauisch anblickte, begnügte er sich endlich doch, sie zu fragen, ob sie ihm auch nicht alle Hoffnung zu nehmen beabsichtige.

Die Fürstin war in einer schlimmen Lage; sie durfte nicht Ja sagen, ohne sich der größten Gefahr auszusetzen, und indem sie die Frage verneinte, band sie sich gewissermaßen an diesen Mann, dem sie nie ihre Hand zu reichen gedachte, und opferte ihm ihre Willensfreiheit. Dennoch wählte sie nothgedrungen den letzteren Weg, fügte aber hinzu:

»Betrachten sich Eure Excellenz vollständig frei, wie auch ich es mir vorbehalte. Wenn ich nach Petersburg zurückkehre und Sie legen mir die Frage, die Sie heute an mich gestellt haben, nochmals vor, so werde ich Ihnen mit dem offenen Vertrauen darauf antworten, das Ihre Freundschaft für mich beanspruchen darf.«

Der Kanzler fügte sich anscheinend gutwillig. Er küßte der Fürstin achtungsvoll die Hand und empfahl sich ihrem besten Andenken, nachdem er versprochen hatte, den ersten günstigen Zeitpunkt zu benutzen, um von der Kaiserin ihre Zurückberufung an den Hof zu erlangen, die ja, wie er meinte, jetzt vorzüglich in seinem Interesse lag.

Als er aber das Zimmer Bassa's verlassen hatte, wurde sein Gesicht doch wieder finster und bitterer Unmuth war in seinen Mienen nicht zu verkennen. Daß die Fürstin, der er trotz seiner Aeußerungen eine noch jugendliche Leidenschaft, und gerade eine sinnliche, zutrug, nicht sofort und ohne Bedenken seine Hand an=

genommen hatte, kränkte ihn tief; er war überzeugt, daß jede andere Dame des Hofes von gleichem oder noch höherem Range sich nicht geweigert haben würde, seinen Namen, seine Macht und seinen Reichthum zu theilen; Vassa hatte seine Eitelkeit bitter verletzt, und nur die Hoffnung, sie werde später mit einem anderen Entschlusse nach Petersburg zurückkehren, hielt ihn von offenbarer Feindschaft gegen sie ab.

Der Kanzler hatte den Major Dmitrijew und sein anscheinend so vertrauliches Benehmen gegen Vassa bei und nach jener Schlittenpartie nicht vergessen und zweifelte auch nicht mehr, daß die junge Fürstin von dem schönen Manne sehr eingenommen sei, wenn er auch nicht daran glaubte, daß eine wahre Neigung so schnell ihr Herz ganz in Besitz genommen haben könne. Unter anderen Umständen wäre es Bestuscheff ein Leichtes gewesen, sich durch einen willkürlichen Streich des Officiers zu entledigen; dies erschien aber jetzt ganz unmöglich, wenigstens höchst gefährlich, seitdem die Kaiserin offenbar ein Auge auf ihn geworfen hatte; der Kanzler mußte es sich sogar angelegen sein lassen, ein freundschaftliches Verhältniß zwischen sich und Dmitrijew herzustellen, denn war es nicht eine alte Erfahrung am russischen Hofe, daß der Günstling einer Kaiserin nur ein paar Worte zu sprechen brauchte, um ihre treuesten und unentbehrlichsten Diener zu stürzen?

Vassa seufzte aus erleichterter Brust auf, als Graf Bestuscheff sich entfernt hatte; es war ihr jetzt eigentlich lieb, daß sie die Hauptstadt verlassen und seine Nähe meiden konnte. Während ihre Dienerschaft beschäftigt war, Alles zu der schleunigen Abreise vorzubereiten, kämpfte die Fürstin, an ihrem Schreibtische sitzend, einen schweren Kampf; endlich ergriff sie entschlossen die Feder und schrieb weiter nichts als die Worte: »Die Fürstin Vassa Kokorinow verläßt heute Abend Petersburg, um sich auf ihr Lustschloß bei Oranienbaum zu begeben.« Sie faltete das Papier zierlich zusammen und siegelte es mit einem Petschaft, das nicht

ihr Wappen, sondern nur eine einfache Devise trug. Dann schrieb sie die Adresse: »An den Major Alexis Dmitrijew von der Preo=braschenskoi'schen Garde« und klingelte.

Ein Diener öffnete die Thür. Ueber das Antlitz Bassa's er=goß sich eine Purpurglut; sie wandte sich schnell ab und steckte das Billetchen in den Busen. Sie hatte ihren Entschluß wieder geändert.

»Du kannst wieder abtreten, Iwan,« sagte sie zögernd, »ich bedarf Deiner nicht mehr.«

Der alte Diener zog sich verwundert zurück.

An demselben Abende noch verließ die Fürstin mit einem an=sehnlichen Equipagenzuge Petersburg.

V.

Die Kaiserin, die sich jetzt im Besitze des Majors glaubte, nachdem die Fürstin gezwungenerweise die Stadt verlassen hatte, war nicht wenig bestürzt, als sie von Lestocq hörte, ihr Günstling sei bedenklich erkrankt. Anfangs war sie ein wenig mißtrauisch über die Bedeutung dieser plötzlichen Krankheit und befahl des=halb, einen ihrer Leibärzte zu dem Patienten zu senden; als dieser aber mit sehr bedenklichem Gesichte zurückkehrte und einen desto beunruhigenderen Bericht abstattete, je mehr er seine Unwissenheit verbergen wollte, glaubte sie ihm vollkommen und begann für den Major zu fürchten; sie befahl deshalb, daß er mit der größten Sorgfalt behandelt werden solle, und bot dem achselzuckenden Arzte eine ansehnliche Belohnung für seine Wiederherstellung.

Elisabeth zweifelte auch nicht mehr im Mindesten an ihrem Lieblinge; sie hätte sich damit ja auch selbst gestehen müssen, daß die Fürstin Kokorinow schöner oder wenigstens anmuthiger und liebenswürdiger sei als sie selbst, und das hätte ihre Eitelkeit nie

zugelassen. Die Verbannung Bassa's war mehr eine Strafe dafür, daß sie gewagt haben könne, sich mit ihrer Kaiserin zu messen, als aus der Befürchtung entsprungen, die Fürstin könne über sie selbst triumphiren.

Der Major sah recht gut ein, daß er so bald nicht wieder gesund werden dürfe; dadurch wäre die ganze Krankheit einmal nur unbedeutend erschienen, und dann würde Elisabeth auch zweifellos ihren Plan weiter verfolgt haben; er beabsichtigte eben, ihre Geduld zu ermüden, und hoffte, ihre Wünsche würden dadurch in eine andere Bahn gelenkt werden. Die Aerzte zu täuschen, gelang auch in den nächsten Tagen glücklich.

Drei oder vier Tage nach Bassa's Abreise erhielt er dasselbe Billet, das sie damals an ihn geschrieben hatte, dennoch; sie mußte ihre Unentschlossenheit besiegt haben und schickte es von ihrem Landgute, in dessen Einsamkeit die Sehnsucht nach Alexis wohl übermäßig geworden war.

Der Major drückte das kleine Papier an seine Lippen und bedeckte es mit den glühendsten Küssen; er kannte Bassa's Handschrift noch nicht, aber er hielt sich für überzeugt, daß diese zierlichen Schriftzüge nur von ihrer zarten Hand kommen könnten. Daß sie ihm geschrieben und ihn dadurch gewissermaßen eingeladen hatte, sie aufzusuchen, war ihm ein unbestreitbarer Beweis ihrer mehr als freundschaftlichen Zuneigung.

Wie konnte er aber jetzt dieser Einladung folgen, da ihn die simulirte Krankheit an das Zimmer und Lager fesselte? Der kaiserliche Leibarzt ließ keinen Tag vorübergehen, ohne zu ihm zu kommen, und hätte man entdeckt, daß er eine falsche Rolle spiele, so würde ihn nicht allein eine harte dienstliche Strafe haben treffen müssen, sondern die Kaiserin würde auch gewiß die ihr angethane Beleidigung schwer geahndet haben.

Aber der thatkräftige Charakter und das durch die Leidenschaft der Liebe noch mehr angeregte feurige Temperament Alexis

Dmitrijew's beruhigten sich nicht bei der Ueberzeugung, daß es ein kaum ausführbares Wagestück sein werde, wenn er versuche, die Fürstin auf ihrem Gute zu sprechen, während er in Petersburg für krank gälte. Er war entschlossen, sich durch nichts von der Verwirklichung dieser Idee abhalten zu lassen.

Dmitrijew hatte einen alten, vielfach erprobten Diener, einen Leibeigenen, auf dessen unverbrüchliches Schweigen und treue Hingebung er sich unter allen Umständen verlassen konnte. Nur dieser, Namens Kostoff, durfte in das Geheimniß gezogen werden. Der Alte war halb erschrocken, halb erfreut, als ihm sein Herr eröffnete, daß er gar nicht krank sei und daß er sogar im Sinne habe, zu geeigneter Zeit Petersburg öfter zu Pferde zu verlassen, aber als ein Mensch, der seit frühester Jugend an den unbedingtesten Gehorsam gewöhnt war, wagte er auch dieses Mal keine Einwendung zu machen. Der Leibarzt kam regelmäßig alle Tage um die Mittagsstunde; der Rest des Tages blieb dem Major also für seine Absicht frei. Kostoff wurde genau instruirt, daß er jeden Besucher in der Abwesenheit seines Herrn unter dem Vorgeben abweisen solle, derselbe sei sehr ermattet und schlafe; dann ließ sich Alexis einen einfachen bürgerlichen Anzug besorgen, ein Pferd satteln und verließ die Stadt durch die abgelegensten Straßen, in denen er keinem Bekannten zu begegnen fürchtete; er schlug den Weg nach Oranienbaum ein, vermied aber die große Straße, um auf ihr nicht von irgend einem zufällig des Weges von dem kaiserlichen Lustschlosse kommenden Hofangehörigen erkannt zu werden.

Die Fürstin Kokorinow wartete indessen den Erfolg ihres an Dmitrijew gesandten Billets mit großer Unruhe ab; sie wußte nicht, daß er sich krank gemeldet habe, aber sie zweifelte, ob er nach ihrer Entfernung von Petersburg auch noch ihre Gunst der Kaiserin vorziehen werde. In der Entscheidung lag das Schicksal ihrer Liebe, denn wenn der Major nicht gekommen wäre, so würde Wassa, zu stolz, ihr Herz einem Manne geschenkt zu

haben, der seinen Werth nicht über alles Andere zu stellen wußte, dieser Liebe gewiß, wenn auch nur mit bitterem Kummer, entsagt haben.

Am zweiten Tage nach der Absendung des Briefes saß Bassa an einem Fenster ihrer kleinen, im reizendsten italienischen Style gebauten Villa; vor sich hatte sie die Aussicht auf die Terrassen eines Blumengartens und darüber hinaus auf die Straße, die der großen von Oranienbaum nach Petersburg zuführte. Einen so lieblichen Eindruck die Lage der Villa inmitten des frischen Grüns zur Sommerzeit machte, so kahl und todt sah jetzt die mit fußhohem Schnee bedeckte Umgegend aus. Alles schien ausgestorben; nur selten watete ein leibeigener Bauer der Fürstin, in seinen dicken Schafpelz gehüllt, durch den Schnee, und übrigens verrieth nur der Rauch, der aus den Schornsteinen mehrerer zerstreut liegenden Hütten, dem sogenannten Dorfe, emporstieg, daß hier Leben herrsche.

Das traurige Bild verdüsterte die Gemüthsstimmung Bassa's nur noch mehr; sie hatte den ganzen vergangenen Tag über vergeblich auf demselben Platze zugebracht und nach einem Reiter, in dem sie den Major zu erkennen hoffte, oder seinem Schlitten ausgespäht; sie gab sich jetzt bereits der Befürchtung hin, er werde, von der Gunst der Kaiserin zurückgehalten, gar nicht kommen. Diese Besorgnisse aber steigerten, so lange sie noch nicht Bestätigung gefunden hatten, die Leidenschaft in dem jungfräulichen Herzen.

Die Dunkelheit, die um diese Jahreszeit schon früh eintritt, begann bereits einen leichten grauen Schleier über die entfernteren Gegenstände zu breiten, als die Fürstin einen Reiter, der von der großen Straße kam, sich schnell dem Dorfe nähern sah. Ihr Herz stand beinahe still vor übermächtiger Erregung, sie strengte ihre Augen auf das Aeußerste an, aber sie vermochte nicht mehr zu erkennen, als daß jener Reiter einfache bürgerliche Kleidung trage;

demzufolge schien der Ankömmling nicht der Major zu sein. Wassa seufzte leise.

Sie wollte, überzeugt, daß sie sich in ihren Hoffnungen getäuscht habe, sich vom Fenster abwenden, aber ihr Blick war förmlich an den Reiter gebannt. Wenn er wenigstens ein Bote des Majors gewesen wäre!

Als Pferd und Mann der Villa, auf die sie gerade ihren Weg nahmen, so nahe gekommen waren, daß man des letzteren Gesicht unterscheiden konnte, stieß Wassa einen Schrei freudiger Ueberraschung aus; dann eilte sie vom Fenster fort und rief ihre Kammerfrau durch die Klingel.

»Der Herr, der soeben zu Pferde angekommen ist, soll sogleich und ohne weitere Meldung in den kleinen Empfangssalon geführt werden. Bereite dort Alles vor, Petrowna!«

Die Fürstin trat vor den Spiegel, zündete schnell die Lichter an und strich sich mit den zitternden Händen das schöne Haar zurecht; dann suchte sie ihren Gesichtszügen den ruhigsten Ausdruck zu geben, und erst, als sie damit ganz zufrieden war, begab sie sich klopfenden Herzens nach dem Empfangssalon.

Dort brannten bereits die Kerzen, aus einem großen eisernen Kamin strahlte ein mächtiges Holzfeuer, das den ganzen Tag unterhalten wurde, behagliche Wärme aus, und die elegante und bequeme Ausstattung des Zimmers machte dasselbe zu dem gemüthlichsten Aufenthaltsorte.

Als die Fürstin eintrat, fand sie bereits den Major, der sich ihr hastig zuwandte.

Der Major war offenbar ebenso erregt als die Fürstin; er ging ihr rasch entgegen, beugte das eine Knie halb und küßte die schöne Hand, die sie ihm hocherröthend reichte, ohne ein Wort der Begrüßung finden zu können.

»Verzeihung,« stammelte er, »daß ich es wagte, Ihnen hierher zu folgen, Fürstin; Sie würden um so eher Nachsicht üben,

wenn Sie wüßten, daß ich durch meinen heimlichen Ritt hierher keine geringe Gefahr laufe.«

»Wie sollte ich Ihnen für einen Beweis der Freundschaft, den Sie, der Günstling der Kaiserin, einer in Ungnade Gefallenen und Verbannten geben, zürnen können?« fragte Bassa nicht ganz ohne eine leichte Bitterkeit. »Ich verstehe wohl, daß die Kaiserin Ihnen diesen Besuch sehr übeldeuten würde.«

»Meine Fürstin, Sie haben mich nicht verstanden, und Sie scheinen noch immer im Irrthum über mein Verhältniß zu der Kaiserin, wenn ich es so nennen darf, zu sein,« erwiderte der Major in überzeugendem Tone. »Ich kam hierher, nicht allein weil mich dieser Brief rief, sondern auch, um Ihnen jeden mich entwürdigenden Verdacht durch eine offene Erklärung zu benehmen.«

Alexis zeigte Bassa das Schreiben, das sie an ihn gesandt hatte und das sie sofort wiedererkannte, denn das Blut trat ihr noch höher in die Wangen.

»Darf ich mich der beglückenden Ueberzeugung überlassen, daß Ihre Hand diese Zeilen geschrieben hat?« fragte der Major.

Bassa nickte stumm mit dem Kopfe; sie fühlte sich äußerst befangen. Der Major drückte das Papier leidenschaftlich an seine Lippen und verbarg es dann wieder. Um dieser peinlichen Scene, die schnell zu einer offenen Erklärung führen zu wollen schien, ein Ende zu machen, lud die Fürstin ihren Gast zunächst ein, sich niederzulassen. Sie setzte sich auf ein Sopha, und Alexis nahm einen Sessel, der nur zwei Schritte von ihr entfernt stand; seine leuchtenden Blicke hingen unverwandt an dem erglühten Antlitze Bassa's.

»Sie haben mir noch manches Räthsel, das ich in Ihren Worten gefunden habe, zu lösen,« begann die Fürstin nach einer kleinen Pause. »Fassen wir uns kurz, um uns schnell zu verständigen; ich werde Ihnen erzählen, wie ich hierhergekommen bin, und dann sollen Sie mir Ihre Geschichte mittheilen.«

Bassa erzählte mit wenigen Worten die Scene im Boudoir der Kaiserin, wobei sie natürlich vorgab, nicht zu ahnen, was der Monarchin ihre Verweisung wünschenswerth gemacht habe; auch von dem Antrage des Grafen Bestuscheff erwähnte sie kein Wort.

Alexis' Bericht erforderte etwas mehr Zeit, denn es lag ihm viel daran, sein ganzes Herz auszuschütten, um Bassa zu überzeugen, daß er die Kaiserin fürchte, nicht aber sich um ihre Gunst bewerbe. Die Fürstin lächelte ein wenig zu seiner Idee, sich krank zu melden, sie schien indessen ganz zufrieden damit, sie erschrack aber auch über das Wagestück, das Alexis ihrethalben unternommen hatte. Der Major mußte in ihren Augen glänzend gerechtfertigt dastehen, wenn sie ihn einer Falschheit gegen sie selbst einmal fähig gehalten hatte.

Alexis bemerkte den günstigen Eindruck, den seine Worte auf sie gemacht hatten, recht gut; er war mit der Absicht hiehergekommen, eine Entscheidung seines Schicksal herbeizuführen, und er hielt diesen Augenblick, in dem er Bassa so weich und erregt sah, für den geeignetsten dazu.

»Wissen Sie, Fürstin, warum ich einem Ziele, dem mancher Bessere als ich athemlos entgegeneilen würde, den Rücken gewandt habe?« fragte er kühn; »warum ich in einem durch die Noth gebotenen falschen Spiele Stellung, Vermögen und Freiheit, vielleicht das Leben auf das Spiel setze? Glauben Sie nicht, daß ein erhabener Beweggrund, ein heiliges und unwiderstehliches Gefühl des Herzens mich auf den Weg leiten mußte, den ich eingeschlagen habe? und errathen Sie nicht, wem ich diese reinen und schönen Empfindungen zutrage? — O, sprechen Sie es aus, daß Sie mich verstanden haben, und machen Sie mich zum glücklichsten aller Sterblichen, indem Sie mit einem Hoffnungsstrahl die Nacht der Zweifel erhellen, die mich umgibt, seitdem ich Sie kennen gelernt habe!«

Die Fürstin machte eine schwache Handbewegung, als wolle

sie ihn bitten, zu schweigen, aber der Major, der bereits ihre Schwäche erkannt hatte, ließ sich dadurch nicht abhalten, sich ihr in leidenschaftlicher Aufregung zu Füßen zu werfen und seine Liebe mit offenen Worten zu bekennen.

Die schöne Wassa war besiegt; in Thränen ausbrechend, gestand sie dem feurigen Anbeter ihre Gegenliebe und schwur ihm, nie die Gattin eines Andern werden zu wollen. Eine Stunde überschwänglichen Glückes der ersten Liebe nahm die Fürstin und den Major so ganz in Anspruch, daß sie alle ihnen im Wege liegenden Hindernisse vergaßen.

Dann erst erfuhr Alexis Dmitrijew, daß ihm und der Geliebten nicht allein von Seiten der Kaiserin, sondern auch von der des Reichskanzlers Grafen Bestuscheff, eines allgemein gefürchteten Mannes, Gefahr drohe, und Beide fühlten die Nothwendigkeit, mit besonnener Ruhe die Mittel zu überlegen und zu verabreden, die ihrer Liebe Schutz gewähren konnten.

Wassa, die kein anderes Glück mehr auf der Welt zu kennen und zu schätzen schien, als das, Alexis ganz zu besitzen und ihm angehören zu dürfen, war für die sicherste, aber auch abenteuerlichste Lösung des Knotens, den ein mißgünstiges Schicksal geschürzt hatte; sie rieth nämlich zu schleuniger Abreise in das Ausland, um sich daselbst trauen zu lassen und dann, unter dem Schutze einer fremden Regierung, die Gnade der Kaiserin anzuflehen und die Erlaubniß zur Rückkehr zu erbitten. Alexis war aber mit einem solchen gewagten Schritte nicht einverstanden; abgesehen davon, daß man ihn auf Verlangen der mächtigen Kaiserin als deren desertirten Officier wieder an Rußland ausliefern konnte, mußte, falls die Kaiserin, von eigenem Rachegefühle, so wie von dem des einflußreichen Bestuscheff getrieben, nicht Verzeihung gewährte, sowohl sein wie der Fürstin ansehnliches Vermögen, das sich nicht mit fortführen ließ, der Confiscation anheimfallen. Er war vielmehr dafür, daß man noch ein strenges Geheimniß über die ge-

schlossene Verbindung bewahre, und erst später, wenn die Kaiserin anderer Laune geworden, sich ihr zu günstiger Stunde entdecke; den Kanzler aber solle Bassa mit einer Entscheidung hinzuhalten suchen, ohne sich an ihn zu binden, bis auch er des langen Schmachtens überdrüssig sein würde.

Ein solcher Plan überließ allerdings das Meiste dem Zufall, aber er schien auch die meisten Chancen für das zukünftige Glück der Liebenden zu bieten. Auch Bassa erklärte sich deshalb damit einverstanden, obgleich sie Alexis nicht verheimlichen konnte, daß böse Ahnungen von einer ihrem heimlichen Einverständnisse drohenden Gefahr nicht von ihr weichen wollten.

Alexis küßte die leichten Falten von der Stirn der Geliebten, und es war beinahe Mitternacht geworden, ehe er mit dem Versprechen, am andern Abende wiederzukommen, nach Petersburg zurückkehrte.

VI.

Während der Major und die Fürstin Kokorinow hinter Aller Rücken ihre heimlichen Zusammenkünfte ungestört fortsetzten und ersterer in Petersburg noch immer als gefährlich krank galt, trug sich auch am Hofe eine Veränderung zu.

Die Kaiserin wurde nämlich nach etwa vierzehn Tagen wirklich des Kummers um die Krankheit ihres Lieblings überdrüssig; ihr leidenschaftliches Temperament duldete nicht, daß sie sich einer Neigung lange, besonders ohne Erfolg, hingab. Sie bewahrte zwar dem Major, den sie für sehr bedauerungswürdig hielt, ihre ganze freundschaftliche Huld — von wirklicher Liebe war ja auch in dem tiefer Empfindungen unfähigen Herzen dieser Frau nie die Rede gewesen — aber sie unterließ es nicht, sich nach einem anderen Liebhaber umzusehen, und fand einen schönen und jungen Kam=

merherrn. Seitdem erinnerte sie sich des Major Dmitrijew nur noch in längeren Pausen, auch die Fürstin Kokorinow wurde von ihr fast ganz vergessen.

Graf Bestuscheff, der auch das neue Geheimniß seiner Monarchin bald durchschaut hatte, weil sie mit dergleichen Angelegenheiten, der Meinung der Welt trotzend, nie besonders vorsichtig zu Werke ging, betrachtete den Major jetzt als verblichenen Stern und hielt es nicht mehr für nothwendig, sich um ihn zu bekümmern; dagegen richtete er seine Aufmerksamkeit schärfer als zuvor auf das Landgut der Fürstin Bassa, da er sich für überzeugt hielt, die Kaiserin werde dieselbe, sobald man sie auf geeignete Weise daran erinnere, nächstens zurückrufen.

Der Graf wünschte natürlich zu wissen, wie Bassa ihre Zeit in der Einsamkeit zubringen möge, um daraus einen günstigen oder ungünstigen Schluß für die Erfüllung seiner Wünsche zu ziehen. Wir brauchen wohl kaum zu sagen, daß ihm weniger daran gelegen war, das Glück Bassa's zu machen als das seinige, das heißt ihr großes Vermögen mit dem seinigen zu vereinigen und die schönste Frau am Petersburger Hofe sein zu nennen; auch er strebte nach dem Fürstentitel und glaubte, durch seine Verheirathung mit einer Dame dieses Ranges am ehesten darauf Anspruch zu gewinnen.

Dieses Ziel hielt er schon einiger Mühe werth. In seiner amtlichen Stellung konnte er über die gewandtesten Spione aus allen Classen der Gesellschaft verfügen, die das ganze Reich durchzogen, um die Stimmung für die kaiserliche Regierung zu erkunden, und oft das schwerste Unglück über friedliche Familien brachten, in deren Kreise unvorsichtige oder zweideutige Worte gesprochen wurden.

Eines solchen Mannes bediente er sich jetzt für seine Privatzwecke und beauftragte ihn, die Beobachtung der Fürstin Kokorinow auf ihrem Landgute zu übernehmen.

Der Mann, der sich durch ein vortheilhaftes, vertrauenerweckendes Aeußere auszeichnete, erschien bald darauf als reisender Kaufmann aus gutem Stande in der Villa der Fürstin und bot ihr Juwelen, kostbare Spitzen und andere Putzsachen zum Verkauf an. Während Vassa, die an dergleichen Dingen immer großen Geschmack fand, wählte, erheuchelte der angebliche Kaufmann plötzlich ein schlimmes Unwohlsein und bat flehentlich, ihm in der Villa einige Stunden Ruhe zu gönnen, bis er sich wieder so weit erholt habe, um seine Reise fortsetzen zu können.

Vassa war zu weichen Herzens, um eine so gerechtfertigte Bitte abschlagen zu können; sie befahl der Dienerschaft, dem Manne ein Zimmer einzuräumen und ihm hülfreiche Hand zu leisten. Sie selbst erkundigte sich bald darauf angelegentlich nach seinem Befinden und erfuhr, der Arme liege in einem schweren Fieber und es sei nicht darau zu denken, daß er die Villa vor Verlauf einiger Tage verlassen könne.

Obgleich es der Fürstin nicht angenehm war, einen Fremden längere Zeit in ihrem Hause zu beherbergen, was leicht zu falschen Gerüchten Anlaß geben konnte, gebot doch die Menschlichkeit, den Kranken nicht in die rauhe Winterkälte hinauszustoßen. Einen wirklichen Arzt gab es in dem Landhause nicht; in leichteren Krankheitsfällen nahm man zu einem alten Diener, der sich in der Wundarznei einige Kenntniß erworben hatte, seine Zuflucht. Dieser ziemlich unwissende Mann wurde durch den Spion des Grafen Bestuscheff leicht getäuscht.

Vassa theilte dem Major, als er sie am folgenden Tage besuchte, sogleich den Vorfall mit. Beide legten aber keinen großen Werth darauf, da der Fremde vorgegeben hatte, in Moskau zu Hause zu sein.

Er war auf einem kleinen, mit einem Pferde bespannten Schlitten angekommen und hatte als Kutscher einen halberwachsenen Knaben, der ein eben so ehrliches als dummes Gesicht hatte, bei sich gehabt; der Bursche wurde mit dem Schlitten ebenfalls

auf dem Gute behalten, und Niemand bekümmerte sich viel um ihn; deswegen ahnte aber auch Niemand, daß der Knabe, der keineswegs so geistesarm und ungewandt war, wie er sich stellte, hin und wieder des Nachts sich heimlich aufmachte und auf einem in der Nähe bereitgehaltenen Pferde nach Petersburg jagte, um dem Grafen Bestuscheff Briefe seines Herrn zu bringen und für denselben neue Instructionen zu empfangen.

Der Fremde nämlich, der bald im Fieber lag, bald ganz lichte Augenblicke hatte, war bald in den Stand gesetzt worden, dem Kanzler berichten zu können, denn er hatte eine Bekanntschaft mit der Kammerfrau der Fürstin, Petrowna, geschickt dadurch einzuleiten gewußt, daß er ihr ein schönes Armband aus seinem Juwelenkasten zum Geschenke machte. Er konnte bald aus ihr herauslocken, was er zu wissen wünschte, ohne daß sie daran dachte, ihre Herrin verrathen zu wollen. Allerdings kam es ihr sonderbar vor, daß der fremde Kaufmann zu Zeiten so viel und lebendig mit ihr plauderte, während er dann wieder, sobald ein anderer Diener bei ihm erschien, sich matt und abgespannt zeigte, aber Petrowna mochte ihrer Herrin und Andern gegenüber keinen Verdacht aussprechen, was sie sowohl der Huldigungen des liebenswürdigen Mannes, als seiner noch gehofften Geschenke hätte berauben können. Es kam ihr nicht in den Sinn, daß man sie über die Verhältnisse der Fürstin könne aushorchen wollen, denn was konnten diese einen Moskauer Kaufmann kümmern?

Der angebliche Kaufmann wußte bald, daß Bassa auf ihrem Gute nur einen Besucher empfange, der fast täglich gegen Abend zu Pferde eintreffe, und daß dieser mit ihr in den intimsten Verhältnissen zu stehen scheine; wer er aber sei und welchen Namen er führe, das wußte die Kammerfrau selbst nicht. Die Sache schien dem Spion verdächtig genug, um sie dem Grafen Bestuscheff zu melden.

Der Kanzler hatte eine solche Nachricht am wenigsten erwartet. Bassa, deren Tugend selbst an dem keineswegs durch Sitten-

reinheit ausgezeichneten Hofe Niemand anzufechten gewagt hatte, sollte auf ihrem Landgute heimliche Besuche von einem jungen und schönen Manne, wie die Kammerfrau erzählt hatte, empfangen? das schien beinahe unglaublich. Einen Augenblick nur dachte der Graf an den Major Dmitrijew, denn er erinnerte sich sogleich, daß derselbe schwer krank liege. Jedenfalls wollte er aber dem Geheimnisse auf die Spur kommen, denn er betrachtete Wassa, ungeachtet der Antwort, die sie ihm auf seinen Antrag ertheilt hatte, als seine Braut, und wenn sich die Anzeige des Spions bestätigte, so würde er sich schwer an seiner Ehre gekränkt gehalten haben.

Der Kanzler wollte sich mit eigenen Augen überzeugen. Schon am nächsten Nachmittage fuhr er in Begleitung seines Leibdieners, beide in gewöhnliche Bauernpelze gekleidet, auf einem leichten, ärmlich aussehenden Schlitten nach Oranienbaum hinaus. Er wußte ziemlich genau die Zeit, um welche der Unbekannte auf dem Landgute der Fürstin einzutreffen pflegte. Unterwegs, nahe der Stelle, wo der Seitenweg nach der Villa abführte und von wo aus sich die letztere erblicken ließ, stieg er aus und ließ den Schlitten so in einen zur Seite der Straße befindlichen Graben fahren, daß er umwerfen mußte. Trotz der scharfen Kälte warteten er und sein Diener geduldig, bis der Erwartete erscheinen würde. Die Straße war leer, und Niemand störte ihr Unternehmen.

Es dauerte gar nicht lange, bis ein einzelner Reiter sich, auf der Straße von Petersburg kommend, erblicken ließ. Der Graf hüllte sich noch fester in seinen Pelz, zog die daran angebrachte Kapuze so über das Gesicht, daß dasselbe vollständig bis auf die Augen verhüllt wurde, und warf sich dann zur Seite des umgestürzten Schlittens in den Schnee; er that, als ob er mit den unruhigen Athemzügen eines vollständig Betrunkenen schlafe, während der Leibeigene scheinbar Anstrengungen machte, das Fuhrwerk wieder aufzurichten und auf die Straße zu schaffen.

Der Reiter war kein Anderer als der Major. Er sah schon von Weitem den verunglückten Schlitten und die beiden Bauern daneben; obgleich ihm dies aber ganz unverdächtig erscheinen mußte, zog er in unwillkürlicher Ahnung doch die Pelzkapuze fester in das Gesicht und wollte schnell an ihnen vorübertraben.

Aber der Leibeigene des Kanzlers rief ihn in der jämmerlichsten Weise an; er vertrat ihm den Weg und sprach ihn an: »Die Heiligen senden Dich mir zur Hülfe, Brüderchen. Ich bitte Dich, thue ihnen zu Liebe ein gutes Werk an mir und hilf mir, meinen Schlitten wieder auf die Straße zu bringen. Mein Bruder da ist bis an den Hals voll Branntwein und hat das Unglück angerichtet; nun schläft er wie ein Todter und läßt sich nicht erwecken; wenn Du mir nicht hilfst, ihn in den Schlitten zu bringen, so wird er in dieser furchtbaren Kälte erfrieren, und die Sünde komme dann auf Dein Gewissen!«

Die Russen der unteren Klassen sind immer gutmüthig und dienstfertig; sie gehen einander gern hülfreich zur Hand.

Der Major wollte weder aus der Rolle fallen, die ihm seine Kleidung anwies, noch konnte er es über das Herz bringen, den hülflosen Trunkenbold einem Schicksale zu überlassen, wie es von seinem angeblichen Bruder bezeichnet worden war. Er stieg also, wenn auch etwas mißmuthig, vom Pferde und band dasselbe mit dem Zügel an einen der kleinen Baumstämme, welche die Straße in weiten Zwischenräumen einfaßten und weniger zur Zierde dienen sollten, als den Zweck hatten, die Richtung des Weges nach hohem Schneefalle anzugeben.

Dann legte er Hand an den Schlitten und brachte ihn mit Hülfe des anderen Mannes wieder in das Geleise. Es konnte nicht fehlen, daß sich die Pelzkapuze etwas verschob, aber der Major achtete nicht darauf, da es ihm nicht einfiel, diesen Leuten zu mißtrauen. Auch der Betrunkene wurde mit seiner Hülfe in den Schlitten gelegt und mit Stroh bedeckt; der Worte, welche er da-

bei mit dem Andern wechselte, waren nur wenige, aber sie reichten in Verbindung mit dem Anblicke, den der Kanzler durch die nur halbgeschlossenen Augenlider hatte, vollkommen hin, denselben zu seinem großen Erstaunen zu überzeugen, daß er den Major Dmitrijew vor sich habe.

Der Leibeigene bedankte sich nach Weise der russischen Bauern herzlich bei Alexis, und dieser bestieg wieder sein Pferd und trabte auf die Villa der Fürstin zu; er ahnte nicht im Mindesten, daß er einem gefährlichen Feinde den vermeintlichen Dienst geleistet hatte.

Der Kanzler folgte dem Reiter mit den Augen und sah, daß derselbe vor der Villa abstieg und sein Pferd durch einen Knecht in den Stall führen ließ. Er schäumte vor Wuth, als er seinem Diener befahl, umzukehren und eiligst nach Petersburg zurückzufahren. Jede Neigung für die Fürstin Vassa war in seinem Herzen erloschen; sein Stolz allein schon würde nicht mehr geduldet haben, sich um sie zu bewerben, die verletzte Eitelkeit kam jetzt dazu, nur Gefühle der maßlosesten Rache gegen sie zu erzeugen. Er war entschlossen, nicht allein den Major, sondern auch sie zu verderben.

Indessen bekämpfte er seinen Zorn, der ihm nicht klar zu denken erlaubte, und versank in ein dumpfes Brüten, während sein Fuhrwerk wieder der Hauptstadt zuflog.

Dmitrijew's Vernichtung lag bereits in seiner Hand; die Erheuchelung seiner Krankheit und die Täuschung der Kaiserin reichten hin, letztere ein sehr hartes Urtheil über ihn fällen zu lassen, wenn Elisabeth sich vielleicht nicht doch noch durch ihre Leidenschaft bestimmen ließ, ihn wieder in Gnaden anzunehmen. Der Fürstin aber konnte man so leicht nichts anhaben, denn sie konnte immer noch behaupten, gar nicht gewußt zu haben, daß sie die Nebenbuhlerin ihrer Monarchin geworden sei. Graf Bestuscheff wollte eine vollständige Rache; er entschloß sich, noch einige Zeit lang

zu warten, bis er der Kaiserin eine neue Unvorsichtigkeit der heimlich Liebenden vorlegen könne, die jene auf das Höchste erbittern müsse.

In Petersburg angekommen, gab er sofort seinem Spione die Instruction, seine Wachsamkeit in verdoppeltem Maße fortzusetzen und der Kammerfrau Petrowna die höchsten Summen zu bieten, wenn sie sich dadurch zum Verrathe an ihrer Herrin verführen ließe.

Am folgenden Tage schon wählte sich Petrowna, auf dem Schooße des Spions sitzend, der ihr gegenüber jetzt ganz die Maske abgeworfen und sie zu heirathen versprochen hatte, die schönsten Schmuckgegenstände aus seinem Juwelenkasten aus und träumte dabei von einer noch glänzenderen Zukunft, denn eine bedeutende Summe war ihr für das Versprechen zugesichert worden, ihre Herrin auf Schritt und Tritt zu belauschen, besonders aber deren Verhältniß zu dem Manne, der ihr alle Abende seinen heimlichen Besuch abstattete. Petrowna, ein ungebildetes und durch ihre Petersburger Bekanntschaften verdorbenes Mädchen, hatte sich bei so glänzenden Aussichten, die man ihr bot, nicht schwer zum Verrathe verleiten lassen; sie war übrigens schlau genug, um Bassa's Feinden gute Dienste leisten zu können.

Der längere Aufenthalt des Spions auf dem fürstlichen Landgute war nun überflüssig geworden und konnte auch leicht Verdacht erwecken; er reiste deshalb mit vielen Danksagungen an die Fürstin ab, nachdem er mit der verrätherischen Kammerfrau die Verabredung getroffen hatte, daß sie ihm alle Abende, an denen er sich in der Nähe der Villa einfinden würde, mündlich oder schriftlich Nachricht davon geben sollte, was Bassa im Laufe des Tages gethan habe.

Petrowna erwies sich im Spioniren fast ebenso gewandt als ihr neuer Anbeter; sie hatte die Augen und Ohren überall und belauschte meistentheils auch die Unterhaltung der beiden Liebenden,

wodurch ihr deren Pläne bald bekannt geworden waren. Graf Bestuscheff war auch bald im Klaren darüber; er zitterte vor Wuth, aber er beherrschte sich noch immer, bis sich eine passende Gelegenheit fände, der Sache mit einem Schlage eine Ende zu machen.

Wassa hatte an dem Abende des Ballfestes im Winterpalaste ebenso gut wie manche Andere bemerkt, daß Elisabeth eine Brillantrose aus ihrem Haare gelöst und dem Major gegeben hatte; bisher hatte sie nach dem Verbleiben dieses Andenkens nicht gefragt, weil ein gewisses Zartgefühl sie daran hinderte. Bei dem vollständigen Vertrauen, das jetzt zwischen Beiden herrschte, glaubte sie, eine Frage danach wagen zu können.

Der Major erwiderte lächelnd, er habe das kostbare Andenken sorgsam aufbewahrt; da die Kaiserin es ihm aber als Gegengeschenk gegeben habe und nie zurückfordern werde, halte er es am besten in Wassa's Hand verwahrt und werde ihr die Rose andern Tages mitbringen. Selbstverständlich konnte die Fürstin den Schmuck, wenigstens innerhalb Rußlands, niemals anlegen; es mochte aber doch ihrer weiblichen Eitelkeit und ihrem Stolze schmeicheln, das Geschenk zu besitzen, das eine Andere, zumal die mächtige Kaiserin, unter so bewandten Umständen dem Manne gegeben hatte, der jetzt zu ihren Füßen lag.

Nach einigen Scheineinwendungen nahm sie daher Alexis' Anerbieten an, und am andern Tage überreichte er ihr die Rose, die sie als schöne Frau, welche den Schmuck liebt, bewunderte und dann zu ihren übrigen Juwelen legte.

Die beiden Liebenden ahnten nicht, daß sie sowohl an diesem als am vergangenen Abende belauscht worden waren und daß Graf Bestuscheff bereits um die Mittagszeit des anderen Tages triumphirte, eine Gelegenheit, wie er sie wünschte, gefunden zu haben, um der Kaiserin beinahe gerecht zu nennen den Zorn gegen die Fürstin und den Major einzuflößen und ihr den Beweis zu liefern, daß sie von ihnen betrogen und tief verletzt worden sei.

Der Kanzler zögerte nicht, sich, sobald es die Hofetikette erlaubte, zu Elisabeth zu begeben; da er oft eilige Staatsgeschäfte mit ihr zu besprechen hatte, wurde ihm der Zutritt zu ihren Gemächern gewöhnlich leicht gestattet. Auch an diesem Tage ertheilte ihm die Kaiserin sogleich eine Audienz unter vier Augen.

Die hohe Frau lag in halbsitzender Stellung nachlässig auf einem prächtigen Divan; sie hatte, wie gewöhnlich, sehr gewählte Toilette gemacht und verschmähte es nicht, selbst dem Kanzler gegenüber mit ihren körperlichen Reizen zu cokettiren. Wie gesagt, waren ihr alle ernsteren Geschäfte sehr zuwider, und auch dieses Mal drückte sich deutlich die Gleichgiltigkeit gegen die Nachrichten, die ihr der Graf brachte, schon im Voraus in ihren Mienen aus.

»Nun, was gibt's, Bestuscheff?« fragte sie langsam. »Fasse Dich so kurz als möglich, Du weißt, daß mir Deine langweilige Weitschweifigkeit schon mehr als einmal Migraine verursacht hat.«

Der Kanzler blieb an einem kleinen Marmortische mit vergoldeten Füßen, der sich der Monarchin zur Seite befand, in ehrerbietiger Haltung stehen.

»Es handelt sich nicht um Staatsgeschäfte, Majestät,« sagte er.

»Desto besser; was willst Du dann aber von mir?« fragte die Kaiserin gähnend.

»Es handelt sich um Ihre allerhöchste Person, Madame,« fuhr der Kanzler lauernd fort.

Elisabeth wandte den Kopf ganz nach ihm um, die Unterhaltung begann sie schon um Vieles mehr zu interessiren.

Der Kanzler machte ein sehr betrübtes Gesicht und beugte feierlich ein Knie vor der Kaiserin, die ihn verwundert anblickte.

»Es ist eine schwere Pflicht, die ich gegen meine Kaiserin zu erfüllen habe,« sagte er, »denn ich muß Sie davon in Kenntniß setzen, daß Ihre wohlmeinenden und huldreichen Absichten und Gnadenbezeigungen von Undankbaren nicht allein verkannt worden sind,

sondern auch dazu Veranlassung gegeben haben, der erhabensten und unantastbarsten Person zu spotten.

Die Kaiserin brachte sich ganz in sitzende Stellung, ihre Brauen zogen sich zusammeu und ihr Auge wurde finster.

»Steh auf, Alexej Bestuscheff,« gebot sie kurz, »und berichte mir der Wahrheit gemäß, wen Du anzuklagen gedenkst.«

Der Kanzler erhob sich und sagte:

»Ich möchte nicht anklagen, Majestät; es widerstrebt meinem Charakter, Ihre Ungnade auf andere Häupter herabzuziehen, aber ich kann als treuer Diener unmöglich schweigen, nachdem der Zufall mich eine Entdeckung hat machen lassen, die Sie schwer beleidigen muß. Madame, ich spreche von der Fürstin Vassa Kokorinow und einem unbedeutenden jungen Manne, der sich einmal vorübergehend Ihrer hohen Huld schmeicheln durfte.«

»Sein Name?« fragte die Kaiserin lebhaft und in drohendem Tone.

»Alexis Dmitrijew, Major der Preobraschenskoi'schen Garde.«

Elisabeth zuckte sichtlich zusammen.

»Was soll er verbrochen haben?« rief sie. »Ich weiß, daß er lebensgefährlich krank liegt.«

»Er täuscht damit nur die Aerzte, um den größten Theil seiner Zeit auf dem Landgute der Fürstin Kokorinow zuzubringen.«

Die Kaiserin sprang hastig auf; ihre Augen leuchteten unheimlich. Die alte Leidenschaft für den Major schien wieder in ihr erwacht zu sein.

»Du lügst, Alexej Bestuscheff!« rief sie zornig.

»Es schmerzt einen alten, oftmals erprobten Diener tief, ein so hartes Wort von seiner Herrin zu hören,« erwiderte der Kanzler demüthig. »Ich klage den Major nicht ohne die überzeugendsten Beweise an.«

»Beweise? Nenne sie mir!« herrschte Elisabeth sehr ungnädig, denn sie schien blos eine Intrigue des Grafen zu vermuthen.

»Zunächst, daß ich mit eigenen Augen gesehen habe, wie sich der Major vor wenigen Tagen erst in der Abendstunde zu Pferde und in einer Verkleidung nach der Villa der Fürstin bei Oranienbaum begeben hat, dann das Zeugniß mehrerer Personen, daß er daselbst alle seine Abende zubringt und erst spät zurückkehrt, um seine falsche Krankenrolle fortzuspielen; auch die Kammerfrau der Fürstin wird dies bestätigen und kann bezeugen, daß die beiden Unwürdigen oft in schonungslos spottender Weise von Eurer Majestät gesprochen haben; endlich« — und der Kanzler hob die Stimme, — »daß, wovon sich Eure Majestät durch eine schnelle und überraschende Untersuchung überzeugen können, eine kostbare Brillantrose, welche Sie die Gnade hatten, dem Major als einen Beweis Ihrer kaiserlichen Huld zu schenken, sich augenblicklich im Besitze der Fürstin Kokorinow, deren Eigenthum sie seit gestern Abend geworden, befindet.«

Die Kaiserin konnte einen leisen Schrei der Ueberraschung und des Zornes nicht unterdrücken; Graf Bestuscheff hatte mit zu großer Sicherheit gesprochen, als daß sie ihm nicht hätte Glauben schenken müssen. Unterdrückte Wuth röthete ihr Gesicht und loderte in ihren Augen empor; sie ließ sich langsam und zitternd wieder auf den Divan nieder und stammelte:

»Woher weißt Du das Alles, Bestuscheff? Erzähle!«

Der Kanzler folgte diesem Befehle nur zu gern; er erzählte, was er wußte, und bemühte sich, die Schuld des Majors und der Fürstin im schwärzesten Lichte darzustellen, indem er manche Kleinigkeit, welche die Empfindlichkeit der Kaiserin noch höher reizen mußte, hinzusetzte und es sich besonders angelegen sein ließ, darauf hinzudeuten, daß das Benehmen der beiden Beschuldigten ganz

geeignet sei, Elisabeth in den Augen ihrer Unterthanen herabzusetzen, wenn die Geschichte bekannt würde.

Der Graf hütete sich wohl, von den Absichten zu sprechen, die er bisher in Bezug auf Bassa gehegt hatte, insbesondere von seinem Heirathsantrage; er wollte die Bitte des Majors nach ihrer Villa auch nur durch Zufall entdeckt und erst in Folge dessen seinen Spion, um die Ehre der Kaiserin zu wahren, nach dem Landgute der Fürstin geschickt und ihre Kammerfrau zum Verrathe gezwungen haben; kurz, der Kanzler wußte einen solchen Bericht abzustatten, daß er die Kaiserin ganz für sich einnahm.

Elisabeth war eine der Frauen, die in ihrer gekränkten Eitelkeit am unversöhnlichsten sind. Als der Graf geendigt hatte, stand sie auf und ging heftig im Zimmer auf und nieder, wobei sie nur abgebrochene Worte ausstieß und sie hin und wieder dadurch begleitete, daß sie mit dem Fuße den Boden stampfte.

»Das ist abscheulich! der Elende! mich so zu erniedrigen! Und diese Cokette, die es wagt, ihrer Kaiserin zu spotten! Die Warnung, die ich ihr gab, indem ich sie von hier fortschickte, hat sie nur ermuthigt! Aber ich werde mich rächen! Niemand soll in mir die Frau oder Kaiserin ungestraft beleidigen!«

Plötzlich wandte sie sich zu dem Grafen und sagte:

»Ich danke Dir dafür, daß Du mit so großer Sorgfalt über die Ehre Deiner Kaiserin gewacht hast. Aber ich will nicht übereilt handeln, man soll nicht sagen, daß Elisabeth in der ersten Heftigkeit des Zornes straft, aber man soll auch wissen, daß sie gerecht und streng zu strafen versteht. Du wirst mir Deine Zeugen morgen früh vorstellen; ich selbst will ihre Aussagen hören!«

Der Graf verbeugte sich und machte nur noch darauf aufmerksam, daß die Fürstin gewarnt werden möchte und die Diamantrose bei Seite bringen könne, wenn man ihre Kammerfrau auf irgend eine Weise von dem Landgute verschwinden lasse. Die Kaiserin sah dies ein; nach kurzer Ueberlegung ertheilte sie dem

Kanzler Instructionen, die denselben ganz befriedigten und die er sich zur Ausführung zu bringen beeilte.

VII.

An demselben Abende war der Major wieder bei seiner Verlobten, und Beide hatten ernstlich überlegt, wie sich am besten ein entscheidender Schritt thun lasse, um das schwankende und gefährliche Verhältniß, in dem sie noch standen, zu einem festen und öffentlichen zu gestalten.

Alexis wußte bereits, daß die Kaiserin einer neuen Neigung folge, und stützte darauf die Hoffnung, sie werde ihm nicht mehr zürnen, wenn er ihr seine Liebe zu Vassa bekenne; der letzteren lag es auch daran, sich bald gänzlich von den Anträgen des Grafen Bestuscheff befreit zu sehen. Die beiden Liebenden waren also derselben Meinung, und es handelte sich nur noch darum, in welcher Weise sie ihre Bitten an die Kaiserin bringen sollten, ohne dieselbe zu erzürnen. Darüber gelangten sie aber an diesem Abende noch nicht zu einem bestimmten Entschlusse.

Alexis brach erst wieder zu ziemlich später Stunde auf. Dies lag hauptsächlich daran, daß Vassa, mochte sie nun das Gespräch, das von ihrer Zukunft handelte, oder eine bange, unerklärliche Ahnung so aufgeregt haben, sich nur noch schwerer als sonst von dem Geliebten trennen konnte. Sie hing lange weinend an seinem Halse und hatte auf seine besorgten Fragen nur die Antwort, daß sie keine bestimmte Befürchtung beunruhige, daß sie aber sehnlicher als je wünsche, ihm erst ohne die Gefahren, die beide liefen, angehören zu dürfen. Sie kam sogar wieder auf den Vorschlag einer heimlichen Flucht außer Landes, den sie schon einmal gemacht hatte, zurück, fügte sich aber bald wieder den sanften Vorstellungen Alexis', daß ein solcher Gedanke unausführbar sei.

Endlich riß sich der Major von ihr los, bestieg sein Pferd und trat den Rückweg nach Petersburg an. Des Nachts pflegte er

bei diesen Ritten noch weniger vorsichtig zu sein als am Tage, da die Finsterniß ihn um so eher vor Entdeckung schützte und die Wege ganz menschenleer waren.

Diese Nacht war übrigens nicht sehr dunkel, denn obgleich der Himmel von Wolken verhüllt war, brach sich der Mond doch zuweilen Bahn durch sie, und auch die weißen Schneefelder verbreiteten eine blasse Helligkeit.

Alexis war noch nicht eine halbe Meile weit von dem Landgute gekommen, als er in einiger Entfernung das Wiehern eines Pferdes vernahm. Obgleich er sich, hierdurch aufmerksam gemacht, von seinen Gedanken an Bassa losriß und sich für alle unvorhergesehenen Zufälle bereit machte, war er doch überzeugt, es werde ihm ein verspäteter Bauer mit seinem Fuhrwerke entweder begegnen oder vor ihm fahren. Aufmerksam nach allen Seiten umsich spähend, ritt er weiter.

Eine Strecke weiter gelangte er an ein Gebüsch, das sich etwa hundert Schritte an beiden Seiten der Landstraße entlang zog. Am Eingange desselben scheute sein sonst so gehorsames Pferd, wieherte laut und wollte nicht weitergehen. Der Major fühlte eine unwillkürliche Beängstigung; zu seinem Unglücke schämte er sich aber derselben und kehrte nicht um, wie es anfangs einen Augenblick lang in seiner Absicht gelegen hatte. Er stieß dem Pferde die Sporen in die Weichen, und in langen, unruhigen Sätzen flog das Thier zwischen den unheimlichen Gebüschen auf der großen Straße fort.

Plötzlich stürzte es, wie durch ein unsichtbares Hinderniß in seinem Laufe überrascht, mit großer Gewalt zu Boden und schleuderte dabei seinen Reiter einige Schritte von sich. Obgleich Alexis keine Verwundung erlitten hatte, vernahm er, durch die Erschütterung halb betäubt, das Folgende nur wie im Traume.

Ein gellender Pfiff ertönte durch das Wäldchen; in wenigen Secunden waren Männer zu Fuß und zu Pferde, die aus dem

Gebüsche stürzten, auf der Straße und umringten sowohl das Pferd als den Reiter, der eine vergebliche Anstrengung machte, sich vom Boden zu erheben. Mehrere kräftige Fäuste hielten ihn nieder, und eine barsche Stimme rief ihm zu:

»Du bist im Namen unserer allergnädigsten Kaiserin arretirt, Alexis Dmitrijew!«

Von Schrecken übermannt, schloß der Major die Augen und verlor die Besinnung, die der gewaltige Sturz schon geschwächt hatte.

Eine Stunde später saß Vassa noch wachend in dem Empfangssalon, in dem sie den Abend mit dem Geliebten zugebracht hatte. Es war schon nach Mitternacht, aber das junge Mädchen hatte sich so tief in traurige Gedanken versenkt, daß sie nicht daran dachte, sich zur Ruhe zu begeben. Ein schwerer Stein lastete auf ihrem Herzen, und doch vermochte sie sich nicht zu erklären, welche Besorgniß ihn dahingewälzt habe; aber alle Trost- und Beruhigungsgründe, die sie sich selbst anführte, erleichterten sie nicht, und rief sie gewaltsam lachende Hoffnungsbilder ihrer und Alexis' Zukunft zu Hilfe, so erbleichten sie schnell wieder und ließen nur eine schwarze, hoffnungslose Leere in ihrem Herzen zurück.

Wäre die junge Fürstin nicht so ganz mit sich selbst beschäftigt gewesen, so würde sie jedenfalls draußen ein dumpfes Geräusch gehört haben, denn bis dahin hatte tiefes Schweigen rings um sie her geherrscht. Erst als sich Tritte, die anscheinend von mehreren Männern herrührten, im Vorzimmer hören ließen, in dem Petrowna noch wachen sollte, schrack Vassa zusammen und erhob sich ängstlich, um auf diese außergewöhnliche Unterbrechung der nächtlichen Ruhe zu lauschen.

Die Thür ihres Zimmers wurde gleich darauf hastig geöffnet, und rücksichtslos traten mehrere Männer ein. Die Fürstin, die leichenblaß wurde, stieß einen Schrei der Angst aus und flüchtete nach dem Fenster, das am weitesten von der Thür entfernt war. Ein Blick belehrte sie, theils zu ihrem Schrecken, theils zu einiger

Beruhigung, darüber, daß sie wenigstens nicht von Räubern überfallen worden, daß sie den Leibarzt der Kaiserin, Lestocq, den Grafen Bestuscheff und zwei ihr unbekannte Officiere in Uniform vor sich habe.

Ihr erster Gedanke war, daß man Alexis bei ihr suche; sie dankte dem Himmel, daß er bereits nach Petersburg zurückgekehrt sei.

»Entschuldigen Sie, Fürstin, daß wir zu dieser Stunde und ohne förmliche Anmeldung zu Ihnen eindringen,« redete sie Lestocq mit seinem kalten, höhnischen Gesichtsausdrucke an. »Die Kaiserin hat uns dazu den ausdrücklichen Befehl ertheilt.«

Graf Bestuscheff hielt sich etwas zurückgezogen; seine Mienen waren kalt und feindlich, doch schien es, als wage er die Augen nicht offen zu Bassa aufzuschlagen.

»Gott im Himmel! was befiehlt mir die Kaiserin?« fragte Bassa hoffnungslos.

»Zunächst die Diamantrose auszuliefern, die durch den Major Alexis Dmitrijew in Ihren Besitz übergegangen ist,« antwortete Lestocq ruhig.

Bassa, die begriff, um was es sich handle, wollte läugnen, nicht ihrethalben, dazu wäre sie zu stolz gewesen, sondern um Alexis nicht in das Verderben zu stürzen; aber die Sprache versagte ihr.

»Geben Sie sich nicht die Mühe, uns zu täuschen, die wir hier im Namen Ihrer und unserer Kaiserin stehen,« fuhr der Leibarzt mit einem deutlichen Anfluge von Spott fort. »Wir wissen, daß diese Rose in Ihrem Hause ist, wir wissen sogar genau, wo Sie dieselbe verwahren, und werden sie uns nöthigenfalls selbst nehmen. Der Major Alexis Dmitrijew ist bereits verhaftet —«

Bassa stieß einen herzbrechenden Schrei aus und stürzte mit gerungenen Händen auf den Kanzler zu.

»Haben Sie Erbarmen, Graf! schützen Sie mich!« rief sie ganz außer sich und sank ohnmächtig zu seinen Füßen nieder.

»Sie sehen, daß sie schuldig ist,« sagte der Graf kalt zu Lestocq, ohne die Leblose aufzuheben.

Der Leibarzt nickte mit dem Kopfe; die beiden Officiere, die wenigstens etwas Herz zu haben schienen, sprangen hinzu, hoben die Fürstin auf und legten sie sanft auf ein Sopha.

»Sie werden hier bleiben, bis wir zurückkehren, und sind dafür verantwortlich, daß die Fürstin das Zimmer nicht verläßt, auch daß sie bei ihrem Erwachen keinen Versuch macht, sich ein Leid anzuthun,« gebot der Leibarzt den Officieren.

Dann trat er mit dem Kanzler, der hier nur als Kläger und Zeuge aufzutreten schien, wieder in das Vorzimmer.

Hier wurde Petrowna von einigen bärtigen und wildaussehenden Kosaken bewacht, die sie keineswegs freundschaftlich behandelten, sondern leise unter einander über sie scherzten und ihr abscheuliche Gesichter schnitten; das Mädchen hatte Thränen in den Augen, vielleicht bereute sie, als sie sah, was sie angerichtet hatte, aber sie konnte nicht mehr zurück und erheuchelte frechen Trotz.

»Führe uns dahin, wo Deine bisherige Herrin ihre Juwelen aufbewahrt,« gebot der Kanzler finster.

Petrowna gehorchte. Die beiden Männer drangen in das Schlaf- und Toilettenzimmer der Fürstin ohne Umstäude ein, ließen durch einen mitgenommenen Soldaten ihren Toilettentisch erbrechen, zu dem sich der Schlüssel nicht sogleich fand, und nahmen das Juwelenkästchen heraus.

In einem Augenblicke lagen die kostbaren Schmucksachen zerstreut auf dem Tische und Fußboden umher, auf dem Boden des Kästchens fand sich die Diamantrose der Kaiserin, die der Kanzler herausnahm und dem Leibarzt mit triumphirendem Lächeln zeigte.

»Es würde Ihre Stellung gekostet haben, wenn wir sie nicht gefunden hätten,« sagte Lestocq lächelnd zu dem Grafen.

Bestuscheff zuckte mit den Achseln.

Lestocq nahm die Rose an sich und befahl dann, sich zu der

Kammerfrau wendend, die durch die barsche Weise, mit der man ihr begegnete, nicht sehr erbaut schien:

»Kleide sofort Deine Gebieterin zu einer Reise an, Du selbst wirst sie begleiten.«

Die Herren kehrten dann in den Empfangssalon zurück, nachdem der übrigen auf das Höchste bestürzten Dienerschaft befohlen worden war, dafür zu sorgen, daß ein bedeckter Schlitten bereitgehalten werde.

Wassa war aus ihrer Ohnmacht noch nicht erwacht. Lestocq gebot, auch keine Versuche zu ihrer Wiederherstellung anzustellen, da sich, wie er meinte, das von selbst finden würde und man sich eine unnütze Jammerscene sparen könne. Petrowna hüllte daher ihre leblose Herrin nur in einen Pelz, und darauf wurde sie von den Kosaken in den bereits vor der Thür stehenden Schlitten getragen. Einer der Officiere setzte sich neben sie und stützte sie in seinen Armen, der andere und die Kammerfrau nahmen ihnen gegenüber Platz.

Der Kanzler und Lestocq bestiegen einen anderen offenen Schlitten, auf dem sie von Petersburg gekommen waren; beide Fuhrwerke wurden von etwa zwanzig berittenen Kosaken umgeben. Der kleine Zug setzte sich mit größter Schnelligkeit nach Petersburg in Bewegung.

Wir wollen noch erwähnen, daß derselbe Expeditionstrupp vorher auf die Rückkehr des Majors gewartet, sich in dem Gebüsche versteckt und das Pferd dadurch zum Sturze gebracht hatte, daß eine Leine von einer Seite des Weges zur andern in gewisser Höhe gezogen worden war. Alexis Dmitrijew war nach seiner Gefangennahme auf einen andern offenen Schlitten gesetzt und unter hinreichender Bedeckung nach der Festung von Petersburg gebracht worden, wo er zu der verzweiflungsvollen Erkenntniß seiner Lage in einem halbfinsteren Kerker erwachte.

Glücklicherweise ahnte er noch nicht, daß man Wassa auf

ihrem Schlosse aufgehoben habe, sondern meinte, man habe nur seine heimliche Abwesenheit entdeckt und werde ihn dafür zur Strafe ziehen.

Schon zu früher Morgenstunde des nächsten Tages empfing die Kaiserin den Grafen Bestuscheff und Lestocq, der ihr genauen Bericht über die Ereignisse der Nacht abstattete und die Diamantrose überreichte.

Elisabeth war so kalt und finster, wie ihre Vertrauten sie selten gesehen hatten; keine Miene ihres Gesichtes veränderte sich, während sie den Bericht Lestocq's anhörte, und die Rose legte sie nach einem flüchtigen Blicke darauf auf einen Tisch, an den sie sich leicht gelehnt hatte.

»Wohin hat man den Unwürdigen gebracht?« fragte sie, und ein scharfes Ohr hätte vernehmen können, daß ihre Stimme ganz leise zitterte.

»In die Festung, Majestät,« antwortete Lestocq.

»Und das Weib?«

»Ist im Winterpalaste in strengem Gewahrsam, falls Euer Majestät sie zu sprechen oder zu sehen geruhen sollten.«

»Nein, nein, sie soll mir nie wieder vor die Augen kommen!« rief die Kaiserin, heftig mit dem Fuße auftretend, während Blitze des Hasses aus ihren Augen zuckten. »Sage mir, wie sie sich jetzt benimmt, Lestocq. Ist sie gedemüthigt? hat sie nicht meine Gnade angefleht?«

»Sie geberdete sich, nachdem sie auf dem Transport hierher im Schlitten erwacht war, wie eine Wahnsinnige; als sie der Gewalt weichen mußte, zerfloß sie fast in Thränen. Jetzt ist sie anscheinend ruhig, kalt und stolz; sie sagt, sie wolle keine Gnade, sondern nur Gerechtigkeit. Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich behaupte, daß diesem Zustande erzwungener Ruhe bald ein krankhaft fieberischer folgen wird.«

»Wird sie sterben?« fragte die Kaiserin rasch.

»Das menschliche Herz erträgt viel,« antwortete der Leibarzt achselzuckend.

»Führe mir die Zeugen vor!« gebot die Kaiserin dem Grafen Bestuscheff.

Spät am Abend desselben Tages hielt vor einer gewöhnlich verschlossen gehaltenen Nebenthür des kaiserlichen Palastes ein leichter offener Schlitten, dessen harter Sitz gerade nur zwei Personen knappen Raum gewährte; eine Decke von Schafpelz lag auf ihm. Bespannt war er mit drei kleinen Landpferden, die ein Kutscher in bäuerlicher Tracht in den Zügeln hielt. Zwei Kosaken mit den langen Lanzen in der Hand warteten auf ihren Pferden neben dem Fuhrwerke.

Gegen zehn Uhr öffnete sich die verschlossene Thür, und zwei Frauen, begleitet von drei oder vier Männern, traten auf die Straße und gingen auf den Schlitten zu. Die eine von ihnen, welche die Kleidung der dienenden Stände trug, stützte die andere, die einen kostbaren Pelz trug und deren Gesicht von einem schwarzen Schleier bedeckt war; unter dem andern Arm hatte sie ein in Pelze gehüllter kaiserlicher Feldjäger gefaßt, denn die Arme wankte wie eine Schwerkranke, und zuweilen vernahm man deutlich ihr halbersticktes Schluchzen.

Die beiden Frauen nahmen neben einander auf dem Sitze im Schlitten Platz, der Feldjäger setzte sich neben den Kutscher auf den Bock.

Der eine der zurückgebliebenen Männer, dem die andern mit augenscheinlicher Ehrfurcht Platz machten, trat jetzt an das Fuhrwerk und hielt ein Kästchen in der Hand, dessen Deckel er öffnete und es der verschleierten Dame hinreichte. In den matten Lichtstrahlen, die von einer über der Thür aufgehängten, trübe brennenden Laterne ausgingen, funkelte eine prächtige Diamantrose in der köstlichsten, feurigsten Farbenpracht.

»Die Kaiserin sendet es Dir!« sagte er in einem Tone, dem man deutlich spöttischen Hohn anhörte. »Fahr' zu, Kutscher!«

Die Dame hatte die Stimme des Grafen Bestuscheff erkannt;

sie nahm zitternd das Kästchen und verbarg es unter ihrem Pelze. Der Schlitten brauste, von den beiden Kosaken gefolgt, windschnell durch die Straßen dem nach Osten führenden Ausgange der Stadt zu; jeder ihm Begegnende wich scheu aus, denn man wußte, daß diese Art von Fuhrwerken in solcher Begleitung die für Sibirien bestimmten Opfer entführte.

Am Ausgange der Stadt wartete ein ganz ähnliches Fuhrwerk, nur saß der Kutscher allein auf dem Bocke, und im Innern befanden sich zwei Männer, der Eine ein Feldjäger, der Andere ein noch junger und schöner, aber sehr blasser und kummervoll blickender Mann. Beide Fuhrwerke setzten ihren Weg gemeinsam fort; von Zeit zu Zeit wurden die Pferde gewechselt, doch mußten die Schlitten dann in gewisser Entfernung von einander halten.

Als der Morgen anbrach, erkannten sich die Unglücklichen; in dem einen Schlitten saß Alexis Dmitrijew, in dem andern befanden sich die Fürstin Wassa Kokorinow und ihre Kammerfrau Petrowna, deren Hoffnungen arg getäuscht worden waren, denn es war ihr angekündigt worden, daß sie ihre Herrin begleiten und ihre Verbannung in Sibirien theilen werde.

Als Wassa den Geliebten erblickte, erhob sie sich ungestüm, stieß einen Freudenschrei aus und streckte ihm die Arme entgegen; der Feldjäger bedeutete sie, sich ruhig zu verhalten, und als sie nicht auf ihn hörte, stieß er sie unsanft auf ihren Sitz zurück. Dmitrijew verhüllte das Gesicht mit den Händen; er weinte.

Rastlos ging die flüchtige Reise der beiden Schlitten nach Osten hin fort über weite Schnee- und Eisfelder, über Berge und gefrorene Flüsse, mochten Wind und Kälte die Reisenden auch fast erstarren und der Schnee seine weiße Decke über ihre Pelze breiten. Die Transporteure wechselten kein Wort mit ihren Gefangenen, diese selbst durften nicht mit einander sprechen; während der kurzen Ruhe, die man ihnen selten gönnte, hielt man sie von einander getrennt, und Alexis hätte einen gewaltsamen Versuch, sich

Vassa zu nähern, beinahe mit dem Leben bezahlt; man riß ihn mit Gewalt zurück und drohte, ihn zu binden.

Welche Tantalusqualen mochten die Liebenden nicht ausstehen! Die Rache der Kaiserin war hart und grausam. Nur eine Hoffnung hielt sie noch aufrecht, daß man ihnen in dem von der civilisirten Welt abgeschlossenen Verbrecherlande ihre Wiedervereinigung gestatten werde; das Gegentheil schien ihnen zu unmenschlich.

Nach wochenlanger Reise, der Vassa beinahe unterlag, denn die körperlichen Anstrengungen und Seelenschmerzen hatten das von Lestocq prophezeite Fieber zum Ausbruche gebracht, worauf indessen von den Feldjägern und Stationscommandanten keine Rücksicht genommen wurde, passirten die Schlitten das Uralgebirge. Unmittelbar hinter demselben trennten sich ihre Wege; Vassa sollte nach Beresow, Alexis nach Jeniseisk gebracht werden. Beide Orte sind mehr als zweihundert deutsche Meilen von einander entfernt.

Vassa fühlte den Schmerz der Trennung nicht mehr; sie lag schon seit zwei Tagen in Fieberphantasien, Alexis wurde beinahe wahnsinnig und konnte nur mit Gewalt gebändigt werden.

So hatten die Kaiserin und Graf Bestuscheff ihre beleidigte Eitelkeit gerächt.

In der Nähe von Beresow war damals eine kleine Colonie für Verbannte angelegt, wenige erbärmliche Hütten, die man den ganzen Winter über nur mit Lebensgefahr verlassen konnte; im Sommer sah man sie von spärlich bebauten Feldern umgeben. In einer derselben lag ein halbes Jahr nach der Verbannung der schönen Fürstin Kokorinow eine abgemagerte todesblasse Frau, aus deren Gesichte ein verzweiflungsvolles, hoffnungsloses Leiden sprach. Ihre Hände umschlossen krampfhaft eine Brillantrose, deren Feuerglanz inmitten dieser augenscheinlichen Armuth fast fabelhaft erschien.

Ein Mädchen von elendem Aeußeren kniete vor dem ärm-

lichen Lager und suchte der Todtkranken jede Erleichterung, die in ihren Kräften stand, zu verschaffen; es war Petrowna, die in tiefer Reue ihre sterbende Herrin pflegte.

Wassa war nicht mehr zu retten; wenn sich auch ein Arzt um sie bekümmert hätte, was nicht geschehen war, so würde er das gebrochene Herz doch nicht haben heilen können.

Sie starb, die Rose an ihre Lippen drückend, denn sie war das einzige sichtbare Andenken, das sie von Alexis besaß.

Alexis Dmitrijew's kräftige Mannesnatur bot allen körperlichen und Seelenleiden Trotz. Als die Kaiserin Elisabeth im Jahre 1761 starb und ihr Nachfolger Peter III. viele Unglückliche aus Sibirien zurückrief, kehrte auch Alexis Dmitrijew nach Petersburg zurück. Er stand damals in einem Alter von siebenundvierzig Jahren, aber tiefe Runzeln bedeckten sein Gesicht und sein Haar war weiß geworden; unwandelbarer Ernst lag auf seinen Zügen.

Er schien keinen anderen Lebenszweck mehr zu haben, als das Schicksal Wassa's zu erforschen, von der er in neunzehn langen Jahren kein einziges Wort gehört hatte. Die neue Kaiserin Katharina unterstützte ihn dabei, und endlich brachte man mit Mühe heraus, daß die Fürstin schon im Jahre 1743 verschieden sei.

Als diese Nachricht eintraf, legte sich Dmitrijew, dem Peter III. den Oberstenrang verliehen hatte, ohne einen Laut der Klage oder des Schmerzes nieder, sprach kein Wort mehr und starb einige Wochen später.

Wo die Diamantrose geblieben, ist niemals ermittelt worden.

Blumen auf Gräbern.

Blumen auf Gräbern.

Es gab eine Zeit, in der die kleine Nordseeinsel Helgoland eine so ansehnliche Ausdehnung hatte, daß neun Kirchspiele mit vielen dazugehörigen Ortschaften auf ihr Platz fanden, aber seit vielen Jahrhunderten schon haben Stürme und große Meeresfluten an der Zerstörung des Felseneilandes gearbeitet und seinen bei weitem größeren Theil in die Tiefe versenkt, wo die Seekarten jetzt die gefährlichen und gefürchteten Klippen bezeichnen. Noch trotzt ein gewaltiger Koloß von rothem Thonstein den Wellen, die ihn langsam, aber immer tiefer unterhöhlen, und theils auf ihm, theils auf der sich seiner östlichen Seite anschließenden Landzunge haben die Insulaner ihre bescheidenen, freundlichen Häuser gebaut, zwischen denen, seitdem Helgoland ein besuchter Badeort geworden, viele stattliche und elegante Hotels hervorragen. Etwa tausend Schritte von der erwähnten Landzunge, dem sogenannten Unterlande, entfernt, erstreckt sich ostwärts der Insel die Sanddüne, ein langer, schmaler Streifen, der ganz den Charakter der meisten Küstenstriche unseres nördlichen Festlandes trägt; auch die Sanddüne hat einmal mit der Insel zusammengehangen. Seit Jahrtausenden hat das Meer hier den aus seinem Grunde gewühlten

Sand in unregelmäßigen Hügeln aufgehäuft, und Menschenhand hat es nicht ohne Erfolg versucht, ihm durch Anpflanzung von Strandhafer oder Halm, wie es die Helgoländer nennen, so wie durch Bollwerke von Pfählen und Hürden eine festere Gestaltung zu geben. Die Düne dient den vielen Sommergästen zur Badestelle, und rechts und links des Punctes, auf dem die Böte gewöhnlich landen, sind die langen Reihen der grün und roth angestrichenen Badekarren aufgestellt; ungefähr in der Mitte der Düne ist der hölzerne Pavillon, eine Restauration für die Badenden, errichtet, und nicht weit davon steht ein gemauertes Häuschen, die Hütte genannt, in dem zur Winterszeit die nöthigen Bedürfnisse für etwa gestrandete Seeleute aufbewahrt werden, denn dann ist in den fürchtbaren Stürmen der Meeresarm, der Insel und Düne scheidet, oft Tage lang nicht zu passiren. Und wie viele Schiffe stranden nicht an dieser Küste, die so gefährliche Riffe und Untiefen hat!

An einem so milden und schönen Tage, wie sie die zweite Hälfte des Septembers im nördlichen Klima schon selten mit sich bringt, war es auf der Sanddüne einsam und still; die Badegäste, die vor Kurzem noch ein fröhliches Leben dahingetragen hatten, waren bereits in ihre Heimat abgereist, nur wenige Nachzügler warteten noch den förmlichen Schluß der Badesaison ab. Schon hatte das Meer in den hochgehenden Wogen und dumpfem Brausen seine Tücke verrathen, sonnenlose, traurige Tage waren gekommen, aber noch einmal kehrte die Sonne zurück und der Wasserspiegel glättete sich wieder, eine trügerische Ruhe, in der die Elemente sich nur auf den Kampf vorbereiten zu wollen schienen, der um die Zeit der Tag- und Nachtgleiche jene Küsten bedrohlicher als je zu umtoben pflegt. Es war am späten Nachmittage, als ein Pärchen, das zweifellos sehr innige Verhältnisse an einander knüpften, von keinem Auge beobachtet und gestört, auf dem feinkörnigen, schneeweißen Sande langsam Olhäve, der Nordspitze

der Düne, zuwandelte. Er war ein schlanker, kräftiger Jüngling, dem man auf den ersten Blick seinen Stand, den des sturmgeprüften Seemannes, ansah, sie, die sich mit hingebender Vertraulichkeit auf seinen Arm lehnte, eine zarte, liebliche Gestalt; beide bezeichnete ihre Tracht als eingeborne Helgoländer. Diese nationale Tracht ist anmuthig und malerisch; der junge Mann trug eine lange Düffeljacke von brauner Farbe, die auf der Brust das Posrunche, ein Oberhemd von blau- und weißgestreiftem Baumwollenzeuge, über das sich die langen Enden eines dunkelfarbigen Shawls schlossen, erblicken ließ, eine einfache Tuchmütze und bis weit über die Knie emporreichende Lederstiefel; seine Begleiterin Schoßjäckchen und Rock von dunkelgrünem Wollenstoffe nach dem Schnitte, wie man ihn bei uns findet, nur mit dem Unterschiede, daß der Rock die Form einer sehr breiten Schürze hat und das Unterkleid, den scharlachfarbigen, mit breitem gelbgrünen Rande eingefaßten Payk sehen läßt, dann den bekannten schwarzen Helgoländer Hut, der mehr practisch als kleidsam ist. Der Seemann mit dem frischen, hübschen Gesichte, dem Wind und Wetter eine kräftige braune Färbung gegeben hatten, blickte mit dem Ausdrucke innerer Zufriedenheit und offener Treuherzigkeit auf das junge Mädchen, dessen sanftes blaues Auge zwar deutlich anhängliche Liebe und das Glück, das sie am Arme des Geliebten empfand, aussprach, aber auch einen Anflug sinnender Schwermuth verrieth. Margreth Niels, die Tochter eines ziemlich wohlhabenden Handwerkers auf der Insel, stand noch nicht am Ziele ihrer Wünsche, wie man es aus dem traulichen einsamen Spaziergange mit dem Jünglinge ihrer Herzenswahl hätte vermuthen können, denn sie befand sich hier ohne Wissen und wider Willen der Eltern, die Paul Hicksen, den Fischer und Lootsen, nur deshalb nicht zum Schwiegersohne haben wollten, weil er blutarm war und nicht einmal ein eigenes Boot besaß, sondern zu den Hiertleuten gehörte, die gegen Lohn einem Schaluppenbesitzer Dienste leisten. Mar-

greth war ein auffallend hübsches Mädchen, und sie meinten, sie könne und werde eine bessere Partie machen, denn selbst vornehme Fremde hatten es nicht verschmäht, ihr schönes blondes Haar, ihre sprechenden Augen, alle die Reize, mit denen die Natur sie ausgestattet, und obenein ihr gefälliges und sittsames Wesen zu bewundern. Das junge Mädchen wollte aber weder von den Schmeicheleien der Fremden etwas wissen, noch von den Bewerbungen manches andern braven jungen Helgoländers, der ihr mit seinem Vermögen eine anscheinend mehr sichere Zukunft zu bieten vermochte als der arme Paul; mit dem letzteren hatte sie schon als Kind auf der Wiese am alten Leuchtthurm gespielt, ihr junges Herz hatte lauter geklopft, als er sie vor Allen bei den Tänzen im »grünen Wasser« *) bevorzugte, und als er ihr nun gar sagte, er werde nie eine andere Frau nehmen als sie und er wolle mit aller Anstrengung dahin streben, daß ihre Verheirathung möglich werde, da hatte auch ihr Herz für immer gewählt und sie wußte, daß sie nur mit ihm glücklich sein könne. Die beiden jungen Leute waren ganz glücklich gewesen, bis Margreth's Vater entschieden erklärte, Paul Hicksen solle sich nicht mehr unterfangen, in sein Haus zu kommen und seiner Tochter den Kopf zu verdrehen, er ließ sie nicht einmal mehr zum Tanz gehen; nun regte sich in dem Herzen des gehorsamen Kindes aber auch der Widerspruchsgeist, denn man hatte es zu hart angegriffen, und Paul und Margreth fanden dennoch oft Gelegenheit, sich heimlich zu sehen und sich mit wenigen, aber wahren und festen Worten zu versichern, daß sie einander gut bleiben und sich heirathen würden. Brachte ihm das Mädchen mit der Verletzung des kindlichen Gehorsams und mit der Gefahr, die sie für ihren Ruf, der dort zu Lande so heilig gehalten wird, und vom Zorne des Vaters lief, ein Opfer, so verdiente es Paul andererseits vollkommen, denn er hatte ein treues

*) Ein bekanntes Gasthaus auf dem Oberlande.

Herz und die redlichsten Absichten, und seine Armuth war nicht seine Schuld; seine Eltern hatten ihm nichts hinterlassen, und man weiß, wie schwer es ist, sich mit gar nichts emporzuarbeiten; er war nüchtern, sparsam und fleißig, aber das kleine, den Gefahren der See abgetrotzte und mit Mühe gesammelte Capital, das er sein eigen nannte, entsprach noch lange nicht den Anforderungen, die Margreth's Vater stellte. Die heimlichen Zusammenkünfte der beiden ziemlich hoffnungslosen und doch in der Stärke ihrer Zuneigung hoffenden Brautleute konnten also wohl auf Entschuldigung Anspruch machen, wo nicht gerechtfertigt erscheinen.

Ein Blick auf das weite, scheinbar von keiner Grenze umschlossene Meer, zumal wenn es bei ganz klarem, heiterem Himmel in milder Farbenpracht schimmert, auf die weißen Segel am fernen Horizonte, die tausend Hoffnungen mit sich fortführen, weckt stets eine mächtige, schwermuthvolle Sehnsucht nach dem, was dem Herzen werth und ihm doch noch fern ist. Mußte dem Auge der Liebenden, die hier neben einander gingen und sich eines nur kurzen, gefährdeten Glückes erfreuten, nicht auch jede weiße Möve, die mit ausgebreiteten Schwingen dicht über den Wasserspiegel dahinzog, glücklich und beneidenswerth in ihrer Freiheit erscheinen und sie erinnern, welche Fesseln sie selbst trugen? — Der junge Mann, durch sein Geschäft mit diesem Anblicke noch vertrauter als das Mädchen gemacht, vielleicht auch weniger zu Reflexionen geneigt, vermochte sich eher dem Glücke des Augenblicks hinzugeben als sie, in deren Auge, ihr selbst wohl unbewußt, eine Thräne getreten war; sie empfand tief, aber sie hatte keine Worte dafür, und lange setzten Beide ihren Weg fort, ohne zu sprechen.

Ungefähr in der Mitte der Sandinsel findet sich, von ansehnlichen Dünenerhebungen so umgeben, daß die anströmenden Fluten ihn nicht erreichen können, ein kleiner ebener Platz; eine

niedrige Umzäunung schließt ihn ein, und innerhalb derselben erblickt man nur den weißen Sand, der unregelmäßige, etwa handhohe Hügelchen bildet; an vielen Stellen breitet sich darauf, hart am Boden, eine vielverzweigte Pflanze mit dunklen, oft in's Braune spielenden herzförmigen Blättern, die besonders dick sind, und zahlreichen röthlichen und violetten Blüthen aus. Man sagt, selbst Sachverständigen soll der Name und das Vaterland dieser Blume unbekannt sein, und da der Sandboden dieser Dünen nichts Anderes trägt als den künstlich gepflanzten Halm, allenfalls auch ein paar unserer sogenannten Butterblumen, so erscheint es wohl auffällig, hier eine vollkommenere Pflanze zu finden.

Der eingefriedigte Fleck ist der Kirchhof für ertrunkene fremde Seeleute, deren Körper die Wogen nach dem Sturme nicht selten auf dem Strande der Düneninsel zurücklassen, und den Samen jener namenlosen Blume müssen — anders ist es nicht gut erklärlich — Zugvögel aus fernem Lande herübergetragen haben. Sie ist der einzige Schmuck des einsamen Friedhofes, der keinen Grabhügel hat, weil ein solcher sich aus dem leichten Sande nicht formen läßt, auf dem Niemand seinen Angehörigen zu suchen kommt, denn die hier schlummern, sind ebenso namenlos von mitleidiger Hand begraben worden, wie es die ihr Grab bedeckende Pflanze ist, und auf den keine Menschenhand eine andere Blume zu pflanzen vermöchte, da sie in dem unfruchtbaren Boden sogleich verwelken müßte. Zwar bedecken diese fremden Blumen nicht den Seemannskirchhof allein, sondern finden sich noch an manchen andern Stellen der Sandinsel von Helgoland, dennoch läßt sich der Gedanke nicht zurückdrängen, daß eine höhere Hand den verlassenen Gräbern diesen Schmuck gegeben habe.

Margreth und Paul blieben sinnend an dieser einfachen Ruhestätte stehen; auch die Züge des jungen Seemannes waren weicher und träumerischer geworden, denn unwillkürlich mußte ihn der Gedanke ergreifen, sein gefährlicher Beruf könne auch ihm einst

ein Grab bereiten, das Niemand Derer, die ihm werth waren, jemals zu finden vermöchte, auf das nie eine Thräne wehmüthiger Erinnerung fallen würde. Aber Paul war kein Träumer, er hatte dafür schon zu viel mit der rauhen Wirklichkeit zu kämpfen gehabt; gewaltsam riß er sich von den peinigenden Gedanken los, und Margreth's schlanke Gestalt sanft umfangend, sagte er in heiterem Tone zu ihr:

»Sieh' die hübschen rothen Blumen, Margreth, sie müßten prächtig zu Deinem blonden Haar stehen.«

»Welcher Gedanke, Paul!« erwiderte das Mädchen mit leichtem Vorwurfe; »es bringt Unglück, von Gräbern Blumen zu pflücken.«

»Bist Du auch abergläubisch, Kind?« fragte der junge Mann scherzend und beugte sich über die niedrige Einfriedigung fort, um ein paar der Blumen abzubrechen. »Glaube nur, die braven Burschen, die da unten schlafen, gönnen schon einem ihrer Kameraden für sein Liebchen ein paar Blumen, die in so großer Menge über ihnen wachsen.«

»Paul!« rief das Mädchen erschrocken. »Thu' es nicht, es ist Sünde, die Gräber zu entweihen.« Aber schon hatte der Jüngling seinen Vorsatz ausgeführt und hielt die Blumen in der Hand.

»Gott behüte mich vor einer Sünde,« sagte er, plötzlich ernst werdend; »hättest Du mir das früher gesagt, so hätte ich die Blumen nicht berührt; ich will ja aber nicht den einfachen Schmuck dieser Gräber zerstören, die ich aus vollem Herzen hochachte, die paar Blüthen mehr oder weniger sind nicht zu bemerken.«

»Sei vernünftig, Margreth,« fuhr er fort, als er gewahrte, wie diese erbleicht war und mit starrem Auge auf die Blumen, die er in seiner Hand hielt, blickte; »ich habe es nicht böse gemeint, und die Schläfer hier werden es mir verzeihen.«

Statt der Antwort griff das Mädchen mit zitternder Hand nach dem kleinen Strauße und riß ihn heftig an sich.

»Wenn es Unglück bringt,« sagte sie erregt, »so will ich es wenigstens mit Dir theilen, Paul.«

»Wie merkwürdig Du bist!« meinte der Seemann verstimmt, denn auch er war nicht frei von dem Aberglauben, den er anfangs bei seiner Braut belächelt hatte. »Wirf die Blumen fort und lasse uns weitergehen.«

»Nein, nein,« sagte das junge Mädchen bestimmt und verbarg das kleine Bouquet unter ihrem Busentuche. »Nun ist es einmal geschehen und wir müssen tragen, was Gott über uns verhängen wird. Ach, Paul, wenn Du wüßtest, wie unruhig mein Herz schlägt!«

Dem Seemann wurde es immer schwerer, sich zur Heiterkeit zu zwingen, denn schon das tieftraurige Gesicht Margreth's allein mußte eine solche scheuchen; dennoch versuchte er sie lächelnd zu beruhigen, während sie weitergingen.

»Dod*) sagt immer, man dürfe diese Blumen nicht abbrechen, und sie ist eine alte und kluge Frau,« fuhr das junge Mädchen trübe fort; »das Böse bleibt dann nicht aus und es läßt nie lange auf sich warten. Das ist es auch nicht allein; es schwebt großes Unglück über dem Lande, **) ich weiß es von meinem Onkel, dem Rathmann, aber man soll eigentlich nicht davon reden.«

»So sprich doch, Margreth,« drängte der Jüngling, in dem unheimliche Gefühle immer mehr an Stärke gewannen und der wohl wußte, daß seine Braut keine Geheimnisse vor ihm habe.

»Ich will es, aber erzähle es Niemandem weiter, Paul,« flüsterte sie, sich ängstlich fester an ihn schmiegend, und ihre Augen streiften scheu umher, als fürchte sie einen Lauscher oder eine andere Gefahr. »Vor wenigen Tagen hatten zwei Männer Nachts die Bürgerwache, ich darf ihre Namen nicht nennen, aber es sind

*) Großmutter.

**) Helgoland.

nüchterne, vernünftige Menschen; es war tief in der Nacht, als sie neben einander durch die Gesundheitsallee gingen, das Wetter schön und still. Da wurde es ihnen auf einmal so sonderbar zu Muthe, sie wußten nicht, wie es zuging, aber sie waren weit von einander, und in der See, die so glatt wie ein Spiegel war, rauschte es auf, als ob acht bis zehn Männer mit schweren Fischerstiefeln durch das Wasser wateten und an's Land kämen; kalt wehte es über sie fort und nahm ihnen den Athem. Dann war Alles vorbei, und sie trafen sich an einer ganz andern Stelle wieder, und andern Morgens hat es der Eine angezeigt.«

»Was bedeutete das anders als eine böse Heimsuchung des Himmels für unser Land?« schloß das Mädchen, leise schaudernd und zagend zu Paul aufblickend.

»Hm,« brummte dieser, ebenfalls sehr befangen, »ich glaube nicht an solche Dinge.«

»Frevle nicht, Paul,« bat Margreth flehend. »Du wirst es glauben, wenn ich Dir die Namen nenne.«

Sie that es, und den Seemann schüttelte ebenfalls ein leichter Frost, denn jene Beiden waren ihm als Leute bekannt, in die sich volles Vertrauen setzen ließ.

»Die Sonne ist im Untergehen, Margreth,« sagte er, absichtlich den Gegenstand des Gespräches wechselnd; »wir müssen an den Heimweg denken, damit Du zu Hause nicht böse Worte zu hören bekommst.«

»Sei vorsichtig, wenn Du wieder auf die See hinaus mußt,« bat das Mädchen angstvoll, »setze Dein Leben nicht einer unnützen Gefahr aus, wenigstens in der nächsten Zeit nicht, und denke an mich, Paul, denn wenn Du ein Unglück haben solltest, würde mir das Herz brechen und ich Dir bald folgen.«

»Unser Leben steht in Gottes Hand,« erwiderte er in frommen Ernste; »ich werde meine Schuldigkeit thun, aber auch Deinen Rath nicht vergessen.«

»Und ich werde diese Blumen nicht eher von mir lassen, als bis es sich entschieden hat, was jener schreckliche Spuk bedeuten sollte,« antwortete sie.

Der Jüngling erwiderte nichts darauf, aber gerührt von der Liebe, die auch dem traurigsten Schicksale gemeinschaftlich mit ihm entgegenzugehen bereit war, küßte er Margreth leicht auf die Stirn.

Die Trennung wurde den von bösen Ahnungen ergriffenen Liebenden diesesmal schwerer als je, aber sie ließ sich nicht verzögern, denn schon glühten die letzten rothen Sonnenstrahlen auf der See und im Osten fing der Horizont in der Abenddämmerung zu verschwimmen an. Er bestieg das kleine Boot, in dem er herübergekommen war und dessen Riemen er selbst führte, sie eilte flüchtigen Fußes, um die versäumte Zeit einzuholen, dem allgemeinen Landungsplatze zu, wo die größeren Fährböte lagen.

Ungefähr drei Wochen waren seit diesem Abende vergangen und Margreth und Paul hatten in dieser Zeit selten Gelegenheit sich zu sprechen gefunden, denn mit dem Schlusse der Badezeit konnten sie die Düne nicht mehr, ohne Aufsehen zu erregen, besuchen; dennoch fanden sie sich zuweilen zu später Abendstunde in den menschenleeren Straßen der kleinen Stadt. Einmal hatte er ein großes Schiff als Lootse nach Hamburg gebracht und Margreth schwebte während seiner Abwesenheit in der tödtlichsten Angst, aber wohlbehalten und glücklich, ein gutes Stück Geldes verdient zu haben, war er zurückgekehrt; damit trat auch die schlimme Ahnung, die ihre Worte in ihm angeregt hatten, bei ihm wenigstens in den Hintergrund, sie indessen vermochte ihre Befürchtungen nicht so schnell zu vergessen.

Weit über die Sanddüne hinaus nach Osten zu liegt mitten in der See die Austernbank, die erst im Jahre 1847 entdeckt worden ist; im Frühjahr und Herbst pflegen nicht allein die Helgoländer Fischer, sondern auch viele Einwohner der Insel, die nicht

Seeleute von Fach sind, an ihr zu brechen, was einen hübschen Verdienst abwirft. So machte sich an einem freundlichen Morgen mit leichter Brise aus Südwest auch wieder eine große Menge von Böten jeder Form und Größe auf den Weg dorthin; Weiber und Kinder standen am Strande, und nachdem sie den abfahrenden Verwandten, wohl über hundert an der Zahl, mit heitern Glückwünschen die Hände gedrückt hatten, blickten sie noch lange den weißen Segeln nach, die, vom günstigsten Winde geschwellt, bald nur noch als kaum bemerkbare Puncte am Horizonte leuchteten; dann ging jeder der Zurückbleibenden an seine Beschäftigung und jede Besorgniß blieb ihm fern, denn der Himmel war klarblau, ungetrübt stand die Sonne an ihm und schon am Abend spätestens sollten die Ausgegangenen auf reichlich beladenen Fahrzeugen zurückkehren.

Auch Paul Hicksen war unter den Austernfischern; Margreth fühlte sich immer unruhig erregt, wenn er in See ging, aber an diesem Tage mußte auch ihre Furcht vor dem milden Sonnenstrahle schwinden; bei solchem Wetter und in Begleitung so vieler rüstigen Seeleute ließ sich kein Unglück für den Geliebten voraussehen.

Um die Mittagszeit sprang der Wind allmälig nach Nordwesten um und begann bedenklich zuzunehmen; auch trübe Wolken, die nichts Gutes weissagten, zogen am Himmel herauf. Man wurde auf der Insel unruhig und blickte scharf nach der Richtung der Austernbank hinaus; schon kehrten einzelne Schaluppen, auf denen sich vorsichtige Seeleute befanden, zurück; der Wind war ihnen jetzt ungünstig, die See ging immer höher, und sie hatten augenscheinlich Mühe, sich an die Insel heranzuarbeiten; noch war aber die Gefahr nicht groß. Zahlreiche Gruppen von Männern und Weibern füllten den Falm, den gepflasterten breiten Spazierweg am Ostrande des Felsens, so wie den Strand; Unruhe und Angst sprach sich in allen Blicken aus, denn wer konnte jetzt schon

beurtheilen, ob seine Lieben zu den vorsichtigen Zurückkehrenden gehörten? Und der Himmel wurde immer grauer und finsterer, die brausenden Wellen überstürzten sich immer gewaltsamer, und pfeifend strich der Wind über sie hin.

Spät am Nachmittage kamen die ersten Böte an, auch viele der übrigen ließen sich in weiter Ferne erblicken. Zu spät für die Unvorsichtigen! mit entsetzlicher Gewalt bricht der Sturm los, noch lange vor Abend wird es dunkel, und ein dichtes Schneegestöber entzieht den kühnen Fischern den Anblick Helgolands, den angstvollen Zurückgebliebenen den der fernen Segel. Wer weiß, wie es draußen auf den empörten Wogen zugeht? die Insel sieht herzbrechende Scenen. Hier zerrauft sich eine greise Mutter, deren einzige Stütze, zwei Söhne, draußen sind, das weiße Haar, dort liegt ein junges Weib auf den Knien und fleht, die unmündigen Kinder im Arme haltend, den Himmel an, den Gatten ihr wohlbehalten zurückzugeben, überall Thränen, Gebet, Verzweiflung. Wer soll hier trösten? Die alten Seeleute können es nicht, denn dem unkundigsten Auge ist es klar, daß nur noch eine höhere Macht die unglücklichen Menschen retten kann, deren Geschicklichkeit und Muth an der entfesselten Wuth der Elemente zu Grunde gehen muß, und dann sind Wenige da, die nicht selbst des Trostes bedürften, denn auf der Insel sind fast alle Familien mit einander verwandt und an ein Leben knüpfen sich zwanzig bis dreißig innige Bande.

Unter den Jammernden ist auch Margreth; auch sie hat Verwandte draußen, aber sie denkt nur an Einen, dessen Schaluppe noch nicht zurückgekehrt ist; das Gebot der Eltern hat sie nicht zu Hause halten können, sie fühlt überzeugender als je, wo ihr Platz ist. Der Sturm weht ihr das schöne Haar wild um das Gesicht, der Schnee hat ihre Kleider durchnäßt, aber sie fühlt es nicht; ihr Antlitz ist todtenblaß, die Augen starr und groß, und mit schlaff herabhängenden Händen, deren Finger sich krampfhaft

gefaltet haben, blickt sie in die Finsterniß hinaus; sie hat keine Thränen, kein Gebet, denn sie weiß, daß sie Paul nie wiedersehen wird. O wären nur die Blumen von den Gräbern nicht gewesen!

Es wird Nacht, und nur wenige Böte sind noch zurückgekehrt; die Seeleute, die sie in sich bargen, sind halbtodt von Frost, Angst und Anstrengung. Auch ein großes seetüchtiges Fahrzeug ist draußen; die Heimkehrenden sagen, daß es die Bedrohten an Bord genommen habe, aber die Nothwendigkeit gebot, daß letztere ihre Fahrzeuge der See preisgaben, und dessen haben sich viele geweigert, denn das Boot ist ihr einziges Besitzthum und an seine Rettung wollten sie lieber das Leben setzen. Doch auch dieses große Fahrzeug kehrt nicht zurück; es war, da es Helgoland nicht finden konnte und der Wind ihm gerade entgegen war, nach Cuxhaven gegangen, aber das erfuhr man erst drei bis vier Tage später.

Der Morgen kommt, — welch' ein Morgen für die Insel! Noch kommen einige Schaluppen an, die Nachts vor Anker gelegen haben, und doch fehlen noch viele, sehr viele. Man findet eine Schaluppe auf der See und in ihr zwei Todte, — die Kälte, vielleicht die Angst, hat sie getödtet. Man vermißt einige dreißig Menschen, Familienväter, Gatten, Söhne.

Wir erwähnten schon, daß ein Theil derselben sich nach Cuxhaven gerettet hatte und einige Tage später sich wieder einfand; auch die aufgegebenen Böte erhielten ihre Besitzer zum größten Theile zurück, da sie an die dänische Küste geworfen worden. Aber neun Menschen fehlten, und mehrere von ihnen sind für immer verschwunden geblieben, die übrigen Leichname wurden einige Tage später an den Strand der Sandinsel ausgeworfen und dort gefunden. Unfern des Seemannskirchhofes, zwischen den seltenen Blumen gebettet, fand man den Körper Paul Hicksen's.

Helgoland wird sich noch lange dieses schreckensvollen Tages erinnern.

Wer kann bestimmen, ob ein anderes Herz noch mehr litt als das Margreth's? Man trug sie gegen Morgen der furchtbaren Nacht ohnmächtig in das Haus ihrer Eltern; der Himmel war ihr gnädig und gab ihr nicht das volle Bewußtsein wieder, bis sie acht Tage später im Nervenfieber starb; nur eine Erinnerung war ihr noch geblieben, die an die Blumen von den Gräbern, die sie nach ihrem Tode noch in der krampfhaft zusammengepreßten Hand hielt.

Das

Mädchen von Helgoland.

Novelle.

Das Mädchen von Helgoland.

Etwa acht deutsche Meilen in nordwestlicher Richtung von Cuxhaven am Ausflusse der Elbe erhebt sich vereinzelt inmitten der Nordsee die kleine Insel Helgoland, die den meisten Lesern als stark besuchter Badeort sicherlich, wenigstens dem Namen nach, bekannt ist. Seit Jahrtausenden schon trotzt dieser kleine Felsen muthig den Wogen und Stürmen der mächtigen Nordsee, die langsam und unermüdlich ihr Zerstörungswerk an ihm fortsetzt und schon einen großen Theil des Gesteins, so wie des flachen Landes am Fuße desselben verschlungen hat, der ganzen Insel nach Jahrhunderten den Untergang drohend. Fast in der Form eines gleichschenkligen Dreiecks, dessen Höhe ungefähr dreitausend, dessen Basis tausend Schritte beträgt, zieht sich der eigentliche Felsen, das sogenannte Oberland, von Südost nach Nordwest, so daß die Spitze dieses Dreiecks sich nach letzterer Richtung erstreckt. Fast senkrecht, oft oben überhängend, aus dem Meere aufsteigend, erreicht der Felsen, ein schichtenweise gelagertes Gemisch von rothem Thonstein und Sand, an der Westseite eine Höhe bis zu 208 Fuß, und gerade an dieser Seite bietet sich das deutlichste Zeugniß des hartnäckigen Kampfes mit den empörten Wogen in den grotesken,

tiefen Kluften und Höhlen, in der Landessprache Gatts genannt, und einzelnen sich aus dem Wasser erhebenden, losgerissenen Felsen dar.

Helgoland war vor Zeiten von bedeutend größerer Ausdehnung, und die vom Meere fortgerissenen und überschwemmten Theile bilden jetzt die besonders an der Nord- und Westseite sich erstreckenden, gefahrdrohenden Klippen — der Schrecken der Schiffer, denen der auf dem Oberlande errichtete Leuchtthurm oft vergeblich seine Warnung zuruft. An der Ostseite setzt sich an dem Fuß des Felsens das flache, sandige Unterland an; von ihm führt, der einzige Zugang zu dem Oberlande, eine schöne, breite Treppe, noch aus der Zeit der dänischen Herrschaft stammend, hinauf. Das Unterland bildet eine Landzunge, deren äußerster Rand beweglich ist, d. h. je nach der längere Zeit andauernden Richtung des Windes gewinnt diese Landzunge eine andere Gestalt durch das Vorschreiten der Flut. Ungefähr tausend Schritte gegenüber erstreckt sich längs der Ostseite eine Düne, der eigentliche Badeplatz, die früher mit der Insel zusammenhing und im Jahre 1720 durch das Meer abgetrennt wurde.

Das ganze Unterland ist mit Häusern, gleichwie die südöstliche Ecke des Oberlandes, bebaut. Letzteres ist die eigentliche Stadt mit der Kirche, dem Sitze des Gouverneurs der Insel und dem Leuchtthurme. Meistens sind die Häuser zu kleinen, freundlichen Wohnungen für Badegäste eingerichtet, zwischen denen sich hin und wieder größere, elegantere Hôtels erheben.

In Folge der heftigen Stürme, denen die Oberfläche des Felsens ganz ausgesetzt ist, gedeiht kein Baum oder andere Vegetation auf der Insel, und der ganze freie Theil des Oberlandes ist mit Weideland bedeckt, oder, den geringen Bedürfnissen der Einwohner entsprechend, mit Kartoffeln bepflanzt. Das Klima ist bei der freien Lage der Insel rauh, aber gesund, wie in Norddeutsch-

land, die Sommerhitze durch die Kühle des umgebenden Meeres und den Seewind gemildert.

Die Bevölkerung, etwas über zweitausend Seelen betragend, ist friesischen Stammes mit ganz eigener Sprache und Sitten, deren Einfachheit und Reinheit dem Continent fremd ist. Gottesfürchtig, bieder und genügsam, worauf sie durch die vereinzelte Lage der Insel angewiesen werden, leben sie von dem spärlichen Ertrage des Fischfanges und liefern der Nordsee die unerschrockensten, kühnsten Lootsen. Erst in der neuesten Zeit, seit einigen dreißig Jahren etwa, seitdem Helgoland ein bekannter, häufig besuchter Badeort geworden ist, haben sich die Einwohner auch auf andere Erwerbszweige geworfen, und durch diese nähere Berührung mit dem Continent hat sich auch manches Uebel der modernen Civilisation, der alten Sittenreinheit Gefahr drohend, eingefunden, wenn auch die Mehrzahl der Einwohner ihre alte Originalität zu erhalten strebt. Das ganze kleine Volk, durch Heirathen mit einander mehr oder weniger verwandt, bildet in Bezug auf seine Regierungsform auch eine große Familie, an deren Spitze selbstgewählte Rathsleute stehen, deren Entscheidung bei Streitigkeiten ohne jedes schriftliche, lange Prozeßverfahren Gesetz ist, und selten fallen solche Streitigkeiten vor.

Lange Zeit war Helgoland unter dänischer Oberhoheit, bis dieser Staat es im Jahre 1807 an England abtrat, welches dort einen Gouverneur eingesetzt hat.

So frisch und bunt wie Helgoland in den Sommermonaten zur Zeit der Bad saison durch die vielen, aus allen Theilen des Festlandes herbeiströmenden Fremden der höheren, oft der höchsten Stände, deren Zahl zuweilen dreitausend erreicht, belebt ist, so einsam und still vergeht die übrige Zeit des Jahres den Einwohnern in ihrem häuslichen Leben, und oft ist in harten Wintern durch den Eisstand vor der Elbe und um die Insel herum jede Verbindung mit dem Festlande abgeschnitten. Kommt dann das

Frühjahr, so führen die kleinen Schaluppen einen Theil der Männer in ihren Geschäften wohl wieder nach den nächsten Hafenorten, die Mehrzahl der Inselbewohner aber tritt erst durch die Ankunft der Badegäste wieder in Berührung mit der Außenwelt.

In diese Zeit der Abgeschlossenheit der Insel, in den Monat Februar des Jahres 185—, fällt der Anfang dieser Geschichte.

Es war ein trüber, unfreundlicher Winterabend, und der Schnee hatte eine mehre Zoll hohe weiße Decke über den Erdboden gebreitet. Schwer und dunkel zogen die Wolken über den Himmel und sandten einzelne dicke Schneeflocken nieder, die der ziemlich heftig wehende Wind herumwirbelte und nur langsam sich zur Erde senken ließ. Auf der See draußen hoben sich die mächtigen, um die Insel angestauten Eisschollen im wilden Durcheinanderringen, sich gegenseitig mit dumpfem Klange überstürzend, — so weit das Auge bis an den fernen Horizont reichte, ein bewegtes weißes Eismeer, das die schwarzen schäumenden Wogen nur stellenweise überflutеten.

Vom Leuchtthurme, dessen Feuer man eben angezündet hatte, war ein Dampfschiff in West-Nord-West, auf Helgoland steuernd, signalisirt worden, und trotz des unfreundlichen Abends hatte sich auf dem Hügel, der den alten Leuchtthurm trägt (einen halb verfallenen viereckigen Thurm), eine Menge von Männern versammelt, die mit Fernröhren neugierig und besorgt nach dem Schiffe ausschauten, welches den gefährlichen Kampf mit den Eisschollen nicht scheute, um die Insel zu erreichen. Die Neugier der Inselbewohner wurde durch das Erscheinen eines Schiffes überhaupt zu dieser Jahreszeit, die allen Verkehr mit der Insel hemmte, angeregt; die Besorgniß dadurch, daß der in Sicht befindliche Dampfer sich als ein Kriegsschiff erwies und daß England damals im Kriege mit Rußland begriffen war; welche Absichten führten nun dieses Fahrzeug, das die Kriegsflagge Großbritanniens zeigte, der friedlichen, dem Geräusche der Welt fernliegenden Insel zu?

»Det es en Fergatt, ick lew van viatte Kanon, Ingels Flag,« *) sagte zuerst Hinrich Heykens, ein wettergebräunter alter Seemann, gleich dem größten Theile seiner anderen Genossen in die landesübliche Tracht der Fischer gekeidet: hohe thrangeschmierte Wasserstiefeln, leinene weite, bis an die Kniee reichende Hosen, das leinene Posrunche oder Oberhemd, über das er eine blaue Düffeljacke gezogen hatte, den geölten Südwester auf dem Kopfe. »Seit Anno 48 haben wir hier kein Kriegsschiff gehabt, als die Schiffe vom deutschen Bund den »Walkürjen« hinter den Sanddünen herausholen wollten.«

»Wär' ihnen bald schlecht bekommen, Hinrich Heykens,« versetzte Broder Haase, der Lootse; »war auch an Bord des »Walkürjen« als Lootse; der »Geiser« und die drei dänischen Fregatten hätten es ihnen wohl bezahlt, wenn sie sich nicht davonmachten.«

»Der da wird auch nicht viel Gutes bringen,« meinte ein Anderer, und Alle schienen diese Ansicht zu theilen, denn Niemand erwiderte etwas darauf.

Mannigfache Vermuthungen ließen sich über die Absichten des fremden Gastes vernehmen, aber bei Allen stand die Ueberzeugung fest, die Ankunft jenes Schiffes stände mit den Kriegsereignissen, die damals das Festland so eifrig beschäftigten, in irgend welcher Verbindung, und die Helgoländer hatten wohl nicht Unrecht, wenn sie auch in diesem Puncte ihre Abgeschlossenheit für sich zu bewahten wünschten.

»De komb dalong ni mia ihn; det es Tid dat he det wend, ja det Noch watt,« **) meinte Heikens, auf den Kampf der Eisschollen deutend, und drüben an Bord schienen sie derselben Ansicht zu sein, denn wirklich gab das Schiff den Versuch auf, die Insel noch heute zu erreichen, und legte um.

*) »Es ist eine Fregatte, ich glaube von vierzig Kanonen, englische Flagge.«

**) »Die kommt heute nicht mehr herein; es ist Zeit, daß sie umwendet, ehe es Nacht wird.«

*

Kopfschüttelnd und bedenklichen Blickes trennten sich die Leute endlich, als die immer tiefer hereinbrechende Dunkelheit ihnen jede Aussicht auf das Fahrzeug nahm, das wieder in die hohe See zurückzugehen versuchte. Jedenfalls fürchtete man auf demselben auch den Einbruch der Nacht, die das Fortschreiten durch die Eismassen in so großer Nähe der Insel gefährlich machte. Unsere Helgoländer aber begaben sich nach einem herzlichen »Gud Noch« *) beklommenen Herzens in ihre Wohnungen, und ihre Mittheilung des Gesehenen trug bange Besorgniß und Angst vor den Ereignissen, die am kommenden Tage die Ankunft des Kriegsschiffes bringen sollte, in die kleinen gemüthlichen und sorglosen Familienkreise.

So kühn und todesverachtend der Helgoländer den Schrecknissen der See zu trotzen versteht, die ihm eine vertraute, liebgewordene Nachbarin ist, da sie ihm seine Erwerbsquellen eröffnet, und deren zeitweiliges Zürnen ihm schon zu gewohnheitsmäßig geworden, ebenso bang und zagend schaut er auf die ihm fremden Gefahren des Festlandes, vor denen ihn gewöhnlich die Abgeschlossenheit seiner kleinen Insel bewahrt. So versetzte der Gedanke, daß sie in irgend welcher Weise in die Wirren des Krieges, der zur Zeit wüthete, ihr Interesse bis dahin aber wenig auf sich gezogen hatte, verwickelt werden könnten, selbst die ruhigsten Leute in eine unangenehme Spannung und sorgenvolle Erwartung des nächsten Tages.

Die erste Morgendämmerung sah an derselben Stelle wie gestern einen großen Theil der dort versammelt gewesenen Männer wieder, denen sich später bald auch Weiber und Kinder zugesellten. Das gefürchtete Fahrzeug befand sich der Insel schon bedeutend näher und strebte augenscheinlich, den Hafen zwischen der Sanddüne und der Küste zu erreichen, indem es der Klippen wegen

---

*) »Gute Nacht.«

um erstere herum seinen Weg nehmen mußte. Zwei Kanonenschüsse und die aufgehißte Lootsenflagge riefen die Lootsen, die am Strande auch schon beschäftigt waren, zwei kleine Böte flott zu machen.

In Folge der Bewegung des Schiffes um die Düne wurde von den Neugierigen nun der Ausguckeplatz vom alten Leuchtthurme nach dem Falm verlegt, einem breiten gepflasterten Wege an der Ostkante des Felsens, von wo aus sich die Aussicht auf die Düne und den Hafen eröffnet. Mittelst der Fernröhre erkannte man bald die rothen Uniformen englischer Soldaten auf dem Deck des Dampfers; die Lootsen waren an Bord aufgenommen worden, und bald hatte sich die schlanke Vierzig-Kanonen-Fregatte durch das Eis bis in den Hafen durchgearbeitet und der Anker fiel. Ein Boot führte einen britischen Seeofficier, wahrscheinlich den Schiffscapitän, und einen Ingenieurofficier der Landarmee an den Strand; aber die stolzen Söhne Albions, auf ihrem schleunigen Wege zum Gouverneur der Insel von den staunenden und forschenden Blicken der Insulaner begleitet, legten durchaus keine Neigung an den Tag, die Neugier zu befriedigen, und schritten, jene kaum eines Blickes würdigend, durch die Menge.

Zu derselben Zeit befanden sich zwei junge Mädchen, Helgoländer Landeskinder, im eifrigen Gespräch über die wichtige Tagesneuigkeit, welche die ganze Insel so lebhaft interessirte, in der Wohnstube des Kaufmanns Andres Hansen, der ein hübsches Haus in der Prinzenstraße besaß und sich zu den ersten Leuten der Insel zählen durfte. Das, für die Helgoländer Verhältnisse, reich ausgestattete Zimmer mit den etwas alterthümlichen Möbeln zeigte in seiner geschmackvollen Einfachheit und sorgsam erhaltenen Reinlichkeit die Spuren einer pflegenden und ordnenden weiblichen Hand, der Hausfrau oder ältern Tochter des Hauses, und letztere war es, — die Mutter war schon vor Jahren gestorben — welche die schneeweißen gehäkelten Gardinen selbst aufgesteckt, das kleinste

Stäubchen von dem als Schaustück aufgestellten chinesischen Service, dem Geschenk eines verwandten weitgefahrenen Schiffscapitäns, sorgfältig abgewischt hatte, kurz, dem alten Vater die Wirthschaft selbstständig führte und nebenbei ihn in dem Laden im Vorderhause unterstützte, in welchem er seltene Muscheln, ausgestopfte Seevögel und andere dem Bedarf der Badegäste entsprechende Luxusartikel zum Verkaufe ausgestellt und sich dadurch seinen Wohlstand erworben hatte.

So eben hatte Tina Friedrichs, die Freundin der jungen Tochter vom Hause, in größter Eile die Neuigkeit von der Landung des Bootes und der beiden geheimnißvollen Fremden gebracht, und durch die eigene Unruhe, so wie die Bitten der beiden Mädchen bewogen, war der alte Hansen ausgegangen, um die seit gestern ersehnte Auflösung des Räthsels aus erster Quelle zu erfahren. Die Beiden hatten sich nun, sehnsüchtig der Zurückkunft des Alten harrend, an das Fenster gesetzt und erschöpften sich in Vermuthungen, die an ängstlichen Befürchtungen reich waren, denn den jungen, unerfahrenen Mädchenseelen erschien ein Kriegsdampfschiff als ein Tod und Verderben speiender Vulcan und ein Soldat, den man hier seit Jahren nicht gesehen hatte, mindestens als ein sich von Menschenblut sättigendes Ungeheuer.

Antye Hansen war jetzt zwanzig Jahre alt. Hoch und schlank gewachsen, galt sie für eines der hübschesten Mädchen der Insel und zog nicht wenig die Augen der jüngeren männlichen Badegäste auf sich, die ihretwegen oft in den Laden ihres Vaters eintraten, dort mit einer Kleinigkeit sich einen freundlichen Blick, ein paar Worte der schönen Helgoländerin zu holen. Ihre strenge Zurückhaltung, ihr natürlicher Anstand, der jede zu vertrauliche Annäherung sicher zurückzuweisen verstand, wie man unwillkürlich ihr gegenüber sogleich fühlen mußte, schützten sie indessen vor jedem kühnen Worte. Antye unterschied sich auffallend von ihren, gleich den meisten Nordländern, blonden Landsmänninnen durch ihr

dunkles, fast schwarzes Haar, das zu einem glatten, abstehenden Scheitel abgetheilt war, und eine starke sich um denselben schlingende Flechte bildete. Durch ein nicht häufig vorkommendes Naturspiel waren die sprechenden großen Augen von dem klarsten Blau, und diese Zusammenstellung brachte einen mächtig anziehenden Reiz hervor, welcher durch den aus den Augen strahlenden Ausdruck der Sanftmuth und Unschuld gesteigert wurde. Und was die Augen, das ganze feine Gesichtchen zu verkünden schienen, was die ganze äußere Erscheinung anmuthsvoll durchwehte, das wohnte wirklich in der Tiefe der Seele: die hohe, vollkommene Weiblichkeit und der gerade, allem Falschen fremde Sinn für das Rechte und Edle.

Die allgemein übliche Landestracht, die Antye nie ablegen mochte, wie es einige eitle, der herübergekommenen Mode des Festlandes huldigende Mädchen der Insel für besser befunden hatten, kleidete ihre schlanke, tadellose Figur ausnehmend gut. Sie trug stets den Payk von scharlachrothem Tuche, einen langen weiten Rock, den ein gelbgrünes seidenes Band besäumte, darüber ein Leibchen und eine breite, bis zu den Füßen hinunterreichende Schürze von leichtem, andersfarbigen Stoffe.

In demselben Anzuge befand sich die ihr gegenübersitzende Freundin Tina Friedrichs, die Tochter des Apothekers, ein blondes liebliches Kind von gleichem Alter, über deren blasses Gesicht zuweilen, besonders wenn sie sich unbeachtet glaubte, der Ausdruck eines stillverschlossenen Grames flog. Man fühlte, daß ein Geheimniß, das sie sich zwang nicht offenbar werden zu lassen, das Herzchen drücke und daß es ihr schwer werden müsse, den Kampf mit einem in ihr vorherrschenden tiefen Gefühle siegreich zu bestehen. Welches aber dieses Geheimniß war, das hatte bisher Niemand erfahren, selbst die Freundin nicht, die vergeblich in ihrer zärtlichen Theilnahme forschte, was seit ungefähr einem Jahre diese Veränderung bei dem bis dahin so heitern Mädchen bewirkt

hatte. Es ließ sich auch nicht leicht ein Grund dafür errathen, denn Tina lebte in den glücklichsten Familienverhältnissen, wurde im elterlichen Hause fast verwöhnt, da man ihr aufmerksam jeden Wunsch erfüllte, ängstlich bemüht, ihrem Trübsinne auf keine Weise Nahrung zu geben und sie vielmehr zu erheitern. Die jungen Leute legten dem hübschen Mädchen auffällig ihre Huldigungen zu Füßen, aber eben so auffällig blieb sie kalt und gleichgiltig dagegen, wenn sie auch, wie gezwungen, scherzen und lachen konnte.

»Dein Vater bleibt lange aus,« sagte Tina zu ihrer Freundin. »Gjörtsen, der Secretär des Gouverneurs, sagte vorher im Vorübergehen meinem Vater, sie wüßten selbst durchaus nicht, was das Schiff bringe, denn der Gouverneur habe des Eisstandes wegen seit länger als vier Wochen keinen Brief mehr von England erhalten.«

»Ach, Tina, ich kann Dir nicht beschreiben, wie bange ich bin,« erwiderte Antye; »mir sagt es eine innere Ahnung, daß die Fremden Unglück auf unsere friedliche Insel tragen. Welcher erdenkliche Grund kann sie wohl hierherführen? Vielleicht braucht die Fregatte Leute und will hier mit Gewalt Matrosen pressen, wovon Hinrich Heykens, der auf seinen Reisen in England war, uns so viel Schreckliches erzählt hat.«

Einen Augenblick rötheten sich in plötzlicher schreckhafter Aufregung die blassen Wangen Tina's, und ängstlich die Freundin anblickend flüsterte sie: »Das verhüte Gott!« aber schnell ihre Fassung wiedergewinnend, erinnerte sie jene daran, daß dieser Mißbrauch ja jetzt in England abgeschafft und sich überdies nie auf die mit eigenen Rechten der Krone zugehörigen Helgoländer erstreckt habe. Aber dieser von Antye als Vermuthung leicht hingeworfene Gedanke verursachte ihr doch eine Unruhe, wie sie solche seit der Ankunft des fremden Schiffes nicht gefühlt hatte.

In diesem Augenblicke kam ein junger kräftiger Mann mit einem wettergebräunten offenen und edlen Gesichte schnell die

Straße herunter. Die feinere Seemannskleidung von blauem Tuche und der sorgfältig geknüpfte ostindische Shawl ließen in ihm einen Seefahrer erkennen, der wohl nicht den kleinen Schaluppen der Insel angehörte, sondern einem der die Weltmeere durchstreifenden größeren Segler.

Mit den Worten: »Da kommt Vetter Lassen!« hatte Antye schnell das Fenster geöffnet und dem jungen Manne freundlich einen »guten Tag« geboten, den er in gleicher Weise erwidernd, den blankledernen Hut lüftete und, zu den Mädchen hinaufblickend, das braune lockige Haar mit der Hand aus der hohen Stirn strich.

»Keine guten Nachrichten, Cousine Antye,« sagte er, indem sich die Verdrießlichkeit seiner Mittheilung, so wie der freudige Eindruck, den das liebliche Mädchengesicht auf ihn machte, gleichzeitig auf seinem ausdrucksvollen Gesichte malte. »Die Fregatte hat hölzerne Barracken an Bord, die auf dem Oberlande aufgeschlagen werden sollen, und nächstens werden wir Soldaten hier haben. Die Engländer werden hier werben. Mir hat's Gjörtsen selbst gesagt, als er vom Gouverneur kam.«

»O, das kann doch nicht angehen,« rief Antye erschrocken. »Soldaten auf Helgoland, die hier plündern und morden werden?«

»'S wird nicht so schlimm werden, Antye; das brauchst Du gerade nicht zu fürchten, aber lieb ist mir die Geschichte auch nicht,« meinte Lassen finster. »Ich muß aber jetzt schnell weitergehen; also Adieu, Antye,« und in bittendem Tone fügte er leise hinzu: »Darf ich heute Abend zu Euch herankommen?«

»Wie Du willst, Vetter,« erwiderte Antye ziemlich gleichgültig. »Adieu!« und sie schloß das Fenster.

Lassen Jaspers aber setzte mit nicht sehr befriedigter Miene seinen Weg fort, denn die Gleichgiltigkeit der schönen Cousine ärgerte und betrübte ihn, da er schon seit Jahren vergeblich ihre Gunst zu erringen strebte.

Lassen Jaspers, der Sohn wohlhabender Helgoländer, war mit den beiden Mädchen, die wir eben kennen lernten, aufgewachsen, und von Jugend auf schon zog ihn sein Herz zu seiner Cousine Antye, die er allen anderen Mädchen vorzog und die es allein vermochte, mit ihrem milden, sanften Wesen den wilden Sinn des kräftigen Knaben zu beherrschen und zu lenken. Als Kind schon von Verwandten und Bekannten im rauhen, mühevollen Fischerhandwerk unterwiesen, theilte der heranwachsende Jüngling seine ganze Neigung zwischen der See, deren Stürme und Gefahren seinen abenteuerlichen Sinn reizten und befriedigten, und dem jungen Mädchen, dessen anmuthige Milde das unruhige Herz beschwichtigte, wenn er zum heimatlichen Strande zurückkehrte. Jedes Mal war dann sein erster Gang zum Onkel Hansen, und wenn Antye sich der bunten merkwürdigen Muscheln und Seegewächse herzlich freute, die er nie vergaß mitzubringen, dann klopfte auch sein Herz, froh ihrer Freude und ihres freundlichen Dankes.

Als Lassen sechzehn Jahre alt war, schied er, nach dem Willen seines Vaters, schweren Herzens von der dreizehnjährigen Antye und seiner heimatlichen Insel, um sich auf einem Hamburger Schiffe weiter zum Seemann auszubilden. Oefter hatte er Antyen, die er nicht vergessen konnte, in welche ferne Welttheile und Länder ihn seine Bestimmung auch führte, geschrieben, ihr auch manches werthe Andenken von dorther mitgebracht, als er drei Jahre später als Matrose zurückkehrte; aber Antye war anders geworden, als wie er sie verließ. Das jungfräuliche Gefühl hielt sie ab, dem Vetter so frei und ungezwungen zu begegnen, wie er es wünschte und erwartete. Nach kurzer Zeit, in der er es nicht wagte, zu ihr von seiner Liebe zu sprechen, wie er sie nie vergessen gekonnt und ihr liebes Bild ihn stets in Lust und Gefahr begleitet habe, ging er wieder in See, und stolz seiner erworbenen Stellung als Steuermannsmaat und mit dem festen Entschlusse, jetzt offen um sie zu

werben, war er vor einem Jahre zurückgekehrt. So freundlich Antye aber dem Vetter zuerst entgegenkam, so änderte sich bald ihr Benehmen und wurde zurückhaltender, als sie aus seinen Blicken, seinen halb versteckten Worten die Ueberzeugung dessen gewann, was er beabsichtigte. Sie fühlte klar, daß sie ihn nicht lieben könne, und, wie die Helgoländer aller falschen Erkünstelung fremd sind, hielt sie es für das Rechte, durch ihre deutlich an den Tag gelegte Meinung ihm eine demüthigende, abschlägliche Antwort zu ersparen. In dieser Absicht war sie oft hart gegen den Cousin, den sie übrigens hochschätzte. Lassen täuschte sich keineswegs ganz über ihre Gefühle gegen ihn, aber er hoffte eine Sinnesänderung von der Zeit und war trotz des Zuredens seiner Verwandten nicht zu bewegen, jetzt seine Carriere fortzusetzen und wieder in See zu gehen, was er von Tage zu Tage verschob. So hatte er schon den ganzen vorigen Sommer unthätig auf Helgoland zugebracht, fuhr mit seinen Bekannten zum Fischfang in die See, schwärmte auf der Vogeljagd umher und besuchte so oft, als sich eine Gelegenheit dazu darbot, den Onkel Hansen, der seine Wünsche billigte, ohne einen freundlicheren Blick oder ein hoffnung erregendes Wort von Antye zu erlangen.

Wie schon gesagt, hatte die offenbare Gleichgiltigkeit Antye's, als er seinen Besuch für heute Abend ankündigte, Lassen verstimmt, und er kämpfte mit dem Entschlusse, auch seinerseits ihr gegenüber eine solche zu erheucheln und den Abend anderswo zuzubringen; aber das schwache Herz drohte zu unterliegen, und als er einige nöthige Geschäfte beendet hatte und der Abend herangekommen war, fand er sich gegen seinen eigentlichen Willen doch wieder auf dem Wege zu Onkel Hansen's Hause.

»Bin ich nicht ein Schwächling,« philosophirte er bei sich selbst, »dem Mädchen nachzulaufen, das mich von sich stößt und meiner Werbung lacht? — Soll ich mich denn immer wieder neuer Kränkung aussetzen und mir selbst neuen Schmerz bereiten?« Und

der arme Junge senkte den Kopf, als er langsam bei des Onkels Hause vorbeischlich, schielte aber doch seitwärts nach den erleuchteten Fenstern der Wohnstube. Da hörte er drinnen Antye's Stimme; sie lachte laut, wahrscheinlich im Gespräche mit der Freundin, und der Ton bannte plötzlich seinen Schritt; er wußte selbst nicht, wie es zuging, aber er hatte die Klinke der Hausthür bereits in der Hand und mußte eintreten.

Onkel Hansen, ein sechzigjähriger weißhaariger Greis von noch kräftigem Körperbau und frischem heitern Gesichte, auf dem die Ruhe eines sorglosen Alters lag, saß, in einen weißen Flausrock gekleidet, am Tische inmitten der Stube in dem gepolsterten hohen Lehnstuhle und las beim Scheine der Lampe die »Hamburger Nachrichten«, die bereits zwei Monate alt waren, da in letzter Zeit die Posten ausblieben. Ihm gegenüber hatten sich die beiden Mädchen niedergelassen, sich bei ihrer Näharbeit unterhaltend.

Lassen, dem, weit in der Welt umhergekommen, sonst die Schüchternheit fremd war, trat heute doch etwas befangen in Erwartung des Empfanges der Cousine in das Zimmer. Sein Eintritt schien die kleine Gesellschaft nicht zu stören, da er als Verwandter die Rechte eines gewohnten, gerngesehenen Gastes beanspruchen durfte. Der Alte schaute aus seinem Zeitungsblatte in die Höhe und reichte ihm stumm und kopfnickend die Hand, worauf er sich wieder in seine Lecture vertiefte. Antye rückte, ohne aufzustehen, mit einem freundlichen »guten Abend, Cousin!« einen nahestehenden Stuhl an ihre Seite und lud ihn, darauf deutend, ein, Platz zu nehmen, und Tina erwiderte, ein wenig erröthend, den Gruß des Besuchers, ohne von ihrer Arbeit aufzusehen.

Natürlich bildete die, wie man jetzt wußte, zum Frühjahr bevorstehende Ankunft englischer Truppen das vorzüglichste Thema der Unterhaltung, und Lassen bemühte sich, den beiden Mädchen ihre übertriebenen Befürchtungen dadurch zu benehmen, daß er ihnen von der strengen Mannszucht der britischen Soldaten, die

er auf seinen Reisen gesehen hatte, erzählte, mußte aber doch selbst zugeben, daß in mancherlei Beziehung die Insel ohne diese Gäste, die viel Untugenden und rohe Sitten sicherlich mitbrächten, sich besser befinden und daß ihre Anwesenheit besonders dem jetzt so zahlreichen Besuche in der Badezeit Eintrag thun würde.

Inzwischen hatte der alte Hansen seine Lecture beendet, ein paar kräftige Worte über die bevorstehende Einquartierung fallen lassen und schickte sich nun an, einen Besuch bei seinem Nachbar zu machen. Die jungen Leute blieben allein, und Lassen, der mit der Zeit lebendiger und unbefangener geworden war, erzählte, was allen Seeleuten besonders ein Bedürfniß und liebgewordene Gewohnheit ist, den aufmerksam horchenden Mädchen von seinen Reisen und Abenteuern in der Fremde.

Dem die kleine Gruppe betrachtenden Beobachter konnte es nicht entgehen, wie Antye hauptsächlich durch die Beschreibung der Merkwürdigkeiten und Eigenthümlichkeiten der fernen Länder, die er gesehen, interessirt wurde, Tina dagegen vorzüglich den eigenen Erlebnissen des jungen Mannes ein aufmerksames Ohr schenkte, und zuweilen, bang lauschend, unbewußt die Nadel ruhen ließ, wenn er die Gefahren schilderte, denen er selbst ausgesetzt gewesen. Was er selbst, was die Freundin nicht im Entferntesten ahnte, was Niemand jemals von Tina vernommen hatte und was sie doch schon seit der letzten Rückkehr des jungen Seemannes tief verschlossen in ihrer Brust trug, das war das alles Andere ausschließende Interesse, die stille Liebe für Lassen, deren Verkennung und sichere Abweisung, wenn sie sich ihm hätte eröffnen wollen, sie seit jener Zeit so leidend gemacht hatte. Wie peinigte das arme Mädchen Lassen's augenscheinliche Neigung zu Antye, die auch ein weniger scharfblickendes Auge als das ihrige errathen mußte, jedes Wort des jungen Mannes, das, wie sie fühlte, nicht ihr, der ihm oft unwillkommenen Zuhörerin, sondern der Freundin allein galt, die es nicht nach seinem Werthe würdigen konnte und wollte! Sie

hatte versucht, sich von ihrer hoffnungslosen Leidenschaft loszureißen, hatte Lassen und selbst die Freundin zeitweise gemieden, um sich jene unerträglichen Qualen zu ersparen, aber diese Leidenschaft war stärker als die Ueberlegung und führte sie immer wieder in Beider Gesellschaft zurück. Aengstlich, ihr Herz, das ihm so gern zugeflogen wäre, zu verrathen, zeigte sie sich Lassen gegenüber stumm und befangen und wagte kaum ein Wort an ihn zu richten, weshalb er das junge Mädchen, dessen äußere Reize in Antye's Gegenwart seinen Augen entgingen, weniger beachtete.

So litt es auch heute Tina nicht lange in der Beiden Gesellschaft, und vorschützend, daß die Besorgung der Wirthschaft ihre Anwesenheit zu Hause erfordere, nahm sie von der Freundin Abschied, ohne sich durch die Bitten dieser zum längern Bleiben bewegen zu lassen. Der Cousin freute sich des lange ersehnten Augenblicks, mit Antye endlich allein sein zu können, was sie immer gern vermied, und er hatte sich vorgenommen, diese Gelegenheit zu seinem Vortheil möglichst auszubeuten; sie aber fühlte sich unangenehm berührt.

Als sie ihre Freundin bis vor die Thür begleitet hatte und nun in die Stube zurückkehrte, suchte sie daher das Gespräch gleich auf minder gefährliche Puncte zu lenken und bat Lassen, seine Erzählung fortzusetzen. Das behagte nun aber dem jungen Seemanne nicht, denn er wollte lieber von der Geschichte seines Herzens zu ihr sprechen; darum sagte er, seinen Stuhl näher an den ihrigen rückend:

„Wenn ich bei Dir sitze, Antye, erinnere ich mich gar nicht mehr der vorübergegangenen Gefahren, konnte ich sie doch selbst schon vergessen, wenn ich mitten in ihnen war und auf das kleine Bild schaute, das ich auf allen meinen Reisen stets auf der Brust trug, seitdem ich Helgoland zum ersten Male verließ.“

Da war das von Antye gefürchtete Thema doch angeschlagen, denn sie erinnerte sich noch recht gut, wie sie als dreizehnjähriges

Mädchen dem abschiednehmenden Cousin auf seine Bitte heimlich die kleine aus schwarzem Papier geschnittene Silhouette ihres eigenen Gesichts geschenkt hatte, deren er jetzt das erste Mal wieder erwähnte. Der innige Ton Lassen's rührte sie und schnitt ihr in das Herz, denn sie fühlte, daß sie ihm die liebste, langgehegte Hoffnung nicht erfüllen konnte; sie vermochte nichts zu erwidern und nähte eifriger als zuvor an ihrer Arbeit, sehnlich wünschend, es möchte dieses peinliche Alleinsein durch die Zurückkunft des Vaters unterbrochen werden.

»Es war eine schöne, liebliche Zeit, als wir noch Kinder waren, Antye,« fuhr er inniger fort; »wir glaubten damals Beide, sie solle und müsse immer so bleiben, und durch den Schmerz der ersten Trennung sah ich immer wieder die Rückkehr im Voraus und bildete mir ein, sie müsse mich hier Alles ebenso wie damals finden lassen. Ich ahnte nicht, daß es hier so ganz anders sein sollte.«

»Du magst eher eine Veränderung auf Helgoland finden, da Du so lange abwesend warst,« erwiderte sie, versuchend, seinen Worten eine andere Deutung zu geben, »uns aber, die wir in den letzten sieben Jahren nicht den Fuß von unserm Felsen gesetzt haben, ist die Zeit spurlos vorübergegangen.«

»O, so meine ich es nicht,« sagte Lassen ernst; »der rothe Felsen, das grüne Land, der weiße Wellenschaum, es ist Alles noch dasselbe geblieben. Jedes Häuschen, jeden Platz habe ich wiedergefunden, und sie hätten mir die Tage der Kindheit in das Gedächtniß gerufen, wenn ich sie je vergessen gekonnt. Aber Eines ist anders geworden, und darum erscheint mir auch Alles anders, und ich kann nicht mehr mit denselben Gefühlen wie der glückliche Knabe darauf sehen, — und dies Eine bist Du, Antye — Du bist nicht mehr dieselbe gegen mich.«

»Du thust mir Unrecht, Lassen,« sagte Antye, deren Wangen sich von innerer Bewegung allmälig höher gefärbt hatten, »ich habe die alte Zeit auch nicht vergessen und erinnere mich ihrer gern.

Ich bin Dir noch jetzt dieselbe treue Freundin wie damals, und warum sollte ich Dich auch nicht hochschätzen, da Du mir keinen Grund zum Gegentheil gegeben hast? Wir sind aber nicht mehr Kinder, und in unserem Alter müssen wir auch in unserem Benehmen gegen einander vorsichtiger und zurückhaltender sein.«

»Und warum müssen wir das?« fragte er bittend. »Wenn Du mich schätzest, mich liebst, wie damals, als wir auf der grünen Wiese am alten Leuchtthurme so oft spielten, wo ich keine andere Frau, Du keinen andern Mann unter den wilden Jungen haben mochtest, wenn auch Du die alte Zeit nicht vergessen hast, warum sollen wir dann den Leuten ein Geheimniß aus unserer Liebe machen? — Ich bin jetzt Maat und werde im nächsten Sommer Steuermann sein; ich habe mein gesichertes Auskommen und kann eine Frau ernähren, und unsere Eltern haben gewiß nichts dagegen, wenn wir offen bekennen, daß wir uns gut sind und uns lieben.«

Antye hatte ihre Arbeit auf den Tisch gelegt, als er immer leidenschaftlicher sprach, und ihn ernst, aber freundlich anblickend, sagte sie: »Es thut mir wehe, Lassen, Dir mit Worten sagen zu müssen, was Du aus meinem bisherigen Benehmen hättest schließen sollen und was ich um Deinet- und meinetwillen gern vermeiden wollte. Sei mir nicht böse, wenn ich Dir offen erkläre, daß ich weder Dich noch einen Andern liebe, daß ich jetzt nicht heirathen und den Vater verlassen mag. Es ist besser, — und wenn Du ruhig bist, wirst Du es erkennen — daß ich Dir jede Täuschung nehme, da ich Deinen Wunsch einmal nicht zu erfüllen vermag. Wenn Du in diesem Sommer wieder zur See gehst, wirst Du mich in dem bewegten Leben bald vergessen, wenn Du ernstlich willst, und da draußen blüht Dir wohl ein anderes, größeres Glück. Glaube mir aber sicher, Lassen, ich weiß Dir Dank für Deine treue Anhänglichkeit, die Du mir auch in der Ferne bewahrt hast, und Du wirst stets einen Platz in meinem Herzen haben. Und nun lasse

uns Alles, was heute Abend vorgefallen ist, als ungeschehen betrachten und vergessen!« fügte sie heiterer hinzu, da sie die schwere Last sich vom Herzen gewälzt hatte, und reichte ihm herzlich die kleine Hand.

Lassen hatte zwar immer gezweifelt, daß Antye ihm so liebend und bereitwillig entgegenkommen würde, wie er wünschte, aber eine so bestimmte, alle seine Hoffnungen ertödtende Abweisung hatte er nicht erwartet, und doch konnte er in seiner reinen Liebe nicht dem jungen Mädchen zürnen, das ihm sein Geschick eben verkündet hatte. Der schöne Traum, den er so viele Jahre hindurch gehegt und treu in der Seele bewahrt hatte, war jetzt geschwunden, aber das gesunde, starke Herz ergoß sich nicht in verzweifelte nutzlose Klagen, sondern fügte sich im stummen Schmerze dem unabänderlichen Schicksal. Er las in Antye's klaren, offenen Augen, hörte in dem milden und doch so entschiedenen Tone, daß ihr kundgegebener Entschluß nicht aus mädchenhafter Coketterie, die mit dem geliebten Herzen ein Spiel treiben wolle, auch nicht aus Uebereilung entspringe, sondern das Ergebniß längerer, wohlbewußter Herzensprüfung sei, und er wußte, daß bei dem ihm wohlbekannten festen Charakter seiner Cousine an eine Sinnesänderung mit der Zeit nicht zu denken sei.

Gesenkten Hauptes hatte er sie sprechen lassen, und schweigend, eine versteckte Thräne im Auge, drückte er fest die ihm dargebotene Hand.

»Ich habe es ja gewußt,« sagte er dann trübe, »aber ich liebte Dich so sehr, Antye; verzeihe mir, wenn ich Dir einen schweren Augenblick bereitet habe. Vergessen kann ich Dich nun einmal nimmermehr, so lange ich lebe, aber ich will Deinen Rath befolgen und zum Frühjahr in See gehen; vielleicht wird es mir dann leichter um's Herz werden.«

Und der arme Junge stand auf und nahm seinen Hut, denn er fühlte das Bedürfniß, allein zu sein und seinem Schmerze freien

Lauf zu lassen. Ohne Groll nahm er Abschied von Antye, die ihr Herz fast ebenso bedrückt fühlte, als er das seinige.

Wochen vergingen nun. Antye und Lassen sahen sich öfter, keiner von Beiden erwähnte aber je das an jenem Abende zwischen ihnen Vorgefallene, hingegen zeigte sich Antye jetzt aufmerksamer gegen den Vetter, dessen Erklärung sie nicht mehr, wie früher, zu fürchten hatte; Tina ahnte nicht, was geschehen war, und glaubte zu bemerken, wie Antye's Herz sich allmälig mehr dem ihres Cousins zuneige.

Auf Helgoland war es lebendiger als sonst zu dieser frühen Jahreszeit, denn eine Menge Leute waren beschäftigt, unter Aufsicht und Anleitung des gelandeten britischen Ingenieurofficiers die Baraken auszuschiffen, auf das Oberland zu transportiren und dort auf einem von der Regierung gekauften Platze unmittelbar am Städtchen aufzustellen, so daß sich dort bald ein ansehnliches militärisches Lager erhob. Mit dem Frühjahre langten auch mehrere Officiere auf der Insel an, die das neue Recrutendepot einrichteten, und früher als gewöhnlich, bereits im Monat Mai, hatten sich in diesem Jahre Gäste eingefunden, wenn auch von den Helgoländern nicht so gern gesehen als die sonstigen: es war ein buntes Gemisch von englischen Officieren, alten Soldaten und jungen Recruten. Nie hier gehörte Commandowörter und Hornsignale schallten über die Insel; aus dem grünen Spielplatze der Kinder war ein Exercierplatz geworden und aus dem alten Leuchtthurme ein Arrestlocal. Die Helgoländer, die gerade nichts Besseres zu thun hatten, konnten sich an den Exercitien der Recruten belustigen oder das militärische Leben in den Baraken beobachten, und im Ganzen erwiesen sich die Fremden — freilich nothgedrungen, weil die Disciplin streng aufrecht erhalten wurde, — doch nicht so schlimm, als man gefürchtet hatte, und Leben und Sicherheit der Einwohner blieben vollständig ungefährdet.

In den letzten Tagen des Monats Mai sollte, wie die ge-

schriebenen Anschlagzettel an der Treppe besagten, ein Entrée-Ball im Conversationshause, dem im Unterlande gelegenen, zur Sommerzeit besuchtesten Locale der Insel stattfinden und dieser Ball erregte ein besonderes Interesse, weil sich bei dieser Gelegenheit eine nähere Bekanntschaft zwischen den Einwohnern und den Officieren der neuen Garnison anzuknüpfen versprach und letztere bereitwillig das neu formirte Musikcorps ihres Regiments zur Mitwirkung angeboten hatten.

In dem festlich geschmückten und erleuchteten Ballsaale, den im Verein britische Flaggen mit dem Georgenkreuz und die grün-roth-weißen Farben Helgolands zierten, bewegte sich das tanz- und schaulustige Völkchen in buntem Gemisch durcheinander, während die Klänge der Ball-Ouverture, von der allgemein bewunderten Militärmusik ausgeführt, durch den hohen Raum schallten. Auf der rothausgeschlagenen Estrade, die sich an der Wand herumzog, hatten sich die älteren Gäste niedergelassen, die Männer in dem schwarzen Civilisationsfrack und der weißen Cravatte, die bejahrteren Helgoländerinnen in ihrem Nationalcostume mit den goldbrocatenen, mit echten Brabanter Spitzen reich besetzten Hauben. Die jungen Leute promenirten oder standen gruppenweise im Saale, und die rothen Payks der jungen Mädchen, die scharlachfarbigen goldgestickten Uniformen der Officiere verliehen dem sich darbietenden lebendigen Bilde in der hellen Beleuchtung einen frischen, reichen Glanz. In dem Nebenzimmer und am Buffet tönten mit heiterem, lockenden Klange schon die Gläser, die man einander zum freundlichen Gruße leerte, und überall, wohin man blickte, sah man frohe, vergnügungslustige Gesichter und hörte muntere Scherzworte in englischer, deutscher und Helgoländer Sprache.

Am Buffet standen zwei junge Officiere in der rothen Infanterie-Uniform, die gefüllten Gläser in der Hand, auf das bunte Gewühl vor sich blickend; der Eine trug auf dem Kragen der Uni-

form das Abzeichen der Lieutenants=Charge, die silbergestickte Krone, der Andere Krone und Stern, was den Capitänsrang anzeigte. Sie unterhielten sich in englischer Sprache.

»Einen eigenthümlich anziehenden Anblick, um den uns mancher Kamerad in unseren Londoner Salons beneiden würde, bietet diese Ballgesellschaft dar,« sagte der Capitän lächelnd zu seinem Genossen. »Hättest Du wohl geglaubt, Hilton, als wir die Ordre nach Helgoland erhielten, daß diese Fischermädchen in ihren rothen Payks so niedlich aussehen und gar unseren alten Flammen in der Heimat gefährlich werden könnten?«

»Ei, laß die sentimentale Bemerkung nicht Miß Ellen Saunders hören, bester Perry,« lachte Lieutenant Hilton, mit dem Finger drohend; »ich würde Dich dann auch nicht um die liebenswürdige Bußpredigt beneiden.«

»Ellen Saunders? — Das Anziehendste an ihr ist Sandlings=Park, das Landgut ihres Vaters, und die fünftausend Pfund Renten, mein Bester; im Uebrigen ist sie eine Coquette ohne jedes wahre Gefühl.«

»Du urtheilst für die kurze Zeit der Trennung ziemlich kühl, lieber Frank,« meinte Hilton. »Auf dem Balle beim französischen Gesandten machtest Du ihr doch noch ziemlich stark den Hof und schienst sie mit eifersüchtigen Cerberusaugen zu bewachen, wenn sich ein Anderer erlaubte, mit ihr zu tanzen, nicht ausgenommen Deinen Freund William Hilton, Lieutenant in Ihrer Majestäten Regiment leichter Infanterie. Und entsinnst Du Dich noch des schleunigen Rittes nach Sandlings=Park, um Abschied zu nehmen, als die Ordre zur Station Helgoland uns zukam? Auch pflegt man bei fünfzehn Grad Kälte nicht gern sechzehn Meilen einer Coquette wegen zu reiten.«

»Du vergißt wieder das Landgut und die fünftausend Pfund Renten,« brummte der Capitän etwas betroffen, und in ersichtlicher Abneigung gegen das angeregte Thema der Unterhaltung

ergriff er den Arm des Freundes mit den Worten: »Laß uns im Saale promeniren.«

Die beiden jungen Männer verdienten die Aufmerksamkeit manches schönen Auges, das sie auf ihrem Wege begleitete. Frank Perry, dessen sehr proportionirte Figur und stolze ungezwungene Haltung den Typus der kräftigsten Männlichkeit trug, war etwa achtundzwanzig Jahre alt. Das feine, edelgeschnittene Gesicht, das reiche dunkle Lockenhaar und der sorgfältig gepflegte Schnurrbart, vor Allem das scharf blitzende braune Auge, hatten ihn in der Heimat zum Liebling der Damen gemacht, und man sagte, der junge Krieger habe auf diesem Felde noch mehr Schlachten geliefert und gewonnen als in Ostindien, von wo er einige Jahre zuvor mit seinem Regimente zurückgekehrt war und sich den Capitänstitel erfochten hatte. Von Jugend auf Soldat, wozu ihn als jüngeren Sohn einer reichen alten Familie, deren Erbtheil mit der Peerswürde nach dem englischen Gesetze auf den ältesten Sohn überging, seine Aeltern bestimmten, hatte er sein ruheloses Leben abwechselnd in den Feldlagern und Baraken oder in den Salons der Hauptstadt und auf den Gütern der Landedelleute zugebracht, und Hilton, sein vertrautester Freund, behauptete oft kopfschüttelnd, er sei eigentlich wahrhaft edler Regungen nicht fähig und im Stande, Alles seiner Laune, seinem Ehrgeize zum Opfer zu bringen. Aber Perry war ein angenehmer Gesellschafter, ein gefälliger und munterer Kamerad, und seine Bekannten liebten ihn deswegen.

Wie sich oft widersprechende Charaktere am festesten aneinanderschließen, so war auch der ein paar Jahre jüngere William Hilton Perry's Freund geworden und geblieben. Vielleicht war es das Bestreben, den unruhigen Perry auf der geraden, rechten Bahn zu erhalten, wenn er abschweifen wollte, der hierbei öfter errungene Erfolg, was den stillen, edeldenkenden Hilton an Jenen fesselte. Der Sohn eines Landpredigers, der ihn als Knaben schon

zum eifrigen Studium leitete, hatte Hilton seine Vorliebe für die Wissenschaften in seinen neuen Stand mit hinübergenommen; sie lenkte ihn von den zügellosen Vergnügungen seiner Kameraden ab und erhielt ihm das reine Kindesherz unbefleckt. Sein Aeußeres entsprach dem wahrhaft gebildeten Geiste: die ruhige Klarheit des blauen Auges, die hohe freie Stirn, die tadellos gebaute feine und doch kräftige Gestalt sicherten ihm dieselben Erfolge wie seinem Freunde, wenn er sie hätte suchen wollen.

»Sieh' da,« sagte Perry, plötzlich lebhaft den Arm des Freundes drückend, »das allerliebste Kind in dem weißen Kleide; das ist ja eine wahrhafte Schönheit.«

Der Ausruf galt Antye, die in Begleitung Tina's und ihres Vetters im Saale spazieren ging, und in der That sah das junge Mädchen heute in dem weißen, von einer hellblauen Bandschärpe umschlossenen Kleide, das den rothen Payk zum größten Theil bedeckte, reizender als je aus, und das schöne Gesicht strahlte von Glück und Vergnügen.

»Wer ist aber der garstige Junge in der Seemannsjacke?« fuhr Perry zu seinem Freunde fort, auf Lassen deutend, der sich in seinem feinen blauen Anzuge mit vergoldeten Ankerknöpfen stolz neben der Cousine bewegte. »Hoffentlich ist er nicht ihr Liebhaber, — ein so hübsches Mädchen kann nicht einen so schlechten Geschmack haben, — vielleicht der Bruder!« und Perry zog seinen Freund näher an die Beobachteten heran und sah Antye so scharf in die Augen, daß sie betroffen erröthete und sich abwandte.

»O, sie ist böse, Hilton, daß wir sie bewundern, siehst Du?« und lachend setzte er langsam seinen Weg fort, sich noch oft nach Antye umschauend. Hilton aber meinte: »Laß die Narrheiten wenigstens die kurze Zeit, die wir in Holgoland bleiben, Frank, wenn es Dir möglich ist. So weit ich die Helgoländer kenne, denken sie in dieser Beziehung ernster als wir in der großen Welt,

und Du kannst Dir und uns leicht Unannehmlichkeiten bereiten, ohne einmal zu reüssiren.«

»Die Mädchen, lieber Freund, sind überall dieselben,« erwiederte Perry leichthin. »Helgoländerinnen oder Pariserinnen, Londonerinnen oder die gelben wilden Kinder Hindostans, sind sie aus Eitelkeit und Vergnügungslust zusammengesetzt, und ich habe noch nicht erlebt, daß sich Eine nicht die Huldigungen eines britischen Officiers gern hätte zu Füßen legen lassen. Wie hoch willst Du wetten, William, daß ich innerhalb sechs Wochen mit dieser spröden Schönheit —«

»Ich wette niemals, bester Frank, am allerwenigsten, um Dich in Deiner Laune zu bestärken. Wenn es Dir aber recht ist, wollen wir jetzt zum Buffet zurückkehren und noch ein Glas Champagner trinken.«

Das Vorspiel zum ersten Walzer forderte die Tanzlustigen auf, sich zu engagiren, und Frank hatte sich mit den Worten: »Ich suche mir unsere schöne Helgoländerin auf, laß den Champagner in Eis stellen,« von seinem Freunde getrennt. Er sah Antye auf der rothen Estrade unter den anderen Mädchen sitzen und eilte auf sie zu, aber noch wenige Schritte von ihr entfernt, kam ihm der »garstige« junge Seemann zuvor, und auf dessen, wie es ihm schien, ziemlich vertrauliche Bitte nickte Antye freundlich und reichte ihm die Hand, sich unter die zum Tanze angetretenen Paare zu begeben. Der Capitän verbiß mit Mühe ein unwillkürliches »Damn!« und um sich kein Dementi zu geben, da er so tanzlustig an die Damen herangeeilt war, sah er sich genöthigt, die nächste in der Reihe um das Glück zu bitten, mit ihr tanzen zu dürfen. Die gezwungene Wahl traf Tina.

In den hinreißenden, rauschenden Klängen des Walzers schwebte Antye so anmuthig, so flüchtig durch den Saal am Arme des glücklichen, auf seine schöne Tänzerin stolzen Lassen, daß die Alten die Köpfe zusammensteckten und zischelten, dies sei doch das

schönste Paar, und nächstens werde wohl eine Verlobung auf der Insel stattfinden, und daß die fremden Officiere, den jungen Mann beneidend, sich beeilten, den nächsten Tanz mit Antye zu tanzen. Perry hatte keine Augen und kein Wort für seine Dame, und erstere ruhten bewundernd auf dem Mädchen, dessen nähere Bekanntschaft er um jeden Preis machen mußte; sie sollte ihm, wie er rechnete, die Langweile während des gezwungenen Aufenthaltes auf der Insel verkürzen. Nur einmal hatte er sich zu seiner Tänzerin hinuntergeneigt und sie in deutscher Sprache, die er fertig erlernt hatte, gefragt, wer die Dame im weißen Kleide sei, und ängstlich hinzugefügt: »Sie ist wohl mit dem jungen Seemanne verlobt?«

»Es ist ihr Vetter Lassen Jasper,« erwiderte Tina ausweichend auf die sie schmerzlich berührende Frage, denn sie selbst glaubte, daß die öffentliche Verlobung des jungen Paares wohl nicht mehr fern sein werde.

Der Walzer war vorüber, und zu Perry's Aerger stand der Vetter noch immer an Antye's Seite, und Beide sprachen angelegentlich mit einander. Das nächste Mal aber wollte er sich in seiner Bewerbung um Antye nicht durch einen Andern zuvorkommen lassen, und deshalb ging er entschlossen zu dem jungen Mädchen heran und bat sie um den zweiten Tanz. Auch Antye war der schöne, schlanke Officier schon aufgefallen, und sie sagte gern zu, wenn sie ihm des dreisten, anstaunenden Blickes von vorher auch ein wenig zürnte; welches hübsche junge Mädchen vergißt nicht einen etwas zu dreisten Blick, der ihrer Schönheit gilt?

Perry eilte zu Hilton zurück und theilte ihm freudig mit, daß er jetzt mit der schönen Helgoländerin tanzen werde, stürzte dann schnell ein paar Gläser Champagner hinunter, ohne auf den bedenklichen Freund zu hören, der ihm nochmals empfahl, vorsichtig zu sein und nicht ein nutzloses Verhältniß anzuspinnen,

dessen Ende sich nicht absehen ließe, und folgte dann der von der Musik gegebenen Aufforderung zum Tanze.

Perry schien vergessen zu haben, daß sich, nach seinem eigenen spöttischen Ausdrucke zuvor, nur Fischermädchen auf dem Balle befänden, denn er bestrebte sich eifriger als je in seinen Londoner Salons, Antye gegenüber liebenswürdig zu erscheinen, und wie die ersten mit ihr gewechselten Worte und ihr sicheres, jeder übertriebenen Scheu fremdes Benehmen ihn schon belehrt hatten, daß er es hier mit einem offenen, nichts Böses argwöhnenden Gemüth, aber andererseits auch mit einem geistvollen Mädchen zu thun habe, die es verstehen würde, jede zudringliche Annäherung entschieden zurückzuweisen, hatte er auch mit der ihm eigenen Gewandtheit und in seiner genauen Kenntniß des Weiberherzens die Ueberzeugung gewonnen, daß diese Festung nicht mit Sturm zu nehmen sei, und schnell seinen Feldzugsplan gegen Antye's unschuldiges Herz entworfen.

Deshalb blieb Perry, wohl überlegend, in den strengen Grenzen bescheidener Zurückhaltung, und Hilton hätte vollkommen Grund gehabt, mit dem Freunde zufrieden zu sein, den er in seiner Unterhaltung schwerlich wieder erkannt hätte. Antye aber fühlte sich durch das zarte Benehmen des jungen stattlichen Officiers wohlthuend berührt, und seine feinen Aufmerksamkeiten schmeichelten ihr, zumal ihr scharfer Blick ihr sagte, daß ihre Person Eindruck auf ihn gemacht habe. Sie bedauerte es fast, als der Tanz beendet war und er sich von ihr verabschiedete, nachdem er sie auf ihren Platz geleitet hatte.

Noch ein paar Mal tanzte Perry im Laufe des Abends mit Antye und bewachte vorsichtig sein Benehmen ihr gegenüber, so daß Antye, als sie in Tina's und des Vetters Begleitung nach Hause ging, freudig meinte, sie habe sich noch nie so gut wie auf diesem Balle amüsirt, und der fremde Officier, mit dem sie heute so viel getanzt, sei ein liebenswürdiger, unterhaltender Mann und

ein vorzüglicher Tänzer; im Stillen aber dachte sie dabei, er sei auch der schönste und interessanteste Mann, den sie je gesehen habe.

Auch den beiden Freunden gab der Ball hinreichenden Stoff zur Unterhaltung, als sie gegen Morgen das Conversationshaus verließen und sich in ihre gemeinsame Wohnung begaben.

»Ich bin noch zu aufgeregt, um schlafen zu können,« meinte Perry, der sich, dort angekommen, eine Cigarre anzündete; »wenn es Dir recht ist, schwatzen wir noch ein halbes Stündchen,« und er erzählte Hilton in so leidenschaftlichen Worten von Antye's lieblicher äußerer Erscheinung, von ihrer Liebenswürdigkeit, die seine Vorurtheile so glänzend widerlegt habe, daß dieser, nachdem er schweigend der langen schwärmerischen Rede des Freundes zugehört hatte, sich endlich nicht enthalten konnte, in ein lautes Gelächter auszubrechen.

»Ich bewundere wirklich Dein Temperament, Frank, das Dich im Fluge von einer Liebschaft zur andern führt, und vorzüglich, daß es dem kleinen Fischermädchen in Zeit von ein paar Stunden so meisterhaft gelungen ist, Dein Herz in Banden zu schlagen, denn — gestehe es, Freund — Du bist verliebt bis über die Ohren, und ich wünschte nur die arme Miß Ellen Saunders zu sehen, wenn sie erfährt, daß sie ihren Platz in Deinem Herzen oder vielmehr in Deiner Phantasie,« verbesserte er sich weiter, »einer Helgoländerin hat einräumen müssen.«

»Was Miß Saunders betrifft,« erwiderte Frank, durch den Spott verstimmt, »so laß sie aus dem Spiele, William, denn ich heirate doch vielleicht noch einmal Sandlings-Park und die fünftausend Pfund; Antye aber wird mir die Zeit vertreiben helfen, und mehr verlange ich nicht von ihr.«

»Du bist sehr bescheiden, Frank; aber Du hast wohl noch nicht daran gedacht, daß Antye ein Herz hat und nach Deiner Schilderung obenein ein tieffühlendes, leicht verletzbares, und daß es ein gefährliches Spiel mit solchen Herzen ist?«

»Ein Mädchen ist eine Blüthe, die sich schließt und mit der neuen Sonne wieder öffnet,« sagte Perry, die Cigarrenasche gleichgiltig abklopfend; »das Mädchen wird mich lieben, vergessen und ihren langen Vetter oder einen Andern heiraten. Gute Nacht, William.« —

Am Vormittage des nächsten Tages hatte sich Lassen im Hause des Onkels eingefunden, ihm und der Cousine die Nachricht zu bringen, daß er vor einiger Zeit — es war nach der abschlägigen Antwort Antye's geschehen — an einen ihm bekannten Schiffsrheder nach Hamburg geschrieben und heute Morgen die Antwort bekommen habe, daß ihm eine Stelle an Bord einer Brigg zugesichert sei, und daß er in den nächsten Tagen abreisen würde, um nach England wieder in See zu gehen. Der junge Mann sah etwas trübe bei dieser Mittheilung aus, denn die bevorstehende Trennung von Antye wurde ihm doch schwer, wenn er auch selbst fühlte, daß sie seiner Ruhe am zuträglichsten sei, und Antye, die dasselbe dachte, suchte ihn zu erheitern und bestellte scherzweise mancherlei Kleinigkeiten, die er ihr aus England mitbringen sollte.

Sie saßen Beide am Fenster, als der junge Capitän, der Antye gestern so auffällig bevorzugt hatte, vorüberging und artig grüßte.

Antye's Wangen färbten sich plötzlich hochroth, was ihr durch schnelles Aufstehen kaum gelang, dem Blicke des Vetters zu verbergen. Das junge Mädchen wußte selbst nicht, wie ihr geschah, aber in dem Augenblicke der unerwarteten Ueberraschung nicht fähig, sich selbst Rechenschaft von ihrem Gefühle zu geben, setzte es sie in Verlegenheit, daß der Fremde sie mit Lassen zusammengesehen hatte.

Antye mußte es sich selbst gestehen, daß der fremde Officier sie interessire und zwar in einer Weise, die sich das unerfahrene Mädchen nicht zu deuten wußte. Schon mehrere Male im Laufe des Tages war ihr sein Bild so klar, so frisch vor die Seele ge-

treten, wie er gestern während des Tanzes neben ihr stand, und dann glaubte sie dieselben ihr zum Herzen dringenden Worte wieder zu hören, die er gestern mit ihr gesprochen hatte, und unbewußt wiegte sie sich gern in diesem Traume, bis sie durch die nüchterne Wirklichkeit, die ihre Thätigkeit in Anspruch nahm, wieder unangenehm daraus erweckt wurde. Hörte sie Jemand sich auf der Straße nahen, so wünschte sie im Geheimen, es möchten seine Schritte sein, und warf verstohlen, als scheue sie sich vor sich selbst, einen Blick hinaus. Das Alles, was ihr Herz unruhiger schlagen ließ, ihr Gefühl, ihr Wünschen, war eben so unbestimmt, so formlos, daß sie selbst es nicht in ihren Gedanken zu ordnen und sich klar zu machen vermochte.

Antye befand sich, ohne es zu wissen, in Gefahr, die Ruhe ihres Herzens gegen ein Gefühl einzutauschen, dem alle Sterblichen früher oder später einmal unterliegen müssen, das sie auf den höchsten Gipfel der irdischen Glückseligkeit zu erheben vermag und das schwache Herz auch bis zum Brechen elend machen kann, das Gefühl der Liebe. Sie begriff die sie überkommende Gefahr noch nicht, aber sie ahnte sie unbewußt, und diese Ahnung machte sie unruhig, träumerisch, sehnend nach Dem, was sich ihr mit beseligendem Reize lockend, wie in weiter Ferne jetzt noch durch einen Schleier verhüllt, erschließen mußte. Die Thränen traten ihr in die Augen und sie wußte nicht warum; das Herz klopfte so unruhig, und jede gewohnte, sonst so liebe Hausarbeit wurde ihr heute lästig; sie fühlte das Bedürfniß tröstender Theilnahme und wußte nicht, wie und zu wem sie sich aussprechen solle; — vor Allem wollte sie jetzt allein sein und träumen.

Der Nachmittag war herangekommen. Antye war ganz allein zu Hause und konnte sich nun ungestört ihren Gedanken überlassen. Da tönte die Klingel der Ladenthür, und durch die unwillkommene Störung aufgeschreckt, eilte sie in den Laden, aber trotz aller Anstrengung war die Ueberraschung und Bestürzung des jungen Mädchens

deutlich auf ihrem Gesichte zu lesen, als sie Capitän Perry vor sich sah, der sie höflich begrüßte und als Veranlassung seines Kommens vorgab, einige Kleinigkeiten kaufen zu wollen, um sie als Andenken nach England zu senden. So natürlich die Veranlassung dieses Besuches auch war, und so oft Antye sich bei solchen Gelegenheiten, besonders in der Badezeit, auch schon allein mit Fremden im Laden befunden hatte, ohne im Mindesten dadurch genirt zu werden, zitterte sie heute doch in dem Gedanken, mit dem jungen Officier allein zu sein, uud vermochte kaum ein Wort hervorzubringen.

Perry, der ihre Verlegenheit bemerkt und dieselbe still erfreut, zu seinen Gunsten deutete, ließ ihr aber Zeit, sich zu sammeln, und schien ganz und gar im Anschauen der Muscheln und anderer Verkaufsartikel vertieft, und Antye wußte ihm diese zarte Schonung Dank. Mit einigen gewöhnlichen Höflichkeitsfragen, die den gestrigen Ball und das Befinden danach betrafen, unterbrach Perry endlich das Stillschweigen, bat Antye dann, ihm beim Aussuchen seiner Geschenke für Freunde in der Heimat behülflich zu sein, und empfahl sich nach reichlichen Einkäufen wieder eben so ruhig, als liege seinem Besuche durchaus kein anderes Interesse als das angegebene zu Grunde.

Antye fiel ein Stein vom Herzen, als er ging, und doch sah sie ihm verstohlen nach, bis er um die Ecke der Straße bog, und nun fühlte sie fast Verdruß, daß er nicht noch ein Weilchen länger geblieben war.

So kam er fast jeden Tag in den Laden, kaufte bald dies, bald jenes, so daß der alte Vater sich oft lächelnd wunderte, wie viele Geschenke der Capitän seinen Bekannten zu machen habe, denn er dachte nicht im Geringsten daran, daß seine Tochter eine Anziehungskraft auf den stolzen Officier ausüben könne. Antye war sein Kommen schon so gewohnt, daß sie es unruhig wie etwas von sich selbst Verstehendes erwartete.

Jeder neue Besuch wurde auch etwas mehr in die Länge gezogen, und man hätte bemerken können, wie der Einkauf gewöhnlich sehr schnell beendigt war und das Thema der Unterhaltung immer weiter davon abschweifte, denn Perry sprach jetzt davon, wie lieb ihm schon die Insel geworden sei, wie er mit Bangen an die früher ersehnte Rückkehr nach England denke und wie er am liebsten immer auf Helgoland bleiben möchte, — und wenn sich Antye auch noch in seiner Gegenwart eigenthümlich befangen fühlte, so fehlte es ihr doch nicht an Muth, ihm zu antworten und selbst zuweilen zu scherzen.

Aber auch Perry fühlte sich in eigener, ihm bisher fremder Weise von dem jungen Mädchen angezogen. Seine Besuche im Hansen'schen Hause waren ihm ein Bedürfniß geworden, und er sah der Zeit dazu eben so ungeduldig entgegen, als sollten sie ihm eine wichtige Entscheidung bringen. Fügte es sich zuweilen, daß er statt Antye's dort ihren Vater traf und für diesen Tag also nothgedrungen auf seinen Wunsch, sie zu sprechen, verzichten mußte, dann konnte er den ganzen Tag unmuthig und übelgelaunt sein. Perry hatte schon zu oft in Liebeleien sein Herz abgestumpft, um eine wahre Innigkeit des Gefühls zu kennen und sie einem anderen Wesen weihen zu können; nie aber war seine Leidenschaft so mächtig erregt worden, wie sie ihn jetzt ganz in Anspruch nahm, — der Grund war wohl die Sonderbarkeit des Verhältnisses und der Reiz des Neuen, und er selbst täuschte sich mit dem Gedanken, dieses Mal wirklich zu lieben. Er war unwillig über seine Schwachheit, wie er meinte, die ihn, den Weltmann, an ein weit unter seinen Standesvorurtheilen stehendes, einfaches Mädchen aus dem Volke fesselte. Er versuchte seiner selbst zu spotten, wie es der wohlmeinende Freund oft that, da er wußte, daß Spott Perry am sichersten von den gefährlichen Ausgeburten seiner Leidenschaftlichkeit abhalten würde; aber doch konnte er es nicht über das Herz bringen, bei Antye's Hause vorüberzugehen, ohne einzutreten

und mit jedem Tage ein Verhältniß fester zu knüpfen, das, vernünftig betrachtet, beiden Theilen so wenig Heil in Aussicht stellte. So blieb es nach wie vor, und vergeblich bemühte sich Hilton, der ahnend für Antye fürchtete, den Freund abzuwehren und ihn durch Zerstreuungen, welche die jetzt eröffnete Badesaison bot, auf einen andern Weg zu lenken. Perry fühlte sich durch die Fürsorge und Ueberwachung Jenes verletzt und belästigt und zeigte dies in seinem kühleren, zurückhaltenden Benehmen.

Ein milder, heiterer Junimorgen hatte die Insel begrüßt, deren Bewohner zum größten Theile noch in ruhigem Schlummer lagen, als ein junges Mädchen flüchtigen Schrittes den Weg zurücklegte, der vom Städtchen zum entferntesten Ende des Felsens, der Nordspitze, führt. Antye hatte der Morgenkühle wegen ein Tuch umgeschlagen, und der schwarzseidene Helgoländer Hut, dessen lang herabfallendes Ende Nacken und Schultern bedeckte, schützte das frische, vom Hauche des Seewindes geröthete Gesicht. In der Hand trug sie einen zierlichen blanken Blecheimer, denn der frühe Gang galt ihren beiden Schafen, welche die Wirthschaft mit Milch versorgen mußten. Antye wählte stets diese frühe Morgenstunde, um durch lästige neugierige Blicke der promenirenden Badegäste oder Soldaten nicht in ihrem Geschäfte gestört zu werden und ängstlich schaute sie sich zuweilen nach dem zurückgelegten Wege um, ob der schöne Morgen nicht doch schon einen Fremden früher als gewöhnlich zu einem Spaziergange herausgelockt habe.

Die Lampen des Leuchtthurmes waren im letzten matten Verglimmen und wurden tausendfältig von den Lichtern der ersten Morgensonne überstrahlt, die sich auf den glänzenden großen Glasscheiben des Thurmes brachen. Im Westen zogen die letzten dunklen Wolkenschleier der Nacht am Horizont hinunter und tauchten in die dunkle See, die auf ihrer in langen Schwellungen schaukelnden Oberfläche, gegenüber im Osten das flammende Bild der dunkel-

roth aufsteigenden Sonne trug und im leuchtenden Feuer brannte. Weißen Schneeflocken gleich, schwebten in weiter Ferne einzelne lichte Segel über die Wasserwüste, Boote der fleißigen Fischer oder stolze Träger des Welthandels. Eine Todtenstille, nur von dem einförmigen Rauschen der See, die den Fuß des Felsens bespülte, dem weithin schallenden Ruderschlage eines kleinen Fahrzeuges und hin und wieder dem Morgengesange eines Vogels unterbrochen, lag auf dem kleinen Eilande, auf dessen grünem Rasenteppiche die glänzenden feuchten Thautropfen blitzten. Das Ganze schien ein Bild des Lebens des schönen, unschuldigen Wesens, das eben den Weg entlang schritt, der friedlichen, heiligen Ruhe ihres Herzens und der unermeßlichen, grenzenlosen Sehnsucht, die es in sich trug.

Antye hatte die Nordspitze, den Weideplatz ihrer Schafe, bald erreicht, als sie zu ihrem Verdruß die Gestalt eines Mannes erkannte, der sich auf der am äußersten Ende des Felsens aufgestellten Bank niedergelassen hatte, und ihr, den Rücken zuwendend, in das herrliche Bild des Sonnenaufgangs ganz vertieft schien. Eine Weile zögerte ihr Fuß, und sie überlegte, wie sie dem unangenehmen Zusammentreffen entgehen könne, ohne ihr Geschäft zu vernachlässigen, aber eben erhob sich der Fremde, und sie erkannte in der von der Sonne beleuchteten Figur ihren Vetter Lassen. Was konnte ihn so früh am Morgen schon auf die Klippe führen? fragte sie sich, denn nach Lassen's ganzem Benehmen, seitdem sie ihm jede Hoffnung auf ihre Gegenliebe genommen hatte, ließ es sich nicht voraussetzen, daß er ihretwegen hier sei, vielleicht einen Antrag zu erneuern, dessen Abweisung er doch sicher sein mußte. Lassen hatte sich zu edel gezeigt, als daß sie ihn dieses Versuches für fähig halten konnte, und darum schritt sie, den Gedanken verwerfend, ruhig auf ihn zu.

»Guten Morgen, Antye,« rief er ihr entgegen, als er sie be-

merkte, und das trübe blasse Gesicht erheiterte sich sichtlich mehr; »ich hatte Dich nicht so früh erwartet.«

»Was treibst Du hier, Lassen?« fragte sie, »Du hast mich erwartet, wie Du eben sagtest. Warum das?«

»Sei mir nicht böse deshalb,« erwiderte er traurig; »ich habe Dich wohl das erste und letzte Mal hier aufgesucht, denn ich komme, Abschied zu nehmen, und ich hoffte, Du würdest es erklärlich finden, daß ich Dich dazu ohne Zeugen sehen wollte. Wir sehen uns vielleicht nie wieder, Antye, denn ich bin entschlossen, nicht eher nach Helgoland zurückzukehren, als bis ich mein Leiden ganz vergessen habe, und ich glaube, das wird vieler Zeit bedürfen.«

»Du willst also wirklich abreisen?« sagte sie und reichte ihm mit einem freundlich theilnehmenden Blicke die Hand.

»Noch heute Vormittag. Clas Classen geht heute mit seiner Schaluppe nach Glückstadt hinauf, und übermorgen denke ich schon auf der Brigg »Galantha« in See zu stechen. In England gehe ich dann wohl gleich wieder auf ein anderes Fahrzeug; ich möchte weit, recht weit in die Welt hinaus.«

»Armer Vetter, verliere den Muth nicht; auch Dir wird der liebe Gott wieder Freude und Glück schenken,« erwiderte Antye, eine Thräne im Auge. »Ich will täglich für Dich beten, daß er Dich in Sturm und Gefahr schütze; mag Dir das ein kleiner Trost sein, wenn Du bekümmert bist.«

»Ach, Antye, mein Schicksal allein bekümmert mich nicht,« sagte er, »auch das Deine ist es, und magst Du mir auch zürnen, ich muß mich aussprechen, ehe ich fortgehe, damit es nicht zu spät wird.«

»Mein Geschick, Lassen? — Wie verstehst Du das?« und Antye war blaß geworden und fühlte, wie ihr Herz stillstand denn sie ahnte unbestimmt, worauf Lassen deutete.

»Darf ich recht aufrichtig sprechen und willst Du in meinen Worten nichts Anderes sehen, als die Theilnahme und Sorge eines

Herzens, das Dich über Alles innig und wahr liebt? — Ich habe Dir entsagt, Antye, weil Du es so gewollt hast, und ich wünsche nicht, daß Du in der letzten Stunde unseres Zusammenseins ein Falsch in mir argwöhnst, wenn ich es für eine heilige Pflicht halte, Dich vor dem bösen Geiste zu warnen, der Dein vertrauendes, edles Herz umgarnen will.«

Antye lächelte gezwungen. Lassen's ernste, eindringliche Worte, die er mit solcher Sicherheit der Ueberzeugung aussprach, erfüllten sie mit Entsetzen, und sie zitterte bang vor der bevorstehenden Eröffnung, die, wie sie im Voraus fühlte, ihre geheimsten, liebsten Gedanken entschleiern sollte.

»Darf ich sprechen, Antye?« — und sie nickte willenlos ihre Zustimmung, die sie nicht zu verweigern wagte.

»Wahre Dein unschuldiges Herz und den reinen Sinn, Antye,« fuhr er dringender im innigsten Tone fort; »hüte Dich vor der Schlange der Verführung, die in unserem Herzen zuerst leise das Haupt erhebt und uns die Sehnsucht nach den Genüssen der Welt lockend in das Ohr flüstert, bis ihre Stimme, uns beherrschend, alles Gute und Edle übertönt. Bleibe das schlichte und anspruchslose Kind unserer heimatlichen Insel und laß Dich nicht durch den Hochmuth irreleiten, draußen aufzusuchen, was der Schöpfer in seiner Weisheit für uns nicht zuträglich gehalten hat. Beherzige meine Worte, Antye, wenn Du Dich selbst liebst, und denke, wenn Du der Versuchung schwach unterliegen willst, Deiner Mutter, die hier unter dem Rasen schläft und Dir, wenn sie noch lebte, das Alles besser sagen würde, als ich es kann. Ich weiß, Du hast mich verstanden, ich sehe es in Deiner Bewegung; zürne nicht dem treuen Warner. Und nun segne Dich Gott, Antye, und gebe uns Beiden ein glückliches Wiedersehen.«

Mit innig liebendem Blicke drückte er ihre Hand, während sie bleich und thränenden Auges sein Abschiedswort erwiderte, denn sie war nicht im Stande, mehr zu sprechen. Mit Anstren-

gung riß er sich los und eilte, ohne sich umzublicken, schnellen Schrittes den Weg nach der Stadt hinunter.

Da stand das junge Mädchen allein, die Hand auf die Brust pressend, und Thränen entströmten ihren Augen; die Füße wollten sie nicht mehr tragen, und sie mußte sich auf die Bank setzen, um recht bitterlich zu weinen.

Was, bisher unverstanden, ihr Herz so bedrückt und so selig träumerisch gemacht, das hatten Lassen's gutgemeinte und ihr doch so bittere Worte ihr jetzt klar und verständlich vor die Seele gelegt; ja, sie liebte, und liebte Frank Perry. Woher wußte es Lassen? fragte sie sich erschrocken. Sollten Andere deutlich durchschaut haben, was ihr selbst bis jetzt ein Räthsel gewesen war, und urtheilten sie ebenso wie der Vetter oder in ihrer Theilnahmlosigkeit gar noch härter? Und das war es nicht allein, was sie beunruhigte; viel lebendiger, mit viel größerer Angst drängte sich ihr die Frage auf, ob Lassen diese Neigung denn wirklich richtig beurtheile? Das unschuldige Herz fühlte sich schuldig, und diese Ueberzeugung wollte es fast zersprengen. Hatte sie sich nicht durch die Aufmerksamkeiten Perry's so hoch geschmeichelt gefühlt, weil er der hochgestellte Mann von Welt war? Hatte sie sich nicht selbst schon einmal auf dem Gedanken ertappt, wie schön es sein müsse, in der großen Welt zu leben, im fernen England in Glanz und Pracht? Und wie klein, wie unbedeutend war ihr dagegen die heimatliche Insel erschienen, wie einförmig und geisttödtend das Leben darauf! Sie liebte, und wohin sollte diese Liebe führen? fragte sie sich jetzt das erste Mal, bang zusammenschreckend, und die Zukunft sah ihr so hoffnungslos trübe, so unendlich öde aus.

»Mein Gott, was fehlt Ihnen, Fräulein Antye?« fragte plötzlich bestürzt eine Stimme dicht neben ihr. Erschrocken fuhr sie auf, und vor ihr stand Capitän Perry.

Auch ihn hatte der schöne Morgen bewogen, einen Spazier-

gang auf die Nordspitze zu unternehmen, um den Sonnenaufgang zu sehen, und als er ein weinendes Mädchen auf der Bank dort sitzen sah, näherte er sich vorsichtig, um in ihr Gesicht zu blicken; wie erschrack er aber, als er Antye Hansen erkannte.

Der tiefe Schmerz, der sich in den seelenvollen Augen, in ihren Thränen aussprach, durchzuckte Perry mit aller Macht des Vorwurfes; ihm war es, als könnten diese Thränen nur ihm gelten, und sie riefen das bessere Gefühl in ihm wach. Zu diesem Eindruck trug wohl auch die eigenthümliche Situation und die Verklärung des schönen Gesichtes durch die Strahlen der Morgensonne ein wenig bei.

»Sie ist ein Engel und ich liebe sie, und ich will sie der ganzen Welt zum Trotz lieben und nur sie allein, so lange ich athme,« dachte Perry aus aufrichtigem Herzen.

»Armer Frank,« würde Hilton gesagt haben, »Du vergissest Sandlings-Park und die fünftausend Pfund Renten.«

Und Frank hatte sie wirklich vergessen, als er sich, tief bewegt, zu Antye hinunterneigte und das sprachlose Mädchen nochmals fragte: »Was fehlt Ihnen, Antye?«

Zum ersten Male nannte er heute so vertraulich ihren Namen, und sie, die des Trostes an einem andern Herzen so nöthig bedurfte in ihrer angstvollen Verlassenheit, zürnte ihm nicht darüber. Wie schlug ihr Herz dem entgegen, der allein, wie sie jetzt wußte, ihr Glück, ihre Zukunft in der Hand trug; aber in ihrem jungfräulichen Stolze fühlte sie auch, daß sie die Schwäche ihres Herzens ihm nicht verrathen dürfe, denn was bewies ihr, daß er sie wirklich seiner Liebe werth hielt, was er ihr ja noch nicht einmal gesagt hatte? Aengstlich suchte sie nach einer Erklärung ihrer Thränen, die sie ihm auf seine theilnehmende Frage geben wollte und gedrängt durch die Wiederholung seiner Bitte, ihm zu antworten, erwiderte sie ohne nähere Ueberlegung, ihre Thränen trocknend:

»Mein Vetter Lassen hat eben einen traurigen Abschied von mir genommen; er geht auf lange Zeit in See.«

Perry stutzte, und ein finsterer Zug entstellte sein schönes Gesicht. Liebte das junge Mädchen doch den Seemann, wie er anfangs geglaubt und dann diesen Gedanken als lächerlich verworfen hatte, und sollte er, der stolze britische Officier, so lange vergeblich um ihre Gunst gebettelt haben, die sie Jenem freiwillig geschenkt hatte? Tief gekränkte Eitelkeit, Aerger und Kälte lagen in dem Tone, in dem er sagte:

»Wenn ihm so schöne Augen Thränen nachweinen, wird es ihn wohl nicht lange draußen leiden, und er kehrt gewiß bald zurück, sich hier ein dauerndes Glück zu gründen.«

Antye blickte fragend zu ihm auf, denn sie verstand die räthselhaften Worte nicht.

»Lassen findet hier kein Glück für sich,« sagte sie leise.

»Sie liebt ihn, und er verschmäht sie!« fuhr es durch Perry's Gedanken, und er wußte nicht, ob diese Entdeckung mehr seinen Stolz kränke oder ob er sich über die neue Hoffnung freuen solle. Laut aber fuhr er fort:

»Wenn er so undankbar ist und draußen sucht, was ihm hier so herrlich erblüht, dann verdient er auch nicht diese kostbaren Thränen, die ihm die Liebe spendet.«

Antye verstand ihn jetzt und erschrack über die ihren Worten gegebene Deutung. Es lag ihr zu viel daran, Perry seinen Irrthum zu benehmen, und darum erwiderte sie offen:

»Die Liebe? — ich liebe Lassen nicht, aber er ist mein Vetter.«

Perry's Gesicht heiterte sich augenscheinlich auf, und die Zweifel, die ihn einen Augenblick hatten irreleiten können, verschwanden sofort bei dem offenen Geständniß.

»Ich verstehe Ihren Kummer nicht ganz, Fräulein Antye,« sagte er, »und ich will nicht in Sie dringen, mir den Grund zu

nennen, obgleich meine Frage mir nur durch das aufrichtigste Mitgefühl geboten wurde. Ich wollte, ich könnte Ihren Schmerz lindern, aber welche Mittel stehen mir zu Gebote, dessen Theilnahme Ihnen von so geringem Werthe sein muß und der Ihnen stets als unwillkommener Fremdling auf Ihrer Insel erscheinen wird?«

»Halten Sie uns Helgoländer für so ungastlich, daß dem so sein sollte?« erwiderte ablenkend Antye auf seine letzten Worte.

»Darf ich denn auch auf ein freundliches Willkommen von Ihrem Herzen Anspruch machen, darf ich annehmen, daß auch Sie mich nicht ganz ungern sehen?« fragte er bittend.

»Warum sollte ich das?« flüsterte Antye und wagte nicht die Augen zu ihm aufzuschlagen.

Perry hatte sich neben sie auf die Bank niedergelassen und fuhr mit bewegter Stimme fort:

»Als ich den Befehl erhielt, hierher zu gehen, fühlte ich mich unmuthig und betrachtete diese Sendung als eine Verbannung Ich mußte aus dem Kreise liebgewonnener Freunde, aus einem üppigen, glanzvollen Leben auf unbestimmte Zeit scheiden, um das Alles auf einem kleinen Fleck mitten im Ocean zu vermissen, dessen Namen ich bis dahin kaum gehört hatte. So dachte ich damals, und mit unlustigem, vorurtheilsvollen Herzen betrat ich diese Küste. Wie anders aber habe ich jetzt zu denken gelernt! Mich, den früher nur der bunte Flitterglanz der vornehmen Salons, das reiche, schwelgerische Leben reizen und befriedigen konnte, mich entzückt jetzt die hohe, heilige Natur, und ich tauschte den Genuß dieses herrlichen Morgens nicht gegen die künstlichsten Erzeugnisse des menschlichen Prachtsinnes ein. Ich bin wieder ein Kind geworden, das sich jeder Blume freuen kann. Mich, der von Jugend auf ein stürmisches, wildes Leben geführt, der alles Glück in dem Reize der ewigen Abwechslung fand, mich fesselt jetzt diese kleine Erdscholle unwiderstehlich an sich, und mein ganzes Sein durch-

dringt die heiße Sehnsucht: meine Vergangenheit, meinen Ehrgeiz und den Lärm der Welt in einer stillen, glücklichen Häuslichkeit zu vergessen. Ich bin nicht mehr derselbe, der auf dieser Insel landete; ich bin glücklicher und bin besser geworden. Dieses neue Leben aber danke ich nur der Erkenntniß, dieser Felsen der Nordsee berge ein köstlicheres Kleinod in sich, als es das große, mächtige Britannien in seinen Grenzen aufzuweisen vermag, und der Besitz dieses Schatzes müsse mehr beseligen, als aller Reichthum und alle Größe der Erde. Sie, Antye, haben das kostbare Kleinod zu vergeben, das mich zum reichsten Manne Britanniens machen würde. Halten Sie Frank Perry werth, um Ihre Liebe, Ihren Besitz zu werben?«

Antye zitterte in Angst und seliger Freude. Nun sie das Geständniß seiner Liebe vernommen hatte, das sie eben noch mit heißer Sehnsucht, in der ihre Thränen geflossen waren, herbeigewünscht hatte, fühlte sie sich durch die Worte erschreckt, und ein neuer Thränenstrom mußte dem gepreßten Herzen Luft machen. Vor ihr lag Wohl und Wehe ihrer ganzen Zukunft; sie wußte, daß dies der entscheidendste Augenblick ihres Lebens war, und sie fürchtete sich das eine Wort auszusprechen, das die unwiderrufliche Entscheidung in sich trug. Als er aber wieder bat: »Antye, in Deiner Hand liegt mein Glück, die Ruhe meines Lebens, und ich schwöre Dir, daß ich Dich wahr und aufrichtig über Alles liebe,« da ließ sie es ohne Widerstand geschehen, daß er sie umfaßte und sanft an sich zog, und vergessen hatte sie die Scheu vor dem Manne, die Warnung Lassen's und ihre eigenen quälenden Zweifel. Alle ihre Gedanken flossen in dem einen zusammen: »Er liebt mich.«

Eine Weile hatte sie, ohne ein Wort mit ihm zu wechseln, versunken in das ihr neu erschlossene Glück dagesessen, dann fragte sie leise, den thränenverschleierten Blick zagend zu ihm aufschlagend:

»Was wird mein Vater dazu sagen?«

»Wenn er hört, daß das Glück seines Kindes von seiner Einwilligung abhängt, wird er sie uns nicht versagen, theure Antye,« sagte Frank, der bei der Frage zuerst ein wenig gestutzt hatte, denn bisher war es ihm wirklich nicht in den Sinn gekommen, daß er auch des Vaters ruhigere Ueberlegung bekämpfen müsse, um den Sieg vollständig sein zu nennen. Er meinte nun zwar Antyen leicht zu bewegen, vorläufig noch das Geschehene geheim zu halten; aber es bedurfte der Angabe eines Grundes, der sie von der Nothwendigkeit dieser Maßregel überzeugte, und den hatte er bald gefunden.

»Nun bin ich so glücklich und zufrieden, meine Antye,« sagte er, heiße Küsse auf ihre Hände drückend, »daß mir nur noch ein Wunsch übrig bleibt: unsere Liebe erst stolz vor der Welt bekennen zu dürfen, und wie unendlich lang wird mir die kurze Zeit erscheinen, bis ich meine Verhältnisse in England so weit geordnet habe, um Dich als meine angebetete Gattin dort einführen zu können. Ich will heute ohne Verzug an meine Verwandten schreiben und sie von meiner Wahl in Kenntniß setzen, damit sie schleunigst alle Vorbereitungen für unsere Ankunft treffen und mir die zu unserer Trauung nöthigen Papiere senden. O wie ersehne ich den Tag, wo ich Dich als Herrin in Harwick-Castle, das Stammgut meiner Vorfahren, einführen werde! Du mußt Dich schon mit dem bescheidenen Landsitze begnügen, denn meine Familie gehört nicht zu den reichsten des Landes, aber ich hoffe, die herrliche Gegend Süd-Englands und vor Allem die Liebe wird Dir alles Mangelnde genügend ersetzen. Bis diesen nöthigen, langweiligen Formen aber genügt ist, scheint es mir besser, und Du wirst meine Ansicht wohl theilen, daß wir unser süßes Geheimniß der Welt noch verschließen; um so fester und sicherer ruht es in unserer eigenen Brust, und fremde theilnahmlose oder gar böswillige Menschen werden keine Veranlassung finden, die Reinheit unseres Verhältnisses, das sich

unter so eigenthümlichen Umständen gebildet hat, anzutasten und zu beflecken.«

Antye mußte sich offen gestehen, daß dieser Punct ihre Glückseligkeit ein wenig trübe, aber sie unterwarf sich gern jedem Wunsche des Geliebten, dem sie von nun an ihr Geschick ganz und gar in die Hand gegeben hatte und dessen heiligste, liebste Pflicht es ja auch sein mußte, es, gleich dem eigenen, zu wahren. Schwer wurde es ihr, ihm auch darin beizustimmen, daß selbst der Vater vorläufig noch nichts von ihrer Liebe wissen sollte, aber Perry widerlegte ihren leisen Widerspruch durch seine Gründe und Bitten, und nebenbei hielt sie auch die Befürchtung, der Vater möchte vielleicht in übermäßiger Bedenklichkeit die Wünsche ihres Herzens nicht billigen, von dem allzu eifrigen Beharren auf ihrer Ansicht zurück.

Schüchtern hatte sie die Frage an Perry gewagt, ob ihr einfaches, den Ansprüchen der großen Welt fremdes Wesen seinen Verwandten auch genügen und ob es nie eine Quelle der Unzufriedenheit für ihn selbst sein werde, und liebend hatte er sie an das Herz gedrückt und erwidert: »Du bist eine reine, kostbare Perle, Antye, die alle die falschen Diamanten unserer vornehmen Welt nicht aufwiegen können, und Frank Perry ist nicht der Mann, dessen liebstes und höchstes Gut Jemand anzutasten wagte.«

Sie sprachen noch viel von ihrer Liebe, ihren Plänen für die Zukunft, bis Antye sich erinnerte, daß es die höchste Zeit sei, nach Hause zu gehen, wenn ihre lange Abwesenheit nicht auffällig werden und andere Besucher der Nordspitze ihre Zusammenkunft stören sollten; deshalb bat sie Perry, sie jetzt zu verlassen und voraus nach der Stadt zu gehen.

»Erhalte ich einen Kuß zum Abschiede?« fragte Perry lächelnd, und der erste heiße Kuß brannte auf den Lippen des jungen Mädchens und färbte die Wangen mit dunkler Glut.

»Ich sehe Dich morgen früh hier wieder, meine Antye,«

flüsterte Perry eilig, denn schon sah man auf dem Wege zur Klippe einzelne Spaziergänger sich nähern. Sie bejahte, und Beide trennten sich, er, nach dem Städtchen zurückzukehren, sie, ihr wirthschaftliches Geschäft zu beginnen.

Als Antye den Heimweg antrat, zitterte sie vor innerer Bewegung, denn jetzt erst machten sich die Wirkungen der geistigen Anstrengung, der sie heute Morgen ausgesetzt gewesen war, auf den Körper fühlbar. Mit welchem Blicke sollte sie dem Vater zu Hause entgegentreten, da sie ein wichtiges Geheimniß im Herzen barg, dessen Verschweigung ihm gegenüber ein Unrecht war, wie sie fühlte? — Kaum wagte sie die Augen aufzuschlagen, wenn ihr Jemand auf dem Wege begegnete, denn es war ihr, als müßte ihr brennendes Gesicht, ihr unruhig klopfendes Herz das Geheimniß ihrer Liebe verrathen.

Arme Antye! Die Ruhe des kindlichen Herzens, den stillen Frieden der Seele hatte sie auf immer verloren.

Schweren Herzens bereitete sich Lassen zu seiner Abreise vor, und jedes Stück, das er in den kleinen Koffer packte, begleitete ein Seufzer der gepreßten Brust. Dann nahm er sein Gepäck und schiffte sich, von manchem derben Händedruck und herzlichen »Gud Reis«*) seiner Landsleute begleitet, mit Clas Lassen in der kleinen Schaluppe ein, die bald mit günstigem Winde in See stach und Helgoland immer weiter den fest darauf gehefteten Blicken des jungen Mannes entrückte, bis der rothe Felsen endlich in einem grauen Nebelstreifen am Horizont verschwand. Neben seinem tiefen Schmerze, das Liebste auf der Welt einer ungewissen, gefahrdrohenden Zukunft überlassen zu müssen, fühlte Lassen doch die Beruhigung, daß er in der uneigennützigsten Weise seine Pflicht erfüllt habe, Antye zu warnen, und er betete inbrünstig zu Gott, er möge ihr Herz der Freundesstimme öffnen und sie vor dem

*) »Glückliche Reise.«

gefürchteten Unheil schützen. Glücklich erreichte er Hamburg und ging in den nächsten Tagen nach England in See.

Antye wußte indessen, wenn auch mit der äußersten Anstrengung, die sie manchen schweren Kampf kostete, Perry zu Liebe ihr Geheimniß so gut zu bewahren, daß Niemand eine Ahnung davon hatte, und wenn auch Tina, ihrer vertrautesten Freundin, öfter ihr unruhiges, träumerisches Wesen auffiel, so wagte diese doch keine Frage nach dem Grunde zu thun, denn sie vermuthete, Lassen's Abreise sei die Veranlassung. Litt aber Antye unter der verschlossenen Bewahrung ihres Glückes, von dem geliebten Manne wieder geliebt zu werden, so ersetzten ihr die heimlichen Zusammenkünfte auf der Nordspitze, zu denen Perry sich jeden Morgen regelmäßig einfand, vollkommen dieses Leiden, das ja übrigens auch mit dem Eintreffen der von England erwarteten Antwort bald ein Ende nehmen mußte. Ihr Frank sprach dann so liebe, hinreißende Worte, beklagte mit solcher zärtlichen Ungeduld die nothwendige Verzögerung einer offenen Erklärung ihrer Liebe, daß sie ihn öfter auf ihre eigene Geduld tröstend hinweisen mußte, und in seinen Küssen vergaß sie, daß kein Sterblicher sich eher glücklich nennen darf, ehe seine liebsten Wünsche mit dem vollständigen Erfolge gekrönt sind.

Tage auf Tage vergingen und die Papiere trafen nicht ein, obgleich sie in dieser Zeit den Weg von England schon ein paar Mal hätten machen können.

Antye's Herz schlug jedem nächsten Morgen in banger Erwartung entgegen, daß Perry ihr endlich die ersehnte Nachricht, es stehe der Veröffentlichung ihrer Verlobung nun nichts mehr im Wege, bringen solle; aber stets belehrte sie der erste forschende Blick auf sein finsteres Gesicht, daß sie vergebens gehofft habe, und die Vermuthung drängte sich ihr auf, der Geliebte sei bei seinen Anverwandten auf Widersprüche gegen seine Wahl gestoßen, die er erst zu bekämpfen habe, und wolle ihr dies verheimlichen,

um sie nicht zu beunruhigen. Perry jedoch wies diesen Gedanken, den sie ihm einmal aussprach, unwillig zurück und versicherte sie, daß er vollständig unabhängiger Herr seines Willens sei und daß keine Macht der Welt ihn abhalten solle, den Myrtenkranz auf das Haupt Derjenigen zu setzen, die er dessen für würdig gehalten habe. Er sprach davon, selbst nach seinem Vaterlande hinüber reisen zu wollen, um diese Angelegenheit zu beschleunigen, aber das wünschte Antye auch nicht, da ihr selbst die kurze Trennung von ihm unerträglich erschien. —

Inzwischen hatte die nun in vollem Gange blühende Badesaison eine Menge von Fremden, meistentheils Deutsche aus den höheren Ständen, zusammengeführt, und diese wetteiferten, sich in eleganten Toiletten und der Erfindung von amüsanten Vergnügungen in den einzelnen Zirkeln, die gleicher Rang und Neigung näher an einander geschlossen hatte, zu übertreffen, so daß die kleine Insel in dieser Zeit sich in dem bewegten, von luxuriösen Belustigungen überfließenden Leben mit den besuchtesten und elegantesten Badeorten messen konnte. Sobald die eigentliche Badezeit, die den Morgen in Anspruch nahm, vorüber war, wogte es bunt auf dem Falm und der Treppe. Was die neuesten Moden des Festlandes liefern konnten, entfalteten hier Damen und Herren in ihrem Putze, denn es war die Tagesstunde der gegenseitigen Kritik, der sich die Badegäste wohlbewußt aussetzten und die den Stoff zur Unterhaltung auf dieser sogenannten Morgenpromenade geben mußte. Heitere Begrüßungen, denen die Etiquette den möglichst herzlichen Ton zu geben sich oft bemühen mußte, hämische halblaute Bemerkungen über eine auffallende, Neid erregende Toilette, muntere Scherzworte, Alles summte durcheinander in dem bunten Knäuel, der auf dem Falm auf- und abwogte, bis er sich zur Mittagszeit allmälig lichtete und auflöste. Dann kam mit der Sonnenhitze die Siesta des müßigen, vergnügungssüchtigen Völkchens; das Diner in den Hotels, bei dem die schäumenden Champagnerflaschen ihren Tribut

zahlen mußten; wenn es kühler geworden, wieder die Promenade, die Fahrten auf der spiegelklaren See, die Partien nach dem Mönch, Mörmersgatt und Junggatt an der Westküste, Abends der bis in die tiefe Nacht hinein dauernde Tanz im Conversationshause und in dem Salon das Roulettespiel, bei dem sich alljährlich mehr als ein Elegant ruinirt. So lebten sie fröhlich von Tag zu Tag in Lust und Genuß, knüpften und lösten Liebes- und Freundschaftsverhältnisse, bis die Badeliste einen Namen nach dem andern unter der Rubrik: »Abgereist« aufführte, und oft die besten Bekannten sich ein Lebewohl für immer gesagt hatten.

In diesem Jahre war die Baronesse von Goetz die prächtigste Blüte des Blumenflors der Damen, der junge und alte Männer und selbst die gefallsüchtigsten Damen unstreitig den Preis der strahlendsten, tadellosesten Schönheit zuerkennen mußten. Die junge Baronesse war sich sehr wohl der Macht ihrer Reize bewußt, die sie zur Königin der Badegesellschaft erhoben hatte, denn stolz beherrschte sie den großen Zirkel, der sich um ihren Triumphwagen geschaart hatte und dem sie den gesellschaftlichen Ton und das Programm seiner Vergnügungen vorschrieb.

Therese von Goetz war die etwa sechsundzwanzigjährige Wittwe eines der reichsten Gutsbesitzer eines deutschen Staates, der ihr bei seinem vor wenigen Jahren erfolgten Tode ein bedeutendes Vermögen hinterlassen hatte, das ihr eine unabhängige und genußreiche Existenz sicherte. Kaum erlaubte es die möglichst abgekürzte Trauerzeit, so stürzte sich das junge lebenslustige Weib, das den Gatten nie sehr geliebt hatte, in den Strudel der üppigsten, rauschendsten Vergnügungen und bereiste, von Uebersättigung und Langerweile an der Heimat getrieben, die größten Städte Europa's, bis sie durch ein leichtes, in Folge ihrer Lebensweise sie überkommendes Unwohlsein auf den Gedanken gebracht wurde, sie bedürfe einer ernstlichen Cur im Seebade. Hier fühlte sich nun die eitle, gefallsüchtige Frau ganz auf ihrem Platze, da sie die

Erste in der Gesellschaft sein konnte und diese ihren Launen blind folgte.

Die Baronesse ging auf der Morgenpromenade spazieren. Der strohgelbe seidene Ueberrock nach dem neuesten Pariser Schnitte, der kostbare Spitzenshawl, der runde italienische Hut, der das Gesicht fast ganz beschattete, die ganz einfache und doch reiche, geschmackvolle Toilette zog Aller Augen auf die schöne Frau, deren natürliche Reize solchen Schmuckes nicht bedurften, um Aufsehen zu erregen. Therese war von schlanker, hoher und zierlicher Figur; dunkle große Augen, deren brennende Strahlen bald ihren Begleitern, bald den Vorübergehenden zuflogen, scharf beobachtend, welchen Eindruck ihre Erscheinung auf diese mache, die glänzenden braunen Haare, deren Fülle in breiten künstlichen Flechten das blendend weiße Gesicht mit dem scharfgeschnittenen, gebieterischen Profil umrahmten, der feingeformte Mund, dessen stolzes, spöttisches Lächeln die glänzenden Perlenreihen der Zähne sehen ließ, rechtfertigten den Ruf von der siegenden Schönheit der Baronesse.

Mehrere junge Männer, die sich durch ihre gewählte, elegante Kleidung als Löwen der Badegesellschaft zu erkennen gaben, umschwärmten die Frau Baronin, die öfter stehen blieb, einen an sie gerichteten Gruß mit freundlichen Worten zu erwidern oder huldvoll die Vorstellung eines neuen Jüngers, der diese Gnade begehrte, entgegenzunehmen. In ihrem Gefolge und nahe an ihrer Seite befand sich Capitän Perry in Uniform und erwiderte mit so heiterem Gesichte und von innerer Glückseligkeit strahlenden Augen, als gäbe es für ihn keine Sorge in der Welt, die Bemerkungen, welche die Baronin von Zeit zu Zeit an ihn zu richten suchte.

»Sie haben also Alles zu unserem heutigen Wasser-Corso vorbereitet, Capitän Perry?« fragte die Dame, und berührte mit ihrem Fächer leicht seinen Arm, da er eben im Gespräch mit einem andern Herrn begriffen war.

»Wie Sie es befohlen haben, meine Gnädigste, und ich hoffe,

Sie werden mir Ihre Zufriedenheit nicht versagen und Ihren ganz gehorsamen Diener auch künftighin mit Aufträgen beehren,« antwortete Frank.

»O, ich zweifle nicht an dem guten Geschmacke meines treuesten Ritters, des galanten Capitän Perry,« meinte die Baronesse mit einem holdseligen Blicke, der Frank eben so viele Neider, als Zeugen desselben da waren, verschaffte.

»Sie wollen meiner spotten, gnädige Frau,« erwiderte Perry lächelnd; »Ihnen allein wird der Ruhm des Tages und der Dank unserer Gesellschaft gebühren, denn meine schwachen Kräfte reichen nur zur Ausführung dessen zu, was Ihr erfindungsreicher Geist angeordnet und Ihnen vorgeschrieben hat.«

»Bescheidenheit gehört zu den Rittertugenden, die Sie in sich vereinigen, Capitän. Aber sehen Sie das hübsche Mädchen dort, meine Herren,« unterbrach sie sich plötzlich, auf eine junge Helgoländerin deutend, die in ihrer durch Geschmack und Zierlichkeit sich auszeichnenden Nationaltracht eben der Gesellschaft entgegenkam und mit zur Erde gesenkten Augen auf die Seite der Straße abwich; »sollte man glauben, daß dieses arme Volk solche Prachtexemplare aufzuweisen hätte?«

Alle Lorgnetten richteten sich, wie auf Commando, auf das schüchterne Mädchen, das betroffen bald erröthete, bald erbleichte und eilig seinen Weg fortsetzte.

»In der That, sehr niedlich,« sagte Perry, und biß sich bis zum Bluten auf die Lippen, denn er hatte Antye erkannt und sie mußte ihn ebenfalls gesehen haben; »sehr niedlich, dieses Naturkind!«

»Ist es denn wahr, Capitän, daß diese armen Geschöpfe so stolz und spröde sind, wie man sagt?« fragte spöttisch die Baronesse. »Sie, Capitän, sind ja von uns am längsten auf der Insel und müssen das sicherste Urtheil darüber haben, denn Ihr Solda-

ten wagt mit Euren Grundsätzen: »Andere Städtchen, andere Mädchen,« am kühnsten den Angriff auf das weibliche Herz.«

»Ich habe den Versuch bisher nicht der Mühe werth gehalten,« behauptete Perry mit kecker Stirn; »wie sollten uns die matten Sternchen reizen, wo eine blendende Sonne am Himmel steht?« und nach diesem Complimente leitete er das Gespräch gewandt auf die Vergnügungen des Nachmittags zurück.

Antye hatte Perry wohl an der Seite der Baronin bemerkt und, ohne sich klar zu sein, weshalb, stand ihr Herz vor Schreck und Angst fast still, als sie ein schneller Blick auf sein heiteres, sorgloses Gesicht ahnen ließ, wie wohl er sich in dieser Gesellschaft befinde. Er hatte zwar bei den vertrauten Unterredungen mit ihr öfter erwähnt, daß ihn die Verhältnisse nöthigten, sich nicht ganz der Badegesellschaft und ihren Vergnügungen zu entziehen, aber hinzugefügt, wie ihm dieser Zwang peinigend sei, und sie hatte auch eingesehen, daß sein Stand und seine Stellung erforderten, der allgemeinen Sitte Genüge zu leisten. Aber sein heutiges Aussehen deutete keineswegs darauf hin, daß ihm diese Selbstverleugnung schwer falle, und was Antye am auffälligsten erschien, war, daß er nie seiner Bekanntschaft mit der Baronin von Goetz erwähnt hatte; daß diese, deren Ruf auch bis zu Antye's Ohren gedrungen war, seine Begleiterin gewesen sein müsse, sagte ihr die wunderbare Schönheit der Dame. „Freilich,« versuchte sich Antye zu trösten, »konnte nicht eine ganz zufällige Begegnung ihren Frank heute zum ersten Male mit Jener zusammengeführt haben?« Aber sie konnte die feurigen, vertrauten Blicke, mit denen die Baronin Perry angeredet hatte, nicht vergessen, und eine durch alle gesuchten Entschuldigungsgründe nicht zu beschwichtigende Stimme sagte ihr immer wieder, es sei nicht, wie es sein solle. Das arme Kind hatte den giftigen Stachel der Eifersucht in ihr Herz dringen gefühlt, und das bittere Gefühl, sie stehe Jener an äußeren Reizen, an Geist und Rang weit nach, drückte ihn tiefer und schmerzender

in die Wunde. Sie dachte an Lassen's Warnung und zum ersten Male fühlte sie sich von der Ueberzeugung niedergebeugt, das Schicksal habe mit ihrer Geburt eine Kluft zwischen Perry und sie gelegt, die nur die reinste, stärkste Liebe in allbesiegender Macht auszufüllen vermöchte. Welche Beweise hatte sie, daß Perry der allen Vorurtheilen fremde, starke Mann sei? — Und Antye weinte wieder eben so bittere Thränen als damals auf der Nordspitze, ehe Perry ihr seine Liebe bekannt hatte.

Blicken wir nun zurück, wie Perry in die Gesellschaft der Baronin gekommen war.

Schon vor einigen Wochen, bald nach der Erklärung gegen Antye, hatte Hilton seinen Freund bewogen, die allgemein gefeierte Frau kennen zu lernen, denn im Interesse der jungen, durch Perry's Leidenschaftlichkeit in Gefahr gebrachten Helgoländerin meinte er diesen von seinen Plänen ablenken zu müssen. Er ahnte nicht im Entferntesten, daß Perry schon so weit gegangen sei, sich gegen Antye auszusprechen und in ihrem Herzen nicht allein Hoffnungen zu erwecken, sondern ihr die bestimmte Aussicht auf einen Bund für das Leben zu eröffnen. Die Anziehungskraft der schönen Baronesse, deren gewandter Coketterie Frank's leicht überfließendes Herz unterliegen mußte, und zwar um so sicherer, wenn hierbei auch sein Ehrgeiz, als bevorzugter Anbeter öffentlich zu gelten, in das Spiel käme, schien ihm das geeignetste Mittel zur Erreichung seiner wohlgemeinten Absicht. Er wollte das Spiel zu Antye's Wohl wagen, denn für Frank's Herz fürchtete er dabei keine große Gefahr; er wußte, daß Frank, wenn er sich wirklich in die Baronin verliebe, sie auch ebenso schnell wieder vergessen könne. Wenn Perry auch damals sehr ernst über sein Verhältniß zu Antye dachte und in der ersten Aufwallung seiner Leidenschaft wirklich der nöthigen Papiere wegen nach England geschrieben hatte, wenn er deshalb auch nicht die geringste Lust bezeigte, die Gesellschaft aufzusuchen und sich durch sie zu zerstreuen, so gab er endlich doch dem Dringen

Hilton's nach und sah bei einem Concert im Conversationshause Therese von Goetz. Erstaunt und ergriffen von der bezaubernden Schönheit, vergaß er an Antye und sein Versprechen im Augenblick, und jetzt war er es, der Hilton bestürmte, ihn vorzustellen. Die Baron that das Ihrige, den schönen jungen Mann, der den günstigsten Eindruck auf sie machte, an sich zu fesseln, und bald war zu Hilton's Freude unter der Badegesellschaft allgemein das Gerücht verbreitet, Capitän Perry sei der erklärte, offen bevorzugte Anbeter der Baronesse. Von Leidenschaft, Stolz über seinen Triumph geblendet, sah Perry das klare reine Bild Antye's in immer matteren Farben erbleichen, und die ihm lieben Zusammenkünfte auf der Nordspitze fingen an ihm mit jedem Tage lästiger zu werden. Die erwarteten Papiere kamen mit umgehender Post, aber sie lagen unbeachtet da und erweckten, wenn sein Auge zufällig darauf fiel, höchstens ein unangenehmes Gefühl in ihm; darum nahm er zu einer Lüge seine Zuflucht und sagte Antye, sie seien noch nicht eingetroffen. Perry war im Zwiespalt mit sich selbst; er wünschte, er hätte nie ein Verhältniß mit Antye angeknüpft, aber er schämte sich vor sich selbst, so schnell wankelmüthig sein Wort zu brechen, und die Scheu, durch solche offene Erklärung, ein unheilbares Unglück in Antye's Herzen, dessen Zartheit er kennen gelernt hatte, anzurichten, hielt ihn von einem entscheidenden Schritte ab. In seinem gewöhnlichen Leichtsinn beruhigte sich Perry mit dem Gedanken, der Zeit und dem Zufalle die Vorzeichnung des Weges zu überlassen, der ihn am besten aus diesem peinlichen Dilemma führen könne.

Gegen Abend, als die brennende Hitze der milden, angenehmen Kühle, welche die See schon zeitiger am Tage herbeizuführen pflegt, gewichen war, sammelte sich die Gesellschaft der Baronesse im Garten des Conversationshauses, um sich von hier aus gemeinsam zu dem von ihr angeregten und von Perry arrangirten Wasser-Corso zu begeben.

Perry, dessen Thätigkeit schon den ganzen Tag über durch die Vorbereitungen so lebhaft in Anspruch genommen wurde, daß er selbst den unangenehmen Zufall von heute Morgen darüber fast vergessen hatte, war in der besten Laune und ordnete, von einigen anderen Herren unterstützt, die von Fischern gemietheten Boote, die sich am Landungsplatze im Unterlande eingefunden hatten. Es waren wohl einige dreißig der zierlichsten Fahrzeuge ausgesucht worden, welche die Insel stellen konnte, und man hatte sich bemüht, ihnen durch Umwindung mit frischem Laub und Blumenkränzen und durch Anbringung von bunten Teppichen und Sitzkissen die möglichste Eleganz und Bequemlichkeit zu geben. Deutsche, englische und Helgoländer Nationalflaggen, farbige Wimpel und Signale wehten von den Borden, und dazwischen konnte man die bunten Ballons und Papierlaternen bemerken, welche die Bestimmung hatten, in späterer Abendstunde angezündet zu werden. Die geputzten Bootsführer, gleichmäßig in blauen Jacken und weißleinenen Beinkleidern, belebten jetzt noch allein die kleine Flotte, lustig gestimmt durch den reichen Verdienst, den ihnen die Vergnügungslust der Badegäste heute sicherte, und begierig, ihre Kräfte beim Wettkampfe im schnellen Rudern zu erproben. In einem größern Boote, bestimmt, dem Zuge leitend voranzurudern, befand sich das Musikcorps von Perry's Regiment iu seinen weißen Uniformen und zog besonders die neugierige Theilnahme der am Strande in Menge versammelten Helgoländer Kinder auf sich.

Ein dreimaliger Tusch der Blaseinstrumente schmetterte weithin, als die Gesellschaft, an deren Spitze die Königin des Tages, die Baronesse von Goetz, schritt, sich dem Strande näherte. Perry flog ihr entgegen und küßte die zarte Hand, die ihm als Beweis der Befriedigung mit den getroffenen Arrangements freundlich gereicht wurde. Sie gab das Zeichen zum Einsteigen, und es eröffnete sich nun die etwas verwirrte Scene der Einschiffung. Der feine, mit munterm Lachen begrüßte Spritzregen, das Schwanken

der Boote, wenn Jemand ungeschickt hineinstieg, die ängstlichen Ausrufe der Damen, obgleich nicht die geringste Spur von Gefahr vorhanden war, der an den Tag gelegte Heldenmuth der Cavaliere, als seien sie auf dem ungewohnten Elemente zu Hause und sturmgeprüfte Seeleute — Alles glich auch hier vollkommen anderen derartigen Wasserpartien, und Perry dankte Gott, als er Alle auf ihren Plätzen sah und das Signal zur Abfahrt geben konnte. Er selbst hatte die Absicht, sich in das vorderste Boot zu begeben, aber die Baronesse, die es bemerkte, winkte ihm mit bittendem Blicke, und freudig sprang er in das Boot, das sie und eine kleine auserlesene Gesellschaft von wenigen Personen trug.

Die Musik spielte einen Marsch, und die Flotte stach nach Perry's Anordnung mit der größten Regelmäßigkeit in See, sich stets in der Nähe der Insel haltend, denn man wollte auf die entgegengesetzte Seite zur Westküste gelangen und dort die romantischen Grotten bewundern, die zur Zeit der Ebbe den Eintritt gestatten.

Bald mischten sich die Boote unter einander und die regelmäßigen Linien lösten sich auf, um den Wünschen der einzelnen Bootsgesellschaften gemäß Wettfahrten und die üblichen Belustigungen im Werfen mit Blumen und Bonbons zu gestatten. Das glänzend ausgestattete und mit den besten Ruderern bemannte Boot der Baronesse war bald hier, bald da, überall mit Hurrahruf und einem Blumenregen begrüßt, und von der Hand der schönen Insassin flogen selbstgeschriebene geistreiche Devisen, an Rosen geheftet, zu den anderen Booten. Die Baronin war ganz Leben und Liebenswürdigkeit, denn das verwirrte, fast etwas zu wilde Durcheinander entsprach ganz ihrem Temperamente.

Ebenso ging es Frank, den die Nähe und der Frohsinn der angebeteten Therese ganz beseligten. Gestattete sie ihm doch selbst, als merke sie gar nicht darauf, sie schützend zu halten, wenn sie tollkühn sich in gefahrdrohender Weise über den Rand des schau-

kelnden Fahrzeuges bog, um ihre Blumen zu werfen oder den Nachbarbooten zuzurufen; dann drückte sie in herzlicher Freude wieder fest seinen Arm und fragte ihn immer von Neuem, ob das nicht schön, nicht reizend sei.

So gelangte man nach einer anderthalbstündigen Fahrt um die Insel herum nach dem Junggatt, einer umfangreichen Höhle an der Westküste, über die sich der überhängende rothe Felsen in weiter Spannung wölbt. Zur Zeit der wiederkehrenden Flut dringt das Seewasser brausend in den dunklen Raum und hinterläßt dann mit seinem Verschwinden Spuren in losgerissenen und angeschwemmten Steinen, Muscheln und Seegewächsen. Die schaurige Wildheit dieses Gatts, dessen mächtige Wölbung drohend über den Eintretenden hängt, der hohle, im Echo dumpf von der Felsenwand zurückgeworfene Klang jedes Schrittes, jedes Wortes, die einzige Aussicht auf den Fels und draußen die unendliche See erwecken das Gefühl in dem einsamen Besucher, als sei er hier getrennt von der Welt und jeder menschlichen Nähe, und führen ihm drohend vor die Seele, wie klein, wie schwach der Mensch gegen die allgewaltige Hand des Schöpfers sei. Man muß dieses Gatt allein und nicht in munterer Gesellschaft besuchen, um ungetheilt den mächtigen Reiz zu fühlen, den es in sich trägt.

Heute erschien die düstere Felsenhöhle durch die angebrachte eigenthümliche Beleuchtung noch grotesker und schauerlicher, denn man hatte an verschiedenen Puncten Pechfackeln aufgesteckt, deren tiefrothes Licht im Windzuge auf den rohen Wänden tanzte und gespenstische Schattenbilder auf den rothen Stein zauberte.

Die Damen drückten ängstlich den Arm ihrer Cavaliere, als die Gesellschaft aus den Booten in den Raum trat, und auch Therese schmiegte sich fester an Perry, dessen Arm sie genommen hatte, und flüsterte ihm ihre Empfindungen zu.

Der Meeresgott mit Gefolge, von einzelnen Herren in phan-

tastischem Costume vorgestellt, die sich bereits früher nach dem Junggatt begeben hatten, empfing die Gesellschaft beim Eintritt und begrüßte sie mit einer zierlich gereimten Rede, hieß sie in seinem Reiche willkommen und lud sie schließlich ein, mit den Erfrischungen fürlieb zu nehmen, die seine dienstbaren Geister den Gästen präsentirten. Den hierdurch verursachten Aufenthalt hatte Perry indessen benutzt, die bunten Lampen auf den Booten anzünden zu lassen, denn schon war die Dunkelheit eingebrochen, und als sich nun die Gesellschaft nach einiger Zeit wieder zur Einschiffung hinaus begab, glänzten ihr die bunten Ballons in tausend hellen Farben entgegen, und der zauberische Anblick rief einen allgemeinen Ruf der Ueberraschung hervor.

In derselben Weise wie die Herfahrt geschah auch die Rückfahrt, die in der Nähe des Landungsplatzes durch ein kostbares Feuerwerk beschlossen wurde. Leuchtende Raketen stiegen pfeilschnell zum Himmel empor und bildeten breite Feuergarben. Mit lärmendem Zischen schossen die Schwärmer über das Wasser, im tollen Wirbel sich herumdrehend, bis sie sich in das nasse Grab senkten, und zum Schluß brannte in tausend Flämmchen der Namenszug der Baronin auf einem entfernten Boote, das die Dunkelheit den Augen entzog.

Durch die am Strande versammelten Einwohner der Insel, die herbeigeströmt waren, das selten gesehene Schauspiel zu bewundern, schritt die Corso-Gesellschaft, nachdem sie die Boote verlassen hatte, paarweise dem Conversationshause zu, denn dort sollte der frohe Tag mit einem glänzenden Balle beschlossen werden. Auch dieses Mal führte Perry wieder die schöne Baronin, die ihm entschieden die Rechte ihres Ritters eingeräumt hatte. Er hatte nur Augen und Ohr für sie, die ihm heute reizender und liebenswürdiger als je erschien, und bemerkte nicht das junge Mädchen unter den herzugeströmten Helgoländern, das todten-

bleich starr auf ihn schaute, obgleich er sie im Vorübergehen beinahe berührte.

»Diable!« flüsterte hinter ihm Herr von Busche, auch ein Mitglied der Corso-Gesellschaft, einem Freunde zu, »die Sache ist richtig; der Engländer fischt uns die reizende Therese und ihr Vermögen vor der Nase fort; sie hat heute nur für ihn Sinn.«

Seine Ansicht theilten wohl Alle, die das schöne Paar Abends auf dem Balle sahen. Noch nie hatte die Baronin ihre Neigung zu Perry so öffentlich an den Tag gelegt als dieses Mal, und der überglückliche Perry schwamm in Entzücken. Man wollte sogar bemerkt haben, wie die Beiden sich im Cotillon weit in die Fensternische zurückgezogen und lange angelegentlich geflüstert hatten, und wie Perry's Gesicht nachher so auffällig freudig lächelte und der jungen Baronin eine Thräne im ernsten Auge stand.

Der Ball war gegen Morgen vorüber, und Perry hatte mit einigen anderen Herren die Baronin zu Hause geleitet.

»Ich habe heute viel erlebt und bin herzlich müde,« sagte er beim Entkleiden zu Hilton, der still lächelte, da er wußte, daß sein Spiel gelungen war. Als Perry sich niederlegte, fiel es ihm mit Bestürzung ein, daß er um vier Uhr Morgens schon auf der Nordspitze sein solle, und er zögerte einen Augenblick unentschlossen, ehe er zu seinem Diener sagte: »Du kannst mich morgen um neun Uhr wecken, John.«

In ihren quälenden Gedanken, die sie seit der Begegnung Perry's am Morgen den ganzen Tag über nicht verlassen wollten, wurde Antye durch Tina's Besuch unterbrochen. Diese erzählte ihr, wie die Badegäste sich heute auf einer Fahrt um die Insel belustigten, welchen anziehenden Anblick die Abfahrt der Gesellschaft dargeboten habe und daß am Abend ein großes Feuerwerk auf dem Wasser stattfinden solle. Sie schloß mit dem Vorschlage, die rückkehrenden Boote am Strande abzuwarten. Antye willigte ein. So gleichgiltig und reizlos ihr das Spiel an und für sich in

ihrer jetzigen leidenden Gemüthsstimmung war, so trieb es sie doch in innerer Unruhe, zu erfahren, ob Frank sich auch in der Gesellschaft befinde, und sich in diesem Falle durch den Augenschein zu überzeugen, welcher Art sein Benehmen dort sei. Deshalb folgte sie bereitwillig der Freundin nach dem Landungsplatze, und hier mischten sich die beiden Mädchen unter die zahlreich versammelten Neugierigen.

Noch hoffte das durch die Ungewißheit gepeinigte arme Herz Antye's, den Geliebten nicht unter den fröhlichen, lärmenden Leuten zu sehen, die aus den Booten nach dem Conversationshause zogen. In der ängstlichsten Spannung flog ihr scharfes Auge durch die Dunkelheit von einem Gesicht der Vorübergehenden zum andern; — da stand ihr Herz plötzlich still, und der Krampf zog es zusammen, als müsse es brechen vor Schreck und Schmerz: sie erkannte Frank, noch heiterer, noch glücksstrahlender als an diesem Morgen, und an seinem Arme hing die schöne Baronin so fest, so vertraulich, als habe sie ein unbestreitbares Recht auf ihn. Er hatte sich zu ihr geneigt und blickte so zärtlich, wie es Antye schien, in ihre Augen. Beide sprachen leise mit einander; — für sie, die vernachlässigte Braut, hatte er keinen Blick, keinen Gruß; sie war in diesem Augenblicke seinen Gedanken in weite Ferne entrückt.

»Komm, Tina, komm um Gotteswillen fort von hier, daß mich Niemand sieht,« bat sie mit halberstickter Stimme, als Jene vorüber waren und sie wieder Worte gefunden hatte, und zog die Freundin aus dem Gewühl nach einer einsamen Stelle am Strande fort.

»Was fehlt Dir, Antye?« fragte Tina, erschreckt durch die fieberhafte Unruhe der Freundin. »Bist Du krank? Du zitterst ja an allen Gliedern. So sprich doch, Antye!«

»O Tina, mein Herz bricht!« jammerte Antye in herzzerreißendem Tone, und sie sank auf den Balken eines dort im Sande

liegenden Schiffsankers nieder, an dem man die kleinen Boote zu befestigen pflegte.

Tina beschwor sie mit den heißesten Bitten und Thränen, ruhig zu sein und ihr Herz durch Mittheilung zu erleichtern.

»Ja, Tina, ich will zu Dir sprechen, denn Du bist gut und wirst Mitleiden mit meinem Leiden haben. Du sollst meine Schande kennen lernen und wirst mich nicht verrathen,« sagte Antye endlich, als Thränen ihr Herz erleichtert hatten, und zog die Freundin zu sich auf den Sitz nieder.

»Wie sprichst Du, Antye? Ich fürchte, Du bist ernstlich krank. Was könnte Dir denn zur Schande gereichen?«

»Doch ist es so, wie ich sage, Tina. Verdamme mich nicht, jetzt wenigstens nicht, wo ich so entsetzlich elend bin. Du darfst mir keine Vorwürfe machen, denn ich konnte ja nicht anders denken und fühlen. Ich bin nicht mehr werth, ein Kind unserer Insel zu sein; ich bin jetzt eben so schlecht, als die fremden Menschen draußen, die dieses Unglück in meinen Frieden getragen haben. O, hätte ich sie nie kennen gelernt!« — Sie erzählte der bang lauschenden, erstaunten Freundin nun ihre Bekanntschaft mit Perry, ihr Verhältniß zu ihm, und wie die heutigen Vorfälle ihr so sprechende Beweise gegeben hätten, daß Perry sie nicht wirklich lieben könne und nur ein leichtsinniges Spiel mit ihrem Herzen treibe.

Diese Eröffnung hatte Tina nicht erwartet, denn sie hatte bisher Antye's Herz mit dem Lassen's doch im Geheimen verbunden gehalten. Das unerfahrene Mädchen konnte sich die Bedeutung des Gehörten nicht so schnell klar machen. Aber sie fühlte, daß Antye's Verzweiflung des Trostes bedürfe, und bemühte sich, ihr diesen nach Kräften zu spenden, indem sie ihr zuredete, offen mit Perry über ihre Zweifel zu sprechen, da das Verhältniß zwischen Beiden nun doch einmal geschlossen sei und Perry's Absichten ja auch die reinsten sein könnten. Sie beschwor Antye, ihrer eige-

nen Ruhe und ihrer Zukunft wegen, nicht auf den Schein hin zu urtheilen, der jedes menschliche Auge trügen könne.

Antye fühlte besser, das Auge der Liebe trüge nicht so leicht. Wie das schwache Menschenherz sich aber immer leicht dem Glauben zuneigt, der seinen Wünschen entspricht, so beruhigten auch sie endlich die Zureden der Freundin, und sie nahm sich vor, am andern Morgen ihrem Frank offen ihr Herz zu erschließen und sich Gewißheit aus seinen Blicken, seinen Worten zu schaffen.

Eine ruhelose Nacht verging ihr unendlich langsam in Wachen und bösen Träumen, und der Morgen traf sie schon früher als gewöhnlich auf der Klippe. Dort saß sie lange, das bleiche ausdrucksvolle Gesicht auf den Weg gerichtet, der vom Städtchen heraufführte; — die Zeit verging, und Niemand kam. Als die höhersteigende Sonne sie endlich überzeugte, es sei schon sehr spät und jede Hoffnung, den Geliebten heute hier zu sehen, verloren, schritt sie mit demselben thränenlosen Blicke, die bitterste Verzweiflung im Herzen tragend, den Weg zurück. Sie fühlte nur noch den einen Gedanken: „Er hat mich getäuscht.“

Als Perry spät am Tage erwachte, fühlte er sich unzufrieden mit sich selbst, daß er das Rendezvous mit Antye versäumt hatte. Er sagte sich, daß sie diese Rücksichtslosigkeit, die sie tief kränken mußte, nicht verdiene, und daß ihn sein Ausbleiben überdies in ihren Augen verdächtigen werde, und das wünschte er um keinen Preis. Perry fehlte noch immer der Muth, einen entscheidenden Entschluß zu fassen, obgleich er sich jetzt ganz klar darüber war, daß die bescheidene Antye ihm nicht die reichbegabte Therese ersetzen könne, der sein Herz ganz und gar gehörte. Im Gefühl seines Unrechts wollte er sein Verhältniß zu Antye wenigstens noch so lange aufrecht erhalten, bis der Zufall es endete und ihm eine willkommene Entschuldigung vor sich selbst und Anderen böte. In diesem herzlosen Leichtsinne, dessen nur ein Charakter wie Perry fähig sein konnte, schrieb er einige Worte an Antye, ver-

sicherte sie, daß ihn ein bedenkliches Unwohlsein, das er sich wahrscheinlich bei der gestrigen Partie zugezogen, verhindert habe, sie heute Morgen zu sehen, fügte ein paar zärtliche Worte hinzu: daß er mit Ungeduld den nächsten Morgen erwarte, und kleidete sich dann an, um bei der Baronesse Visite zu machen. Das Billet erhielt Antye durch seinen Diener, der im Laden ihres Vaters einen Einkauf machen mußte.

Das arme Mädchen zitterte vor Unruhe, als sie den Brief öffnete. Der Inhalt und Ton war aber so glaubhaft, so natürlich, daß sie ihr Herz von einer großen Last befreit fühlte und die Hoffnung wieder leise das Haupt in der schwer bedrängten Brust erhob. Mehr als der eigene Schmerz kümmerte sie jetzt das von Perry vorgeschützte Leiden.

Am nächsten Morgen war Perry wirklich bei Zeiten auf der Nordspitze, unruhig, wie ihn Antye wegen seines gestrigen Ausbleibens empfangen würde, und verdrießlich, sich in einer so zweideutigen Lage überhaupt zu befinden, der er sich nicht zu entziehen wußte. Er brauchte nicht lange zu warten, denn bald sah er Antye sich nähern, die bereits von fern den Geliebten erkannt hatte und schnellen Schrittes auf ihn zueilte.

Antye hatte die heutige Begegnung gefürchtet und ersehnt, und ihr leidendes sanftes Gesicht verrieth den Kampf, den sie die letzten Tage gekostet hatten, Perry errieth Alles, was sie ihm sagen konnte, mit dem ersten Blicke; er fühlte sich durch diese Wahrnehmung vorwurfsvoll berührt, und sein leicht erregbares Herz wurde durch die Erscheinung des Mädchens wieder günstiger für dasselbe gestimmt.

»Glaube mir, Antye,« sagte er mit dem möglichst innigen Tone, dessen Gezwungenheit ihr entging, »ich befand mich gestern Morgen ganz außer Stande, Dich zu sehen, und fühlte mich so leidend, daß ich das Bett nicht verlassen konnte, sonst würde mich nichts abgehalten haben, hierher zu kommen.«

»Armer Frank, auch ich habe gelitten, mehr gelitten, als Du es glauben wirst, denn ich vermochte mir Dein Ausbleiben nicht zu erklären, und ich bin jetzt so kindisch, so schwach, in Allem Unheil zu suchen und mir selbst dadurch Qualen zu bereiten. Aber bist Du auch heute wieder ganz wohl?« fragte sie mit dem Ausdruck der zärtlichsten Besorgniß, »ich habe mir auch deswegen so viel Angst gemacht.«

»O, es war nur eine leichte Erkältung, die, ohne weitere Bedeutung, schnell vorübergegangen ist,« beruhigte sie Perry. »Wie schmerzlich habe ich Dich gestern vermißt, meine Antye!«

»Auch vorgestern, Frank?« fragte sie, und schaute ihm ernst und fest in das Gesicht; aber Perry war auf die Frage, die er als unausbleiblich vorausgesehen hatte, vorbereitet, und fragte verwundert und unbefangen:

»Vorgestern? — Wie verstehst Du das? Wir haben uns ja vorgestern Morgen gesehen.«

»Und auch um die Mittagszeit und des Abends; ich habe Dich wenigstens gesehen, Frank, wenn Deine Augen auch anderweitig zu sehr in Anspruch genommen waren, um mich zu bemerken,« erwiderte sie, äußerlich ruhig, während ihr Herz in Erwartung seiner Antwort klopfte.

»Sprich deutlicher, Antye, wo Du mich gesehen hast; ich schwöre Dir, daß ich Dich nicht verstehe.«

»Des Mittags sah ich Dich bei der Promenade auf dem Falm und Abends, als Du von dem Wasser-Corso zurückkehrtest, am Strande, — und beide Male, Frank, gingst Du neben der Baronin von Goetz,« setzte sie zögernd hinzu.

»In der That, ich habe Dich nicht bemerkt, Antye,« erwiderte er und fuhr lächelnd fort: »Und nun bist Du ein wenig eifersüchtig, mein Mädchen, gestehe es nur offen.«

»Ach, Frank, lache nicht über mich schwaches Mädchen, dessen unsägliche Liebe zu Dir es vielleicht zu bang fürchten läßt.

Du kannst nicht begreifen, wie sehr ich gelitten habe, als ich Dich gestern neben jener Dame sah; noch jetzt thut mir das Herz weh, wenn ich daran denke. Sage mir offen, Frank,« bat sie leidenschaftlicher, »so offen, wie Du es im innersten Herzen Deinem Gotte bekennst: in welcher Verbindung stehst Du mit dieser Frau? Täusche mich nicht, Frank, ich beschwöre Dich bei Allem, was Dir heilig ist; ich kann diese gräßliche Qual des Zweifels nicht länger in mir tragen, sie hat mich in den kurzen zwei Tagen schon fast getödtet. Wenn ich Dir nicht genügen kann, Frank, wenn ich Dir nicht wirklich das Höchste und Theuerste auf der Welt bin, dann sei barmherzig und sprich Dich jetzt aus, ehe wir unser Verhältniß noch fester knüpfen. Ich weiß noch nicht, wie ich es ertragen soll, Dir zu entsagen, aber ich will es lieber, als einen Platz in Deinem Herzen mit einer Andern theilen.«

Perry hatte sie schweigend sprechen lassen, denn auch in seiner Brust wogte es unruhig auf und nieder, und eine Weile schwankte er, ob er nicht den heißen Bitten des Mädchens nachgeben solle, die so innig und rührend flehte, ihr nur die Wahrheit zu sagen. Aber er vermochte es nicht, jetzt wenigstens nicht, wo er bei ihrem sichtlich aufgeregten Zustande die Folgen dieser Eröffnung lebhaft vor Augen sah; auch neigte sich Frank gewohnheitsmäßig dem falschen Spiele mehr zu, und so erwiderte er ruhig und mit überzeugendem Tone:

»Du verletzest mich, Antye, und wüßte ich nicht Deine innige Liebe in Deinen Befürchtungen zu erkennen, so würde ich Dir zürnen. Ich habe Dir schon früher gesagt, daß ich mich von der Gesellschaft nicht ganz ausschließen kann, der ich meinem Stande nach angehöre, und wärest Du mit den Sitten der großen Welt vertrauter, so würde es Dir erklärlich, sogar natürlich erscheinen, daß wir in ihr oft eine uns verhaßte, drückende Larve vornehmen müssen, die unsere wahren Gefühle verbirgt. Diese Larve war der Frohsinn, die scheinbare Befriedigung, mit der ich mich in der

Gesellschaft bewegte, in der Du mich vorgestern zufällig gesehen hast, und ich mußte sie annehmen, um mein wahres Gefühl, die Sehnsucht nach Dir, die immer in meinem Herzen vorherrschend lebt, spöttischen, theilnahmlosen Fremden zu verbergen. Was endlich gar die Baronesse von Goetz betrifft, so ist sie ein gefallsüchtiges, eitles Weib, vor dessen Netzen, die vielleicht Anderen gefährlich sind, mich die reine Liebe zu Dir sicher bewahrt. Gerade neben ihr fühle ich am klarsten den Unterschied zwischen dem wahren Werth Deiner erhabenen Natürlichkeit und dem falschen Glanze der geschmückten Coquetterie, die nur Thoren und Gecken blenden kann.«

Perry sprach noch viel zu Antye, um ihr zu beweisen, wie sein von ihr bemerktes Benehmen der Baronin gegenüber nur ein der in der großen Welt üblichen Form erstatteter Zoll sei, und mehr noch überzeugten sie seine Liebkosungen und die Versicherung, wie fest und treu er sie liebe, von der Grundlosigkeit ihrer Befürchtungen. Perry versprach auch schließlich, Antye zu Liebe die Baronin so viel als möglich zu meiden, und das alte gute Einvernehmen zwischen den beiden Liebenden war bald vollständig wieder hergestellt.

Als sie sich getrennt hatten, bat Antye in ihrem Herzen nochmals dem Geliebten ihre Zweifel an seiner Treue und Ehrenhaftigkeit ab, und bedauerte, daß sie gestern Abend in ihrer Schwäche Tina in ihr Geheimniß gezogen hatte. Leichten Herzens kehrte sie dieses Mal nach Hause zurück.

Perry zündete sich eine Cigarre an, als er ebenfalls den Heimweg einschlug, und summte, befriedigt von dem Ausgange des Rendezvous, ein Liedchen vor sich hin.

Eine Weile hatten sich die Beiden entfernt, als an dem äußersten Ende der Felsenspitze sich zuerst der Kopf, dann der ganze Körper eines Mannes zeigte. Man hätte fast glauben mögen, er steige aus der See an dem Felsen hinauf; wer aber mit der Ge-

gend bekannt war, der fand eine natürliche Erklärung für diese Erscheinung. An jenem Ende der Nordspitze nämlich springt, etwas mehr als Mannshöhe tiefer als die Fläche des Landes, ein Absatz des Felsens von geringem Umfange hervor, von dem man senkrecht in die See hinunterblickt; ein schräger Zugang, der auf dem glatten Steine nicht ungefährlich ist, führt zu diesem kleinen Plateau, das von der Oberfläche des Felsens aus nicht zu bemerken ist, wenn man einige Schritte vom Rande entfernt steht. Der Mann, der, ein ungeahnter Zeuge des Gesprächs zwischen Antye und Perry, jetzt aus seinem Verstecke hervorkam, war Herr von Busche, den wir früher schon einmal in der Gesellschaft der Baronesse von Goetz fanden. Er hatte zufällig einen frühen Spaziergang gemacht und sich absichtslos auf dem beschriebenen Felsenvorsprung niedergelassen, den Sonnenaufgang betrachtend, als er eben Schritte und gleich darauf sprechen hörte. Er erkannte die Stimme Perry's, und ein vorsichtiger Blick, wie die geführte Unterhaltung setzte ihn zu seinem Erstaunen und schadenfrohen Ergötzen von der Bedeutung des Rendezvous und dem Verhältniß des Capitäns, der durch seine Intimität mit der Baronesse eine die ganze Badegesellschaft interessirende Persönlichkeit geworden war, zu dem Helgoländer Mädchen in Kenntniß.

Busche, ein wohlhabender Gutsbesitzer im jugendlichen Mannesalter, mit allen Eigenschaften des Geistes und Körpers ausgerüstet, die einen Mann dem weiblichen Geschlecht anziehend erscheinen lassen, hatte sich bisher im gerechtfertigten Selbstgefühle entschlossen, um die Gunst und Hand Theresens von Goetz zu werben, und wenn sie ihm auch nicht gerade Hoffnung auf die Erreichung seiner Wünsche gegeben hatte, so durfte er sich doch schmeicheln, einer der wenigen Begünstigten zu sein, die sie zu den Auserwählten ihres Hofstaates rechnete, bis ihre Bekanntschaft mit Capitän Perry diesem fast ausschließlich den Platz an ihrer Seite einräumte. Gleich mehreren anderen Schicksalsgenossen

fühlte sich Busche durch die jetzt offenbare Zurücksetzung in seiner Eitelkeit tief gekränkt und haßte recht bitter den jungen Engländer. Mit welcher hämischen Freude sah er sich gegenwärtig im Besitze eines Geheimnisses, das ihm die gefährlichsten Waffen gegen Perry in die Hand gab. Er war entschlossen, diese Waffen zu führen und überzeugt, daß sie ihm den Sieg über Jenen sicherten; auch fühlte er eine eigene Genugthuung in dem voraussichtlichen Leiden der stolzen Frau, sich getäuscht und obendrein einem einfachen Helgoländer Mädchen hintenangesetzt zu sehen. Mit Ungeduld erwartete er daher die Zeit, die ihm erlaubte, sich zu der Baronin zu begeben, um sie mit seinen Entdeckungen zu überraschen.

Die Baronin war eben vom Badeplatze auf der Sanddüne zurückgekehrt und saß in leichter Vormittagstoilette am Fenster ihres Wohnzimmers, da es noch zu früh zur Promenade war. Sie hatte den Kopf auf den üppigrunden Arm gestützt, blätterte nachlässig in einem Journal, das auf dem Nähtische vor ihr lag, und gähnte von Zeit zu Zeit, denn sie bildete sich jetzt ein, in Perry's Abwesenheit stets ennuyirt sein zu müssen.

Herr von Busche wurde gemeldet, und gleichgiltig nickte sie ihre Erlaubniß zu seinem Eintritt.

Herr von Busche begann seinen Besuch, nachdem er zum Handkusse zugelassen worden, mit den üblichen Erkundigungen nach dem Befinden der gnädigen Frau einzuleiten und bat um die ihm gnädigst gewährte Erlaubniß, sie nachher auf die Promenade begleiten zu dürfen. Dann mußte die heutige Badeliste und die neuesten Scandalosa ihm den Stoff zur Unterhaltung liefern, und endlich hielt er es für Zeit, mit dem wirklichen Grunde seiner Visite, der Anklage Perry's, vorsichtig herauszurücken. Die Baronin gab ihm den Anknüpfungspunct dazu, indem sie mit dem scheinbar gleichgiltigsten Tone fragte:

»Haben Sie Capitän Perry heute schon gesehen, Herr von Busche?«

Busche that, als setze ihn die Frage in eine schwer zu verheimlichende Verlegenheit. Er räusperte sich erst einige Male, ehe er, mit niedergeschlagenen Augen an seinen grünen Glacéehandschuhen zupfend, erwiderte:

»Ich hatte diesen Morgen das Vergnügen, ihn zu sehen.«

Der Baronin fiel das sonderbare Benehmen Busche's auf und beunruhigte sie Perry's wegen, deshalb fragte sie ihn geradezu:

»Sie sagen das in einem so eigenthümlichen Tone, daß ich mir die Frage erlauben möchte, wo Sie den Capitän gesehen haben?«

Busche's scheinbare Verlegenheit nahm zu und mit ihr in gleichem Maße die Neugierde der Baronin.

»Ich weiß nicht,« stotterte er ungeläufig, »ob ich des zufälligen Zusammentreffens erwähnen darf, da der Capitän von meiner Anwesenheit keine Kenntniß hatte und ich ein unfreiwilliger Zeuge eines Vorfalls wurde, der —«

»Ersparen Sie sich Ihre Bedenklichkeiten, Herr von Busche,« unterbrach ihn die Baronin etwas unmuthig, denn sie merkte, daß Frank verdächtigt werden sollte. »Sie spielen ungeschickt, denn Sie beabsichtigen meine Neugierde zu reizen und mich um die Enthüllung des jedenfalls allzu wichtigen Geheimnisses wie ein Kind betteln zu lassen. Das thue ich Ihnen nun aber nicht zu Gefallen und verzichte gern auf Ihre Neuigkeit, wenn Sie mir diese nicht freiwillig mittheilen wollen.«

Busche biß sich auf die Lippen, aber schnell gefaßt, änderte er seinen Ton und sagte ernst: »Sie verkennen mich ganz, gnädige Frau, wenn Sie mich der erbärmlichen, kleinlichen Klätschereien für fähig zu halten scheinen, die ihren krummen Weg im Dunkeln suchen. Ihre Frage setzte mich in der That in Verlegenheit, weil der Zufall, durch den ich in eine weder Ihnen noch mir sonst

interessante zarte Angelegenheit eingeweiht wurde, mich in die zweideutige Lage eines gezwungenen Lauschers gebracht hatte.«

Die in den Worten Busche's liegende ruhi;: Behauptung, daß Perry irgendwie in einer »zarten Angelegenheit« eine Rolle gespielt habe, erregte jetzt ernstlich die Unruhe der Baronesse, und sie fühlte das Verlangen, um jeden Preis die Deutung von Busche's räthselhaften Worten zu haben.

»Sie werden empfindlich, Herr von Busche, obgleich ich Ihnen meines Wissens keinen Grund dazu gegeben habe. Sie würden besser thun, mich mit Ihrer Geschichte zu unterhalten, — denn,« fügte sie mit stolzem Freimuthe hinzu, »ich gestehe es offen, daß ich mich für Capitän Perry lebhaft interessire.«

»Gnädige Frau, nur diese letzte Aeußerung kann mich vermögen, Sie zur Mitwisserin des Vorfalls zu machen, von dem ich heute Zeuge war; denn wenn Sie sich für Capitän Perry, an dessen Wohlergehen auch ich den lebhaftesten Antheil nehme, interessiren, gelingt es vielleicht — und ich zweifle nicht daran, — Ihrem Einflusse, ihn von einer Thorheit abzuhalten, deren Folgen sich auf sein ganzes Leben fühlbar machen würden.«

»Capitän Perry, — eine Thorheit?«

»Ich erlaube es mir, seine Absicht unter uns so zu nennen, und ich bin überzeugt, Sie werden mir beistimmen, Frau Baronin, denn — kurz gesagt — er beabsichtigt nichts weniger als zu heiraten und zwar ein Helgoländer Fischermädchen.«

Die Baronesse stutzte einen Augenblick, denn diese Eröffnung kam ihr zu unerwartet, dann rief sie, fröhlich lachend:

»Armer Herr von Busche! Sie sind arg mystificirt worden; ich zweifle nicht, daß man Ihr unfreiwilliges Versteck kannte und sich einen Scherz mit Ihnen machen wollte.«

»Ich bedaure, meine Gnädigste, daß Sie mich, gelinde gesagt, für einen Narren halten. Was ich Ihnen eben erzählte, ist — auf mein Wort! — die reine Wahrheit, und ich werde im

Stande sein, Ihnen Beweise dafür zu stellen, wenn Ihnen meine Erzählung nicht genügen sollte.«

»Beweise?« sagte die Baronin, schon unruhiger durch den zuversichtlichen Ton Busche's, und ungeduldig drang sie in ihn: »Aber erzählen Sie geschwind!«

Busche erzählte nun haarklein sein Abenteuer von heute Morgen, das er mit seinem Ehrenworte mehrere Male zu bekräftigen nicht vergaß, und machte sich auch die Freude, der Baronin zu erzählen, in welcher Weise Perry die Vorwürfe seiner Geliebten in Betreff der Baronin selbst beantwortet habe.

Therese wußte nicht, was sie denken und glauben sollte, so vollkommen unvorbereitet traf sie die Mittheilung, und sie schwankte, ob sie der Unwahrscheinlichkeit oder dem Ehrenworte des Herrn von Busche den Vorzug geben sollte. Während dieser zu ihr sprach, hielt sie die blitzenden Augen starr auf ihn geheftet und lauschte mit solcher Anspannung aller Nerven, daß sich kein Glied ihres Körpers rührte; nur über das Gesicht flog öfter ein ungläubiger oder auch zorniger Ausdruck, und als er geendet hatte, schien sie sprachlos das Gehörte noch einmal sich im Geiste zu wiederholen, während die zarten Finger willenlos das vor ihr liegende Journal zerknitterten.

»Das ist nicht möglich!« flüsterte sie vor sich hin. »Der stolze, hochgebildete Perry soll in einem ernsten Verhältniß zu einem so armen, niedrigen Wesen stehen? Es ist nicht denkbar, es muß etwas Anderes dahinterstecken. Ist sie denn wirklich so schön, Herr von Busche?« fragte sie diesen plötzlich wieder. »Sagen Sie mir aufrichtig: ist sie schöner als ich?«

»Sie ist schön, ein blasses schwärmerisches Mondscheingesicht, und, so viel ich bemerken konnte, bewegte sie sich so ungezwungen und stolz wie eine Prinzessin; aber schöner wie Sie, meine Gnädigste, ist sie sicherlich nicht. Wie könnten auch Ihre Reize einem Vergleiche mit anderen ausgesetzt werden?«

»Lassen Sie die unnützen Schmeicheleien, Herr von Busche,« sagte die Baronesse immer heftiger; »sagen Sie mir ernstlich: meinen Sie, daß Perry sie liebenswürdiger, schöner finden könnte als mich?«

»Aufrichtig gestanden, meine gnädige Frau,« erwiederte Busche, auf die vertrauliche Frage seinen Ton ebenfalls vertraulicher stimmend, »es scheint fast so nach seinem heutigen Benehmen und seinen Worten, die ich Ihnen nicht verheimlicht habe, obgleich ich wahrlich nicht begreifen kann, welcher böse Geist Capitän Perry's Augen geblendet hat.«

»Herr von Busche, ich muß Licht haben in diesem Chaos; Sie müssen mich unterstützen; — darf ich darauf rechnen?« bat die Baronin lebhaft erregt und reichte ihm die zitternde weiße Hand, die er bejahend küßte. »Sie haben es schon aus meiner Aufregung errathen, vielleicht schon früher, und warum sollte ich es leugnen: ich liebe Capitän Perry. — Und ich will klar in dieser Sache sehen!« rief sie heftig, mit dem kleinen Fuße stampfend. »Wo ist das junge Mädchen? — Wie heißt sie? — Gehen Sie, Herr von Busche, das zu erfahren, und lassen Sie mich nicht lange in der peinigendsten Ungewißheit. Ich selbst will sie sprechen, heute noch!«

Busche wagte an die Promenade zu erinnern, wo man die Baronin jedenfalls schon sehnsüchtig erwarten werde, und daß es besser sein dürfte, alle weiteren Maßregeln bis nach dieser aufzuschieben, aber Therese rief in eigensinniger Heftigkeit: »Ich will heute nicht zur Promenade gehen!« Die kostbare Spitzenmantille flog weit hin auf den Fußboden, und dann sank sie, vor Aerger, gekränkter Eitelkeit und vielleicht auch ein wenig wirklichem Schmerz in heiße Thränen ausbrechend, in das Sopha.

Busche blieb nichts übrig, um die Launen der schönen Frau die heute gebieterischer als je forderten, zu befriedigen, als sich zu entfernen und in der Stadt umherzustreichen, um in dem kleinen

Orte durch Zufall das junge Mädchen aufzufinden, das er heute Morgen flüchtig auf der Klippe gesehen hatte.

Das Glück begünstigte ihn auch wirklich und führte ihn durch die Prinzenstraße, wo er Antye an ihrem Fenster sitzen sah.

»Wer wohnt in dem Hause da?« fragte er einen vorübergehenden Jungen.

»Andres Hansen.«

»Ist das hübsche Mädchen am Fenster dort seine Tochter?«

»Ja wohl, es ist Antye.«

Herr von Busche trat ohne Zögern in den Laden; er wurde aber zu seinem Verdruß in seiner Erwartung getäuscht, denn statt Antye's empfing ihn ihr Vater, mit dem ein seinem Zwecke entsprechendes Gespräch anzuknüpfen er für erfolglos hielt.

Mit der gemachten Entdeckung begab sich Busche nun wieder zur Baronin, die ihn bereits ungeduldig erwartete.

»Haben Sie sie gefunden? — Und wie kann ich sie sehen?« rief sie ihm bei seinem Eintreten leidenschaftlich entgegen.

Busche erstattete seinen Bericht und äußerte seine Bedenken darüber, daß die Baronesse auf ihrem Plane, Antye selbst zu sprechen, beharren wolle, denn er stellte ihr vor, wie ungewiß es erstens sei, ob sie Antye in dem Laden ihres Vaters allein treffen werde, wie dieser Ort übrigens auch wenig geeignet zu einer Unterredung mit dem Mädchen sei, und wie sie endlich Gefahr liefe, sich in ihrer jetzigen Aufgeregtheit und Heftigkeit auf eine nutzlose Weise zu compromittiren. Aber Therese von Goetz hörte nicht mehr, was Jener ihr wohlmeinend auseinanderzusetzen suchte; ohne die sonst unentbehrliche Hülfe ihres Kammermädchens hatte sie sich in wenigen Augenblicken zum Ausgehen vollständig angekleidet, warf dann noch einen langen prüfenden Blick in den Spiegel, denn es galt ja einer verhaßten Nebenbuhlerin entgegenzutreten, und befriedigt reichte sie Herrn von Busche ihren Arm mit den Worten: »Sie werden mich begleiten.«

Die schöne Gestalt zitterte vor Erregung und ungeduldiger Erwartung, aber der drohende, stolze Zug, der auf dem etwas bleichen Gesichte ausgeprägt lag, verrieth, daß sie stark sein wolle, und verlieh ihr den Anblick einer in imponirender Hoheit zürnenden Rachegöttin. Busche schritt in der Furcht vor den Ausbrüchen ihrer Heftigkeit und nebenbei im drückenden Gefühle der Rolle, die ihm in dem voraussichtlichen Drama zugefallen war, beklommenen Herzens neben ihr hin.

Ohne ein Wort mit ihm zu wechseln, ging die Baronin an Busche's Arm schnellen Schrittes durch die Straßen, die ihr begegnenden Bekannten nur eines flüchtigen, ernsten Grußes würdigend. In der Nähe des Hansen'schen Hauses angekommen, ersuchte sie ihn kurz, zurückzubleiben und ihre Rückkehr zu erwarten, und dann trat sie ohne längeres Bedenken in den kleinen Laden. Busche war froh, daß er hierdurch wenigstens der unangenehmen Pflicht überhoben wurde, Zeuge des Zusammentreffens der beiden Nebenbuhlerinnen sein zu müssen.

Das Herz der Baronesse klopfte in stürmischen Schlägen, als sie dem Augenblicke so nahe stand, das junge Mädchen kennen zu lernen, die es gewagt hatte, mit ihr in die Schranken zu treten, mit der Frau, die gewohnt war, Alles, was sich ihr näherte, in der Anerkennung ihrer unbestreitbaren Ueberlegenheit sich zu Füßen zu sehen. Die Baronin fühlte, daß der Erfolg des Kampfes zwischen Jener und ihr von unermeßlicher Bedeutung für sie selbst sei, denn abgesehen davon, daß ihr Perry wirklich werther war als bisher einer der ihr huldigenden Männer und daß sie sich allen Ernstes einbildete, ihn wahrhaft und für das Leben zu lieben, so hatte auch seine Werbung um sie und ihre Begünstigung derselben schon zu viel Aufsehen erregt, das ihr am Abende jenes Wasser-Corso gewordene Bekenntniß seiner Liebe war von ihr zu entgegenkommend und erwidernd aufgenommen worden, als daß nicht Perry's Zurücktreten, zumal eines andern Mädchens wegen, sie

in seinen und aller Menschen Augen als lächerlich hingestellt hätte. Mit diesem Eclat stürzte das Scheinbild ihrer unantastbaren Majestät für immer in den Staub, und mit demselben Rechte und mit noch mehr Aussicht auf Erfolg als dieses Helgoländer Mädchen konnten dann viele ihr an Schönheit und Rang näherstehende Frauen ihr den Platz streitig zu machen wagen, zu dem sie sich in der öffentlichen Meinung stolz emporgeschwungen hatte. Diese Furcht war es, die hauptsächlich Theresen eine bittere Feindin in der nichtsahnenden Antye sehen ließ, der sie mit tödtlichem Haß den Sieg bis zum letzten Blutstropfen abkämpfen mußte; ehe sie sich aber in den Kampf stürzte, wollte sie die Feindin sehen und ihre Stärke, ihre Waffen recognosciren, um sich dann den Plan zum Angriff zu bilden.

Der Wunsch der Baronin wurde erfüllt, denn Antye war zufällig allein zu Hause und deshalb genöthigt, als sie den Eintritt eines Fremden vernahm, sich in den Laden zu begeben. Als sie die Baronin erblickte, die sie sofort wiedererkannte, fuhr sie heftig erregt zusammen, und hatte Mühe, den Eindruck nicht äußerlich blicken zu lassen, den die unvermuthete Erscheinung der Dame auf sie machte. Der Stolz kam ihr dabei zu Hilfe, denn was das reine edle Herz Antye's auch bewegte, war die entschiedene Abneigung gegen die Baronesse, die mit ihren Zauberkünsten das treu liebende Herz ihres Frank's zu rauben versuchte. Nach Frank's offener Erklärung am Morgen, der Antye unbedingt vollen Glauben schenkte, hatte sie keine Furcht mehr vor den coquetten Bestrebungen Jener, die in ihrer Brust nur Verachtung und Abscheu erwecken konnten. Der Dame gegenüber fühlte sich Antye im reinen Selbstbewußtsein klar von der Ueberzeugung durchdrungen, daß, wie das Schicksal sie auch an äußeren Vorzügen dieser hintangesetzt habe, sie doch an wahrem inneren Werthe des Herzens, an weiblicher Würde die hochgestellte Dame weit übertreffe, und darum vermochte sie, trotz der Ueberraschung,

ihre Ruhe zu bewahren, und sich durch die Gegenwart der Baronesse keineswegs eingeschüchtert oder nur befangen zu fühlen.

Durchzuckte wohl dasselbe Gefühl unwillkürlich auch die Baronesse, als sie vor dem festen klaren Blicke des jungen Mädchens einen Augenblick betroffen die Augen niederschlagen mußte? —

Antye's edle, tadellose Schönheit, die durch den sprechenden Abglanz der im Herzen wohnenden Reinheit und Weiblichkeit verklärt wurde, hatte durch den Ausdruck der sanften Melancholie, welche die Ereignisse der letzten Tage verursachten, einen neuen Reiz gewonnen, und die Baronesse mußte sich gestehen, daß, wenn sich das junge Mädchen auch nicht einer gebieterischen, stolzen Schönheit, wie sie selbst, rühmen könne, ihre äußere Erscheinung doch auf eine Tiefe und einen Reichthum des Gemüths schließen lasse, die eine vielleicht noch mächtigere Anziehungskraft ausübte. Unter anderen Verhältnissen hätten Antye's Reize gewiß auch die Baronesse, wie jeden Andern, der sie sah, günstig für sie gestimmt, aber jetzt erblickte diese in ihrer anspruchslosen Anmuth nur eine gefährliche Waffe, die sie zu bekämpfen hatte. Die Baronin begriff jetzt, daß Perry durch die eigenthümliche Schönheit des jungen Mädchens hatte angezogen werden können und daß sich ihm bei näherer Bekanntschaft in ihrem Innern Vorzüge erschlossen hätten, die ihn zu dem entscheidenden Schritte, Antye zu heiraten, verleiten konnten.

Therese von Goetz überkam es einen Augenblick, als ob sich das Verhältniß zwischen Antye und ihr nun gerade umgekehrt herausstelle, wie sie es bisher betrachtet hatte, als ob Antye vielmehr das Recht habe, von ihr selbst eine Erklärung zu fordern, warum sie ihr das Herz Perry's streitig zu machen suche; aber schnell erhob sie sich über dieses niederdrückende Gefühl, denn wie konnte, nach den Begriffen der stolzen und verwöhnten Therese, ein Mädchen aus Antye's Stande ein Recht überhaupt nur der hochgeborenen Baronesse gegenüber beanspruchen? — Sie nahm

sich ernstlich zusammen, die sich ihr aufdrängenden Gefühle nicht in ihren Mienen zu verrathen, und sie hatte den ihr eigenen heroischen Ton der Ueberlegenheit wiedergewonnen, als sie, Antye kalt und stolz begrüßend, sie ersuchte, ihr gewisse Verkaufsartikel aus dem Laden vorzulegen.

So unangenehm Antye das Zusammentreffen mit der Baronin berührte, der sie sich in diesem Augenblicke in einer gewissermaßen abhängigen Lage gegenüber befand, kam sie ihrer Obliegenheit in dem Geschäft des Vaters doch mit der scheinbarsten Bereitwilligkeit nach, um die Wünsche der Dame zu befriedigen. Lag nun aber die berechnende Absicht, zu kränken, dem Benehmen der Baronesse zu Grunde, oder waren ihre Gedanken wirklich so vollständig von Anderem in Anspruch genommen, sie legte so deutlich ihre Mißachtung aller ihr vorgelegten Sachen, die sie nacheinander gleichgiltig bei Seite schob, sie kaum eines Blickes würdigend, an den Tag, daß sich Antye, die auch erregter als gewöhnlich war, verletzt fühlte und an sich halten mußte, ihre Empfindlichkeit nicht fühlbar werden zu lassen.

Endlich sagte die Baronin, das junge Mädchen scharf anblickend, um den Eindruck zu beobachten, den die Erwähnung Perry's auf sie machen würde:

»Ich muß gestehen, daß ich in diesen Sachen wenig Geschmack finde, Fräulein, und ich wundere mich darüber, da man mich besonders hierhergewiesen hatte; — Capitän Perry von der englischen Garnison kauft ja wohl öfter hier bei Ihnen?«

Antye konnte ein leichtes Erröthen nicht ganz verbergen, als sie den Namen des Geliebten nennen hörte, aber ziemlich gefaßt erwiderte sie:

»Ich glaube, der Herr Capitän hat uns schon mehrere Male beehrt.«

»Sie glauben so?« fragte die Baronin lächelnd und betonte ihre Worte mit ungläubigem Ausdrucke. »Sie kennen sicherlich den

schlanken hohen Officier, dessen Erscheinung ihresgleichen sucht, und der, wie man sagt, denselben anziehenden Reiz auf Helgoländer Mädchen als auf die schwachen weiblichen Herzen unserer Gesellschaft ausübt.«

Antye wußte nicht, was sie von der Aeußerung der Baronin halten sollte, da sie ihr halb spöttisch und dabei von unpassender Vertraulichkeit, wie sie dem sonstigen stolzen Benehmen der Baronesse keineswegs entsprach, erschien; überhaupt setzte sie das Gespräch über Perry in Verlegenheit, und deshalb that sie, als habe sie die Frage der Dame überhört.

»O, das ist eine allerliebste Muschel, die ich mir zurückzulegen bitte, Fräulein; — aber darüber hätte ich bald eine Frage vergessen,« fuhr die Baronin gesprächiger fort; »Sie kennen den Capitän Perry nicht?«

Die zudringliche Beharrlichkeit der Fragenden, die, wie Antye jetzt einsah, einen tiefen, ihr noch unverständlichen Grund haben mußte, setzte sie nun wirklich in Bestürzung, denn es drängte sich ihr die beängstigende Befürchtung auf, die Baronesse habe vielleicht doch Kenntniß von ihrem Verhältnisse mit Frank; sie konnte deswegen ihre Befangenheit dieses Mal nicht ganz verbergen, als sie zögernd erwiderte:

»Gewiß, gnädige Frau; ich glaube, ich habe mit ihm einmal getanzt.«

»O, Sie glauben immer, liebes Kind,« spöttelte die Baronin, deren Absicht, Antye in Verlegenheit zu setzen, sich schon deutlicher auf ihrem Gesichte ausprägte; »ich sollte denken, wer Capitän Perry einmal gesehen hat, vergesse ihn nicht so leicht. Einzelne Mädchen sollen sogar so närrisch gewesen sein, sein Bild sich nicht wieder aus dem Köpfchen schlagen zu können, und sie bildeten sich ein, der schöne Schmetterling, der sie einmal mit seinem flüchtigen Besuche beehrte, werde sie zeitlebens umflattern. Die armen Dinger glauben das auch, aber es ist ein gefährliches Ding um den Glau-

ben, und er täuscht uns oft. Glauben Sie nicht zu viel, liebes Fräulein, ich rathe Ihnen das wohlmeinend.«

»Ich verstehe Sie in der That nicht, gnädige Frau,« sagte Antye piquirt, denn das auffallend gesuchte Wesen der Baronesse, dessen Veranlassung sie zu ahnen anfing, hatte sie beleidigt, und der Ton ihrer Worte hätte die Baronesse bedeuten können, daß sie dieses Gespräch entschieden abgebrochen sehen wolle.

»Wir nehmen gewöhnlich nicht gern guten Rath an, wenn er uns in unseren Illusionen, in unserer Eitelkeit verletzt,« fuhr die Baronin fort, und die innere Heftigkeit, die sie nur mit Mühe zurückhalten konnte, gab sich in den höhergerötheten Wangen und in dem Zittern ihrer Stimme kund, — »und wir wollen den Nutzen nicht anerkennen, den uns auch die bitterste Wahrheit bringt; dieser Stolz hat schon viel Unglück in der Welt bereitet, und doch bleiben die thörichten Menschen stets in dem Irrthume befangen, daß ihr eigener Verstand unmöglich fehlgehen könne.«

»Ich weiß nicht, warum Sie mir das Alles sagen, Frau Baronin,« sagte Antye mit kalter Fassung, die sie der leidenschaftlichen Erregung der Dame gegenüber in Ueberlegenheit setzte; »ich befinde mich meines Wissens durchaus nicht in dem Falle, eines Rathes zu bedürfen. — Befehlen Sie, daß ich diese Sachen, die Sie ausgesucht haben, Ihnen einpacken soll?«

Die Baronesse verlor mit dem Aerger über die Ruhe und Entschiedenheit, die ihr das junge Mädchen gegen ihr Erwarten entgegensetzte, immer mehr die Ueberlegung.

»Wir sind allein hier, und wie Sie bald hören werden, habe ich Berechtigung, so zu Ihnen zu sprechen, wie ich es thun will. Sie lieben Capitän Perry?«

Die dunklen Augen blitzten so feindlich drohend auf Antye, daß diese erschreckt zurücktrat; aber in demselben Augenblicke fühlte sie auch deutlich, daß die Baronesse sie in ihrem Hasse wegen Perry's Liebe angreifen und demüthigen wolle und daß sie selbst,

stolz auf ihr Recht an jenem, dieses auch vertheidigen müsse. Ihre Gestalt richtete sich höher auf, und fest die Baronesse anblickend, mahnte sie diese mit den ernsten Worten: »Frau Baronin, Sie vergessen sich,« von einer Fortsetzung ihres Angriffes ab.

Ohne darauf zu achten, fuhr die Baronesse lebhafter fort: »Ja, Sie lieben Capitän Perry, ich weiß es, — und ich weiß noch mehr: während Sie sich in den Mantel der prüdesten Tugend hüllen, geben Sie sich heimliche Rendezvous auf der Nordspitze mit ihm —«

»Frau Baronin,« unterbrach sie Antye mit tiefer Entrüstung über den Ton der Dame, »was gibt Ihnen das Recht, mich so abscheulich zu kränken, und welche Veranlassung habe ich, Ihnen Rechenschaft von meinen Gefühlen, meinen Handlungen zu geben? Fühlen Sie nicht, daß dieses nicht der Platz der hochgebildeten Weltdame dem einfachen armen Mädchen gegenüber ist, das sich nie in Ihre Gesellschaft, Ihre Interessen gedrängt hat, das Sie selbst aufsuchen, um es zu beleidigen?«

»Was mir das Recht gibt, Sie zur Rede zu stellen?« fragte die Baronin. »Wissen Sie denn nicht, daß ich mit Frank Perry verlobt bin? Begreifen Sie nicht, daß ich in diesem verbrecherischen Verhältnisse, das er zur Befriedigung seiner eitlen Launen flüchtig eingegangen ist, ein Ende machen will?«

»Verlobt?« entrang sich mit Anstrengung der Brust Antye's, auf die der Baronin Worte eine furchtbare Last gewälzt hatten, und sie strich mit der Hand über die Stirn, als wolle sie den bösen Traum scheuchen, der sie befangen hielt; »das ist eine Lüge.«

»Sie sind impertinent, Fräulein, und ich mag diese Unterredung, in der ich, wie Sie selbst eben richtig erinnerten, nicht auf dem mir zukommenden Platze bin, nicht länger fortsetzen. Hüten Sie sich vor der Baronesse von Goetz!« — Und die Baronin warf als Bezahlung einiger gekaufter Gegenstände ein Goldstück

auf den Tisch und rauschte mit einem letzten triumphirenden Blicke auf die in Schreck zusammengesunkene Antye aus der Thür.

Busche wagte nicht zu fragen, was der gnädigen Baronin zugestoßen sei, als er ihr finsteres Gesicht bemerkte, und sie fühlte keine Lust, ihm darüber etwas mitzutheilen. Ebenso schweigend, wie sie gekommen waren, begleitete er sie bis zu ihrer Wohnung, wo sie ihm kurz ihren Dank für den ihr erwiesenen Dienst sagte.

Als sich Busche von der Baronesse verabschiedet hatte, setzte diese sich nieder und schrieb einige Zeilen an Capitän Perry, durch die sie ihn bat, unverzüglich zu ihr zu kommen; eilig faltete sie dann das zierliche Billetchen und gab es dem Diener zur Besorgung.

Jetzt erst fühlte sich ihr gepreßtes Herz erleichtert, als sie die Entscheidung gewaltsam und unwiderruflich herbeigeführt hatte und hoffen konnte, daß die nächsten Stunden dem mißlichen Verhältnisse ein Ende machen würden, das ihren Ruf und ihre Wünsche gefährdete. Sie rechnete zuversichtlich darauf, daß es ihrem Einflusse auf Perry gelingen werde, ihn zu einem vollständigen Bruche mit Antye zu bewegen.

Was Antye anbetraf, so hatte Therese kein Gefühl der Theilnahme, des Mitleidens für sie. Sie hatte sich noch nicht einmal die Mühe gegeben, darüber nachzudenken, ob wahrhafte reine Neigung oder die Aussicht auf ein glänzendes, vergnügungsreiches Leben und der Hochmuth, in einen höhern Stand überzugehen, Antye bewogen hatten, in ein so nahes Verhältniß zu Perry zu treten, und die Beweggründe waren ihr auch vollständig gleichgiltig. Nach ihrer Ansicht war Antye schuldig und strafbar, weil sie sich vermessen hatte, ihren Wünschen in den Weg zu treten und dies genügte ihr, schonungslos gegen sie zu verfahren.

Was endlich die Baronin noch mehr nöthigte, alle Mittel in Bewegung zu setzen, um Perry ihren Wünschen geneigt zu machen, war ihre Behauptung gegen Antye, daß sie mit ihm verlobt sei.

Zwar hatte Perry auf dem Balle, der dem letzten Wasser-Corso gefolgt war, der Baronin sein Herz geöffnet und ihr geschworen, wie er nur sie allein liebe und wie sie ihn durch ihre Hand zum glücklichsten Sterblichen machen würde, aber mit der Unentschiedenheit, die ihn in Folge seines Verhältnisses zu Antye in letzter Zeit charakterisirte, hatte er nicht auf ein entscheidendes Jawort gedrungen, und sie fand auch noch zu viel Reiz in dem ungezwungenen Wittwenleben, als daß sie die Veröffentlichung ihrer neuen Liebe, die ihr in gewissen Beziehungen wieder die Beobachtung von Rücksichten auferlegte, allzu schleunig herbeigewünscht hätte. Sie wußte, daß sie Frank gefesselt hatte, und beabsichtigte ihn in diesen Fesseln zu halten, bis die Zerstreuungen der Badesaison beendigt wären, um dann offen mit dem neuen Bündniß hervorzutreten. Betrachtete sich Therese im Geheimen also auch schon gleich einer Verlobten, so hatte sie sich doch übereilt, wenn sie dies als eine bereits abgemachte Sache aussprach, und eine kleine, von ihren Erwartungen abweichende Fügung des Schicksals konnte sie arg compromittiren und wirklich als Lügnerin hinstellen, wie das junge Mädchen sich heute erdreistet hatte auszusprechen.

So sicher sie sich ihres Spieles glaubte, erwartete sie Perry doch mit Unruhe. Perry erhielt die dringende Einladung der Baronin und sagte verwundert zu. So schnell als möglich begab er sich zu ihr.

Als er in das Zimmer trat, dessen ländliche Einfachheit, wie sie die Helgoländer Badewohnungen meistens nur zu bieten vermögen, unter den von der Baronin mitgeführten Luxusartikeln, als: Teppichen, Gardinen, Stickereien und Silberzeug, fast verschwand, saß oder lag vielmehr Therese in graziöser Stellung auf dem Sopha, eine Thräne im Auge, die sie bei seinem Eintreten so ungeschickt trocknen wollte, daß ihm dieser Versuch nicht entgehen konnte. Sie stand nicht auf, als er sich ihr näherte, und

ihm ernst und wehmüthig in das Auge blickend, reichte sie ihm die Hand zum Kusse.

Perry war betroffen durch den feierlichen Empfang; die dringende Einladung, die bemerkte Thräne, die in der frohsinnigen Baronin Auge eine ihm ganz unbegreifliche Erscheinung war, sagten ihm, daß eine Angelegenheit von außerordentlicher Bedeutung die Schöne in Anspruch nehmen müsse.

»Meine angebetete Therese,« fragte er daher nach der ersten Begrüßung mit der ihm neuerdings gestatteten Vertraulichkeit, »was ist denn geschehen, das Sie in eine Bewegung gesetzt hat, die Ihnen Thränen entlocken darf?«

Die Dame schwieg und seufzte tief auf.

»Sprechen Sie, Therese, und erleichtern Sie Ihr und mein Herz,« bat Frank unruhig; »ich hoffe, daß es in meiner Macht steht, Ihren Kummer zu heben oder wenigstens zu lindern, da Sie mir den Vorzug zu Theil werden ließen, mich in solchem schweren Augenblicke an Ihre Seite zu rufen.«

»Ach, Frank, Sie Undankbarer selbst haben mir diesen Schmerz bereitet,« erwiderte vorwurfsvoll die Dame zu Perry's Ueberraschung.

»Ich? Wie ist das möglich?«

»Setzen Sie sich nieder, Frank, und hören Sie mich ruhig an. In dem Verhältnisse, in das wir uns jetzt begeben haben und das wir vielleicht schon bald noch fester, unauflöslich zu knüpfen gedenken, muß auch das aufrichtigste, hingebendste Vertrauen herrschen, und es dürfen sich nicht feindselige Mächte zwischen uns drängen, wenn wir sie durch ein offenes Wort für immer beseitigen können.«

Perry hatte errathen, daß die Baronesse auf irgend eine Weise Kenntniß von seiner Bekanntschaft mit Antye haben müsse. Demüthig küßte er die Hand der schönen Strafpredigerin, und

der Ton seiner Stimme klang nicht sehr zuversichtlich, als er erwiderte:

»Sie beurtheilen mich hart, Therese, und danach muß das Unrecht, das Sie mir zur Last legen, sehr groß sein. Ehe ich mich aber gegen die schweren Beschuldigungen vertheidigen kann, muß ich die Anklage hören, die ich noch nicht errathe.«

»Fühlen Sie sich ganz frei von Schuld gegen mich, an Ihrer Liebe, die Sie mir vor wenigen Tagen mit so heiligen Versicherungen bekannten?«

Perry vermochte nichts zu erwidern, denn er fürchtete durch hartnäckiges Leugnen die Baronin, die doch wahrscheinlich Beweise in der Hand hatte, noch mehr zu erzürnen; er wiederholte: »Lassen Sie mich hören, wessen Sie mich beschuldigen.«

»Soll ich Ihnen in der That bezeichnen, was ich weiß, Frank? Daß Sie ein Liebesverhältniß mit Antye Hansen, einem Helgoländer Mädchen, unterhalten, daß Sie dieses arme Kind mit Hoffnungen erfüllen, die Sie selbst nie Willens sein konnten, zu halten, daß Sie ihr — schämen Sie sich, Frank, sich so weit zu vergessen — die Ehe versprochen haben und sie jetzt noch in geheimen Rendezvous sehen, während Sie ein ernstes heiliges Bündniß für das Leben zu schließen im Begriff stehen? Das ist mehr als unüberlegt und leichtsinnig, das ist schlecht, Frank. Welche Aussichten, welche Garantien für meine Zukunft, die ich in Ihre Hände legen soll!«

Die Baronin bedeckte das Gesicht mit dem Taschentuche und brach von Neuem in Thränen aus.

Frank sah ein, daß ihm das Leugnen nichts mehr helfen werde, denn die Baronesse schien vollkommen unterrichtet zu sein; wie dies geschehen, begriff er nicht und wagte auch nicht, jetzt danach zu fragen. Es blieb ihm also kein anderes Mittel gegen die Thränen der schönen Frau, als sein Unrecht zu bekennen und sie um Verzeihung anzuflehen.

»Wie können Sie nur im Entferntesten glauben, theuere Therese,« sagte er unter Anderem, nachdem er sich nochmals in Betheuerungen seiner Alles überstrahlenden Liebe zu ihr erschöpft hatte, »daß mich wahre Neigung zu dem jungen Mädchen geführt haben könnte, die aller gesellschaftlichen Bildung ermangelt. Die Einförmigkeit des hiesigen Lebens, ehe die Badesaison eröffnet war, dann der Zufall, der mich auf einem Balle mit dem Mädchen bekannt machte, führten mich zu diesem unseligen Verhältniß, dem ich keine ernstere Bedeutung beilegte, als daß es mir die Langweile verkürzen sollte. Ich fühle mein Unrecht, mich unbedacht in eine so zweideutige Lage gebracht zu haben, und vor Allem bereue ich es schwer, daß ich zu schwach war, dieser bedeutungslosen Liebelei schnell ein Ende zu machen, wie sie es verdiente, als ich Sie, meine Therese, kennen lernte und im tiefsten Innern lebendig fühlte, daß mein Platz nur zu Ihren Füßen sein könne. Wie schwer habe ich seit der Zeit mit mir selbst gekämpft!«

Perry bat und beschwor Therese so herzlich, so innig, ihm zu vergeben, er gelobte so leidenschaftlich, ihr nie wieder in solcher Weise einen Grund zur Beschwerde zu geben, daß die Baronesse als kluge Frau sich endlich zur Verzeihung geneigt finden ließ, wenn sie auch wußte, daß Perry ihr nicht die volle Wahrheit bekannt habe.

»Ich erkenne Ihre Reue an, Frank, und vertraue auf Ihre Gelübde, aber es bleibt noch etwas zu thun übrig, ehe ich die volle Beruhigung gewinnen kann, daß Ihr Herz mir wieder ungetheilt angehört. Geben Sie mir den sichtlichen Beweis, daß ich jeder Sorge überhoben sein kann, indem Sie an das junge Mädchen schreiben, meinetwegen in der zartesten, schonendsten Weise, was übrigens auch ein vortheilhaftes Licht auf Ihren Charakter werfen würde, und ihr entschieden erklären, daß Sie jede weitere Verbindung mit ihr abgebrochen sehen wollen; das wird mir genügen. Hier ist Papier und Schreibmaterial für Sie, Frank.«

Perry konnte seiner Braut, der Baronin, gegenüber, nicht gut die Zartheit beanspruchen, daß sie ihn bei Erfüllung dieser peinlichen Pflicht unbeachtet allein lasse, die ihm in den nicht zu ertödtenden geheimen Vorwürfen doch Qual verursachte; es blieb ihm also nichts übrig, als mit der möglichsten Selbstbeherrschung sich ruhig in ihren Willen zu fügen und die laute Stimme seines Gewissens für den Augenblick mit der Entschuldigung gewaltsam zu erdrücken, daß ihn die Macht der Umstände zwinge, so schonungslos gegen Antye aufzutreten. Er schrieb nach kurzem Kampfe mit fester Hand folgende Zeilen:

»Das Schicksal, Antye, übt eine gewaltige Macht auf uns aus, die wir oft ebenso wenig zu begreifen, als ihr Widerstand zu leisten vermögen; es durchkreuzt unsere liebsten Pläne und bricht mit rauher Hand die Blüthen, die wir den heiligsten Gefühlen in unserm Innern entsprießen gefühlt.

»Auch zwischen uns Beide tritt jetzt das Schicksal in drohender Gestalt und fordert gebieterisch die Trennung für immer. Zu welchem Zwecke soll ich hier die Ursachen erörtern, die eine unleugbare Nothwendigkeit in sich führen, Dir ein Lebewohl für das Leben zu sagen? — Ich habe gekämpft und die Ueberzeugung gewinnen müssen, daß unbesiegbare Hindernisse unserer weiteren Verbindung entgegenstehen und daß ich gegen Dich ebenso wie gegen mich nur eine Pflicht erfülle, das Band zu lösen, welches uns bisher umschloß. Wird sich Dir später, wenn Du ruhiger über die jetzige Katastrophe nachzudenken vermagst, dieselbe Ueberzeugung eröffnen, die uns jetzt im Sturme der Leidenschaft unbegreifbar ist, dann erst wirst Du mich ganz für gerechtfertigt halten; darum versuche ich es nicht, mich jetzt gegen die Vorwürfe zu verwahren, die Dir der augenblickliche Schmerz vielleicht entlocken wird. Lebe wohl, Antye, und erfülle meine Bitte, mich in der sanften Weiblichkeit, die Dein edles Herz stets in sich trug, milde zu richten. Mein heißester Wunsch, mein innigstes Gebet wird

stets Dein Glück sein, dessen längere Wahrung mir nicht vorbehalten sein sollte. Frank.«

Als Perry dieses gezwungene Schreiben, das Antye in seiner Zurückhaltung noch mehr verletzen mußte, beendet hatte, überreichte er das Papier zögernd der Baronin, die es mit einem gewissen Zartgefühl, ohne einen Blick darauf zu werfen, zusammenfaltete, siegelte und mit der Aeußerung, daß sie morgen früh die Besorgung an die Adresse veranlassen wolle, bei Seite legte. Dann lud sie Perry durch eine Handbewegung ein, auf dem Sopha neben ihr Platz zu nehmen.

Am andern Morgen war unter der Badegesellschaft das Gerücht verbreitet, die Baronesse von Goetz habe sich gestern Abend mit dem englischen Capitän Perry verlobt, und bereits im Laufe des Vormittags bestätigte sich die Nachricht durch die herumgesandten schriftlichen Verlobungsanzeigen; das junge Brautpaar selbst aber sah man freudestrahlenden Blickes und zärtlich zu einander geneigt auf der Promenade die Glückwünsche entgegennehmen, die ihm theils aus aufrichtigen, theils aus neidischen Herzen dargebracht wurden.

Wir müssen jetzt zu Antye zurückkehren, die wir in dem beängstigenden Erstaunen über die Mittheilung der Baronin zurückgelassen hatten.

Das arme Mädchen wußte nicht, ob sie wache oder träume, in solche Verwirrung hatte sie die Erklärung der Dame versetzt. Noch lange nach der Entfernung Jener klang ihr das Wort: »Verlobt« in den Ohren, das alle ihre Hoffnungen mit einem Schlage so grausam ertödten wollte. Die ruhigere Ueberlegung siegte endlich bei Antye; sie sagte sich, wenn die Baronin wahr gesprochen hätte, würde ein Ereigniß, das die allgemein bekannte und gefeierte Frau so nahe beträfe, öffentlich schon mehr besprochen und die Nachricht auch bis zu ihr gedrungen sein, und außerdem traute sie Frank nicht einen so hohen Grad von Abscheulich-

keit zu, zwei Herzen gleichzeitig so bitter zu täuschen. Das Bewußtsein, daß ihr Schicksal nun einer Entscheidung unzweifelhaft nahestehe, rief eine unruhige Erwartung des nächsten Morgens, an dem sie Perry wiedersehen sollte, in Antye hervor.

Der Morgen kam, und Antye wartete dieses Mal wieder vergeblich auf der Klippe; Perry kam nicht. Es verdroß sie, daß sie heute gerade den Geliebten nicht sehen konnte, da sie ihm so Vieles und so Wichtiges, das keinen Aufschub erleiden durfte, zu sagen hatte; Perry's Ausbleiben an und für sich beunruhigte sie auch, sie schob es aber auf ein unvorhergesehen eingetretenes Hinderniß, von dem er sie nicht so schnell hatte benachrichtigen können, und die Wahrheit kam ihr nicht in den Sinn, denn nach Perry's letzter Erklärung wenige Tage zuvor hielt sie sich seines Herzens und seiner Aufrichtigkeit für sicher.

Es war bald Mittag geworden, als der Diener der Baronesse Perry's Brief mit dem besonders von der Dame befohlenen Hinzufügen: »Von der Baronin von Goetz,« Antye übergab. Diese war erstaunt, daß die Baronesse an sie schrieb, und ihr erster Gedanke war, das Billet, das ihr wahrscheinlich neue Kränkungen bereiten sollte, unerbrochen zurückzuweisen; unschlüssig blickte sie auf die Adresse und erkannte zu ihrer Bestürzung Perry's Handschrift. Sie war sich nicht klar, warum sie mit dieser Wahrnehmung plötzlich ein unnennbarer Schrecken und die Ahnung eines Unglücks überkam, aber sie behielt den Brief und eilte damit in das Wohnzimmer, in dem sich gerade Niemand befand.

Antye war todtenblaß geworden, als sie heftig zitternd den Brief erbrach, und während ihre Blicke schnell die Zeilen überliefen, versagte ihr der Athem, und eine tiefe unnatürliche Röthe stieg ihr in die Wangen. In den Brief hatte die Baronesse ohne Frank's Wissen die Anzeige eingeschlossen, welche die einfachen Worte enthielt:

»Therese Marie von Goetz.
Frank Perry, Capitän.
Verlobte.«

Sie hatte gelesen und verbarg das Papier schnell im Busen; die Augen starr und ausdruckslos vor sich hin gerichtet, sank sie hülflos zu Boden; die entsetzliche Seelenqual, die sie ohne jede Vorbereitung so vernichtend getroffen, hatte ihr das Bewußtsein geraubt.

In diesem Zustande fand sie ihr Vater, als er zu Hause kam, und brachte sie mit der herbeigerufenen Tina Hilfe zu Bett. Der sorgsamsten und eifrigsten Pflege gelang es endlich, die Ohnmacht zu lösen; sobald Antye's Erinnerungsvermögen aber zurückkehrte, brach sie in heftige Thränen aus und war durch die dringendsten Bitten nicht zu vermögen, auch nur mit einem Worte die Ursache ihres Unfalls dem Vater und der Freundin anzudeuten; sie hörten allein die flehende Bitte: »Laßt mich allein.« Man mußte endlich ihrem Wunsche nachgeben, um sie durch die Weigerung nicht noch mehr aufzuregen.

Als sie Tina nach mehreren Stunden wieder zu sich rief, war sie äußerlich kalt und ruhig, aber der tiefe, schmerzlich leidende Zug, der den kleinen Mund zuckend umspielte, bewies, daß in ihrem Innern der Kampf noch fortlebe und sie ihn nur gewaltsam in sich zurückzudrängen bestrebt sei.

»Nach dem, was mir heute widerfahren ist,« sagte sie dann fest und ruhig zu Tina, »fühle ich, daß ich diesen Tag nicht lange überleben werde; darum, Tina, will ich mich beeilen, Dir mitzutheilen, was mich so niederschmetternd getroffen hat und welche kleinen Wünsche mir nach Vernichtung der liebsten Hoffnungen geblieben sind.«

»Sprich nicht so, Antye,« bat Tina, »ich ahne, welches Unheil Dich, die Du sonst stark und klug bist, so verzweifelnd in die Zukunft blicken läßt. Aber die Zeit heilt alle Wunden, Antye, und

Du begehst eine Sünde, wenn Du das Vertrauen zu Deinem Gott und den Muth zum Leben verlierst; harre in Geduld, und es wird Alles wieder besser werden.«

»Du hast nie geliebt, Tina; ach, Du weißt nicht, was es heißt, das Alles zu verlieren, einer Andern lassen zu müssen, was mit Deinem ganzen Sinn so fest und innig verwoben ist, daß Du es nicht zum Leben missen kannst.«

Antye erwiderte dies ungläubig auf den Trost der Freundin; sie wußte nicht, daß Tina ein ähnliches Leiden still in sich verschlossen schon länger als ein Jahr trug und daß sie sich in frommer Demuth und Geduld dem Willen des Geschicks, das auch ihr die Erfüllung ihrer Wünsche versagte, gefügt hatte. Tina seufzte tief und antwortete nichts.

Antye erzählte ihr nun die ganze kurze und traurige Geschichte ihrer Liebe ausführlicher als damals; sie weinte nicht und ergoß sich nicht in verzweifelnden Klagen, dagegen ließ sich eine scharfe selbstquälende Bitterkeit in ihren Worten wahrnehmen; nur als sie Lassen's Warnung gedachte, deren ahnende Prophezeiung sich auf so traurige Weise erfüllt hatte, traten ihr die Thränen wieder in die Augen und sie klagte tief: »Guter Vetter Lassen, Du bist an mir gerächt worden.«

»Glaube nicht, Tina,« schloß Antye ihre Beichte, »daß ich, nun der Ausgang meines Verhältnisses zu Frank so unsäglich trübe ist, meine Liebe bereue und meiner Handlungsweise eine übergroße Schuld beimesse. Es war einmal mein Verhängniß, Frank kennen zu lernen und zu lieben, und ich habe nicht anders empfinden und danach handeln können. In der geheimsten Tiefe meiner Seele hat nie ein anderes Gefühl gewohnt als die reinste Liebe zu Frank um seiner selbst willen, der Hochmuth, in der Welt einst durch ihn eine glänzende Stellung einzunehmen, die Sucht, reichere Genüsse der Erde zu kosten, als sie mir unsere Insel bieten kann, haben nie einen Platz darin gehabt. Der schöne Traum, in den mich die

Liebe zu Frank gewiegt hat, ist schnell vorübergegangen und hat mir zwar unerträglich bittern Schmerz und die Aussicht auf ein elendes, freudenloses Dasein ohne ihn zurückgelassen, aber auch eine Erinnerung, die ich um keinen Preis der Erde fortgeben möchte. Ich sagte Dir schon, Tina, daß ich nicht lange mehr leben werde, — ich fühle das deutlich im Herzen, das mir gebrochen ist, — aber ich bedauere nicht, diese Welt zu verlassen, die mir doch keine höhere Seligkeit mehr zu bieten vermag als die verlorene, Frank Perry lieben zu dürfen.«

Antye beharrte trotz der heißen Bitten und frommen Vorstellungen ihrer Freundin auf dem Gedanken, bald sterben zu müssen. »Ich will nicht länger leben, Tina, und ich kann es nicht. Was soll ich ohne Wünsche, ohne Liebe auf der Welt, ohne ihn, den ich in den Armen einer Andern glücklich weiß? — Soll ich den Leuten zum Spott leben, denen meine unglückliche Liebe kein Geheimniß bleiben wird, und hören, wie sie meinen heiligsten Gefühlen die unlautersten Beweggründe unterbreiten?«

Dann ordnete sie ihre Sachen und packte sie zusammen, als beabsichtige sie eine Reise, so daß die erschrockene Tina für ihren Verstand zu fürchten anfing.

Es war Abend geworden, und sie drängte nun selbst die weinende Freundin, nach Hause zu gehen.

»Komm morgen zu mir, liebe Tina; noch wenige Tage werde ich Deiner Liebe und Sorgfalt bedürfen,« bat sie und küßte sie zärtlich. »Lebe wohl, und — Tina, denke nicht schlecht von mir, — thue es niemals.«

Als die Freundin sie verlassen hatte und sie sich wieder allein befand, eilte sie, einen, wie es schien, schon vorbedachten Plan auszuführen. Mit auffallender Sorgfalt kleidete sie sich an, und als sie dieses Geschäft beendet hatte, betrachtete sie sich mit einem schmerzlich lächelnden Blicke im Spiegel. Nun ging sie in die Vorderstube, wo die Bilder des Vaters nnd der Mutter hingen, und

schaute sie lange mit thränenden Augen an, dann beugte sie sich vor ihnen nieder und schien zu beten; als sie sich erhob und eilig hinaus auf die finstere Straße schritt, war ihr Auge thränenlos und das Gesicht bleich, letzteres trug aber den entschiedenen Ausdruck kalter Entschlossenheit. —

Perry und Hilton saßen in ihrer Wohnung am Theetische. Ersterer war frühzeitig — es war jetzt etwa acht Uhr Abends — von seiner Braut nach Hause zurückgekehrt, weil diese sich nach einem zur heutigen Verlobungsfeier arrangirten Dejeuner ermüdet gefühlt und sich zurückzuziehen gewünscht hatte.

Hilton hatte Perry's Schritt, sich zu verloben, keineswegs gebilligt, und dem Freunde daraus auch kein Hehl macht. Wenn er selbst es auch war, der Frank auf die Bekanntschaft der Baronin angelegentlich geleitet hatte, so lag ihm dabei doch nur die einstweilige Zerstreuung Jenes im Sinne und er hatte nicht darauf gerechnet, daß die lebenslustige Baronesse sich so leicht wieder von Neuem in das Joch der Ehe beugen würde. Zu einer solchen Ehe vermochte er dem Freunde nicht zu gratuliren, denn ebenso geeignet wie er die Baronin zur Anzettelung und Unterhaltung eines amusanten Liebesabenteuers gehalten hatte, ebenso wenig hielt er sie für fähig, den Pflichten der Hausfrau nachzukommen und überhaupt einen Mann für die Dauer glücklich zu machen. Das Uebel war nun aber einmal geschehen und ließ sich nicht redressiren. Hilton mußte sich mit dem Troste beruhigen, daß seine Absicht reinen Beweggründen entsprungen sei und daß er wenigstens ein anderes Wesen, die junge Helgoländerin, vor dem ihr durch Frank drohenden Unglück bewahrt hatte.

»Nun siehst Du, Frank,« sagte er eben scherzend, »daß ich doch in Deinem Interesse handelte, als ich Dir so dringend abrieth, die Bekanntschaft mit der hübschen kleinen Antye fester zu knüpfen. Deine stets gleich heiß aufwallende Leidenschaft würde Dich hier wieder in eine Lage gebracht haben, die jetzt Dir so wie

Deiner Braut manche schlaflose Nacht bereiten könnte, — ich will nur den Fall annehmen, daß die zurückgesetzte beleidigte Schöne aus Rache ihr Verhältniß zu Dir der Baronin Therese auf irgend eine Weise zu Ohren gebracht hätte. Hast Du übrigens das Mädchen nicht einmal wiedergesehen?«

»Nein, Hilton,« erwiederte Perry kurz, denn er hielt es für unnöthig, den Freund in die peinliche Verlegenheit einzuweihen, in der er sich noch gestern befunden hatte.

»Nun, ich wage auch mit Sicherheit anzunehmen, daß Deine Stürme auf das mit natürlicher Weiblichkeit gepanzerte Herzchen abgeschlagen worden wären, wenn Du vernünftigerweise nicht bei Zeiten an einen ehrenvollen Rückzug gedacht hättest,« meinte Hilton.

»Hm! Du könntest Dich in Deinen Annahmen irren,« brummte Perry, den die leiseste Verletzung seiner Eitelkeit stets unangenehm berührte; »wer sagt Dir denn, daß ich die Absichten auf das junge Mädchen, die ich damals auf dem Balle äußerte, nicht doch zur Ausführung gebracht habe?«

Perry war rücksichtslos und unzart genug, dem Freunde nun zur Bestätigung seiner Behauptung den ganzen Verlauf seines Verhältnisses zu Antye zu erzählen. Als er geendet hatte, konnte sich Hilton, der seine Theilnahme für das unglückliche Opfer der Launen Perry's mit Unwillen erfolglos sah, doch nicht enthalten, diesem bittere Vorwürfe zu machen. Fühlte Frank auch selbst ihre ernste Wahrheit, so beantwortete er sie doch in gezwungenem Scherze und legte dabei wieder deutlich seinen herzlosen Leichtsinn an den Tag, bis der wahrhaft darüber empörte Hilton verdrießlich ausging, um den Abend mit einem anderen Kameraden zu verbringen.

Frank blieb allein. Er dachte an Antye, die er im Geräusche des heutigen Verlobungstages fast vergessen hatte, deren Bild ihm aber jetzt in seinem Alleinsein wieder deutlicher vor die Seele trat.

Das erste Mal am Tage dachte er ernster daran, wie sie seinen Brief aufgenommen haben möge und welche Gefühle jetzt ihr Herz bewegen würden; er wußte, sie litt, und je länger er daran dachte, desto beklommener schlug sein Herz, desto lauter und drohender sprach die Stimme des Gewissens in der Stille des späten Abends. Perry, der unerschrockene Soldat, der keine Furcht kannte, fühlte eine bange Unheimlichkeit in dem Schweigen um sich; er wollte zu seiner Zerstreuung ein Lied singen, aber die Stimme versagte ihm; er mußte immer wieder an Antye und ihren Schmerz denken.

In diesem Augenblicke meldete ihm sein Diener, daß ein Helgoländer Weib den Capitän Perry zu sprechen verlange und sich durchaus nicht wegen der späten Abendstunde abweisen lassen wolle.

»Eine Nachricht von Antye, jedenfalls!‹ dachte Perry erschrocken; »sie wird an mich schreiben.«

In der augenblicklichen Erregung fürchtete er, durch Abweisung dieses Briefes dem alten Unrechte ein neues hinzuzufügen, und gab den Befehl, die Frau einzulassen.

»Um Gottes willen! Antye, Du selbst?« rief er entsetzt aufspringend, als die Eingetretene den schwarzen Helgoländer Hut abnahm und er in dem regungslos vor ihm stehenden bleichen Marmorbilde sie erkannte.

Ein Blick zeigte ihm das ganze Unheil, das sein schonungsloses Benehmen in dem Herzen des Mädchens angerichtet haben mußte. Bittere Kälte, gefühllose Ruhe, die den Kampf gegen die Verzweiflung als nutzlos aufgegeben hatte, der starre matte Blick der Uebermüdung gaben Zeugniß von den Stürmen der grausamen Gefühle, die das Herz zerrissen hatten; man fühlte unwillkürlich, daß das Leiden des armen Wesens den höchsten Grad vernichtender Qual erreicht haben mußte und auf dem Puncte stand, die sich naturgemäß sträubende Lebenskraft zu überwältigen. Ihre Augen ruhten in einem unnatürlichen Glanze,

als gehöre sie nicht mehr dem Leben an, mit dem Ausdrucke von Liebe und Vorwurf auf Perry, der, mächtig ergriffen durch den sich ihm bietenden Anblick und im Gefühl seiner Schuld vernichtet, den Kopf gesenkt hatte und sie nicht anzusehen wagte. Er hatte es nicht für möglich gehalten, daß ein Tag eine so vollkommene Veränderung, der Schmerz eine so grausame Verheerung anzurichten im Stande sei; in seinem Leichtsinne hatte er Antye's Herz nach dem seinigen beurtheilt, und wenn er auch überzeugt gewesen, daß sie längere Zeit in Folge seiner Untreue schwer leiden würde, so hatte er sich doch keinen Begriff von der Möglichkeit des herzzerreißenden Zustandes gemacht, in dem er sie jetzt plötzlich vor sich sah. Es war zu spät, daß Perry mit Schaudern an sein Treiben zurückdachte und ernstlich bereute, zu spät, daß ihm, der nie betete, sich unwillkürlich das heiße Gebet aufdrängte, sie, der er den Frieden des Herzens vergiftet hatte, möchte die Ruhe und das Glück wiederfinden.

»Ich wollte Dich noch einmal sehen, Frank, und aus Deinem eigenen Munde wiederholen hören, was Du mir heute geschrieben hast,« sagte sie tonlos nach einer langen Pause. »Als ich bei Deinem Hause vorüberging, zog mich eine unwiderstehliche Macht hinein; zürne mir nicht deshalb.«

»Arme Antye,« sagte Perry bewegt, »Du hättest das zu Deinem eigenen Besten nicht wagen sollen; wie leicht kann Jemand aus dem Hause hier Dich bemerken und Deinen Ruf in Gefahr bringen.«

»Was kümmern mich jetzt noch die Leute? Ich habe nichts mehr zu fürchten und zu verlieren,« erwiderte sie bitter.

»Antye,« bat Perry, ihre Hand ergreifend, »sei milde und verzeihe; trage auch um meinetwillen das Leid geduldig, das ich über Dein Herz gebracht habe. Die Reue, die quälendsten Vorwürfe über mein elendes, bedachtloses Handeln drücken mich so unendlich tief nieder, und nur die Zuversicht wird mich wieder

erheben können, Dich ruhiger, später wieder glücklich zu wissen; gewiß kannst und wirst Du das Glück bald wiederfinden.«

»Du hast mein Herz niemals verstanden, Frank, sonst hättest Du überhaupt nicht so an mir handeln können und würdest jetzt nicht glauben, daß es für mich noch ein Glück auf der Erde geben kann,« sagte Antye sanft. »Ich habe entsagt, Frank, — Gott sei Dank, daß der schwerste Kampf vorüber ist! — und auch die Ruhe werde ich bald gefunden haben; Du brauchst deshalb nicht zu sorgen.«

»Wie meinst Du das?« fragte er bange.

»Ich fühle es klar in meinem Herzen, Frank, daß ich jetzt nicht mehr leben kann und werde; Liebe und Leben waren in mir zu fest in einander verwachsen. Darum kam ich auch zu Dir, Frank. Wer diese sichere Ueberzeugung in sich trägt, der blickt auch verachtend auf das Urtheil der Welt und fürchtet ihre Verleumdungen nicht mehr, den kann auch der thörichte Stolz nicht mehr abhalten, dem letzten liebsten Wunsche des Herzens, wenn dessen Befriedigung in seiner Macht steht, nachzugeben. Ich kann Dir in meinen letzten Stunden nicht zürnen, Frank, und vergebe Dir von Herzen alles Böse, was Du mir zugefügt hast; lasse mich dafür nur Dein Gesicht noch einen Augenblick ansehen, die lieben Augen, aus denen ich mir oft Muth und Kraft geschöpft habe, lasse mich die Stimme noch hören, die mir so beseligende Worte der Liebe einst zuflüsterte. Vergib mir, Frank, diese letzte irdische Schwachheit.«

Die geduldige Engelsmilde des leidenden Mädchens schnitt Perry tiefer in das Herz, als es ihre gerechtesten Vorwürfe gekonnt hätten. Von Rührung übermannt hatte er sich wieder niedergesetzt und verbarg die Augen in die Hände; er konnte es nicht hindern, daß sie vor ihm niederkniete, seine Hände zu sich niederzog und fest in den ihrigen drückte.

»Bist Du denn jetzt glücklich?« fragte sie, und man hörte

es aus dem Tone ihrer Stimme, wie innig sie eine bejahende Antwort wünschte. »Ja, ich glaube es, Frank,« fuhr sie fort, als er in seinem Schweigen beharrte; »Du fürchtest nur, mich durch das Geständniß zu kränken. O, glaube das nicht; ich mache jetzt keinen Anspruch mehr auf Dich und habe allen irdischen Wünschen schon entsagt; nur meine Liebe zu Dir wird auch nach meinem Tode noch leben und Dich immer umschweben. Wie wünsche ich, daß Du stets glücklich seist und daß eine Andere Dir alle die Liebe ersetzen möge, die ich Dir so gern zugetragen hätte. Jetzt begreife ich Dich eher, Frank; Du hast Recht; meine Geburt, meine Erziehung berechtigten mich nicht, den schönen Traum, als Gattin an Deiner Seite durch das Leben zu gehen, in Wirklichkeit erfüllt zu sehen; ich würde mich selbst unglücklich und beengt in den Formen gefühlt haben, die mein neuer Stand mir auferlegen mußte, meine Fehler dagegen würden Dich gelangweit, erzürnt, endlich wohl gar mir Deine Liebe entzogen haben; ich weiß, ich hätte Deine Erwartungen nicht befriedigen können; darum ist es besser für Dich und mich, daß es so gekommen ist. Früher täuschte ich mich selbst und hoffte Dir genügen zu können, aber am Ziele unseres Lebens schwindet die den eigenen Werth überschätzende Eitelkeit vor dem Gefühle der Wahrheit, wie schwach und klein wir sind.«

»Antye, Du wirst nicht sterben,« unterbrach sie Perry; »es giebt keine Wunden, vom Schicksal geschlagen, die ein wahres frommes Gottvertrauen, wie Du es in Deiner Brust trägst, nicht heilen kann. Was Dir jetzt so unerträglich schwer erscheint, wird die Zeit Dich leichter tragen lassen. Du erlaubst es ja dem, der Dir diesen Kummer bereitet hat, noch ferner auf die Güte Deines edlen Herzens zu rechnen, so erfülle mir nur die eine Bitte, Deine Kräfte nicht dadurch aufzureiben, daß Du Dich willen- und widerstandslos dem Schmerze hingiebst; ein fester Wille vermag viel zu tragen.«

Perry suchte Antye durch Bitten und Vorstellungen, die ihm

seine Besorgniß um sie in den Mund legte, zu beruhigen; er bat sie immer wieder von Neuem um Verzeihung und klagte sich seiner Handlungsweise an, für die er keine Entschuldigung finden konnte. Seine Worte machten keinen Eindruck mehr auf sie; sie schien sie nicht zu hören, sondern nur ihn zu sehen, als beabsichtige sie, für die Zeit der Trennung seine Züge sich unauslöschlich tief in das Gedächtniß zu prägen.

Sie konnte sich gar nicht wieder von ihm losreißen, und Perry mußte sie endlich daran erinnern, daß es schon spät sei und daß er die Rückkehr Hilton's jeden Augenblick erwarten könne.

»Du hast Recht, Frank, es ist Zeit, daß wir uns trennen,« sagte sie schmerzlich und setzte leidenschaftlicher hinzu: »Was ist das doch für ein schreckliches, herzzerreißendes Wort: Trennung für immer! — Hinter uns, unwiederbringlich verloren, liegt die genossene blühende Seligkeit wie ein Moment, aber vor uns die schaurige kalte Nacht des Alleinseins, durch die kein Stern des Trostes, keine Hoffnung dringt; wie lang muß dem einsamen Herzen doch diese Nacht werden!«

»Es wird nicht das letzte Mal sein, daß wir uns gesehen haben, Antye,« sagte Perry; »wenn Du es wünschest, werde ich Dich von Zeit zu Zeit sehen und sprechen; könnte ich jetzt wenigstens Dein tröstender Freund sein und einen Theil meiner Schuld an Dir tilgen.«

»Nein, Frank, das würde nicht angehen,« versetzte sie bestimmt; »Du hast jetzt Pflichten gegen Deine Braut und würdest sie, wenigstens in ihren Augen, verletzen, wenn Du so handeltest; ich sagte Dir auch schon, daß ich keines Trostes mehr bedürfen würde. Du mußt mich vergessen, Frank, ich verlange es selbst von Dir, — und Glückliche vergessen ja auch gewöhnlich so leicht. Jetzt ist mein heißester Wunsch erfüllt, Dich noch einmal gesehen zu haben, und nun sage ich Dir Lebewohl. Mache Dir keine Vorwürfe, Frank; es ist dies meine letzte Bitte an Dich, und ich

kann verlangen, daß Du sie ehrst. Was Du mir Unrechtes gethan hast, das habe ich Dir vergeben, und mein letzter Gedanke wird ein Gebet zum Himmel für Dein Glück sein. Lebe wohl, Frank!«

Sie wartete nicht die Antwort ab, deren er in diesem Augenblicke vor Erregung auch nicht mächtig war; ohne eine Thräne im Auge reichte sie ihm die Hand, die er schweigend an seine Lippen zog. Sie ließ es geschehen, warf dann noch einen langen liebenden Blick auf ihn und verließ festen Schrittes das Zimmer.

Perry warf sich bleich in das Sopha zurück, und ein leiser Schauder überflog seine hohe Gestalt. Er fühlte, wie die Unruhe um Antye sein Herz zusammenpreßte; seiner Erinnerung drängte sich ihr eigenthümlich feierliches, aufgeregtes Wesen, die zu verschiedenen Malen so zuversichtlich geäußerte Vorahnung ihres Todes beängstigend auf. Eine unerklärliche böse Ahnung litt ihn nicht länger unthätig; er sprang auf und stürzte aus dem Hause die Straße entlang, die das junge Mädchen auf ihrem Heimwege eingeschlagen haben mußte. Er hatte die Absicht, ihr von ferne zu folgen, bis sie das väterliche Haus ungefährdet erreicht habe.

Bald sah er Antye schnellen Schrittes in einiger Entfernung vor sich gehen. Sie bog nicht links in die Straße, die nach ihrem Hause führte, sondern schlug den Weg ein, der aus dem Städtchen auf das freie Feld hinausführte. Perry fühlte sich, als er dies bemerkte, in seiner argwöhnischen Besorgniß bestärkt; er vermochte nicht länger seine Angst zu bezähmen und beschleunigte seine Schritte, um Antye zu erreichen.

Sie hörte den Schall der Tritte hinter sich und blickte sich um; mochte sie nun Perry erkennen oder ihn für einen Andern halten, sie stürzte mit der sichtbaren Absicht, ihm zu entfliehen, eilig weiter nach der Westküste zu, die nur noch einige hundert Schritte etwa entfernt lag.

Sich kurz umblickend, rief sie Perry, als er sie beinahe eingeholt hatte, ein gebieterisches: »Zurück!« zu; — sie hatte ihren

Shawl und den Hut abgeworfen, als sie den Felsenrand, der dort in einer Höhe von über zweihundert Fuß senkrecht über das Meer hängt, erreichte; dort kniete sie einen Augenblick nieder, und Perry, der nur noch wenige Schritte von ihr entfernt war, sah, wie sie die Hände faltete; — er wagte kaum auf sie zu blicken, — die Sinne vergingen ihm fast in dem furchtbaren Entsetzen, — Antye war vor seinen Augen verschwunden.

Eine Weile stand Perry, seiner selbst nicht bewußt, festgebannt; dann kehrte die Besinnung zurück, und er lief nach der Stadt. Der überlegende Verstand hätte ihm sagen können, daß menschliche Hilfe hier unnütz sei, aber das verzweifelnde Herz hängt sich so gern an den leisesten Hoffnungsschimmer, bis er in der traurigen Gewißheit vollkommen erloschen ist.

Perry trat in das erste Haus ein, in dem er noch Licht sah, und theilte den Einwohnern mit, wie er eben Zeuge davon gewesen, daß ein Mädchen sich von der Klippe hinabgestürzt habe, eine Nachricht, die Alle mit Entsetzen erfüllte. Mehrere Männer, denen sich Perry als Führer anschloß, begaben sich schnell nach dem Unterlande und bestiegen ein Boot, um die Nordspitze zu umrudern; man dachte natürlich nicht mehr an Rettung der Unglücklichen, aber die Leute hielten es für Pflicht, den leblosen Körper zu holen, um ihm ein christliches Begräbniß zu sichern.

Perry saß mit verhülltem Haupte im Boote; — wer wußte, was da vernichtend in seiner Brust stürmte?

Man suchte beim Scheine der mitgenommenen Laterne an der von Perry bezeichneten Stelle am Fuße des Felsens, den das Wasser umspülte, und hatte bald die zerschmetterte Leiche gefunden. Die Fischer standen mit abgezogenen Hüten, ein Vaterunser betend und die Todte mitleidig betrachtend, um Perry herum, der mit den leidenschaftlichsten Ausbrüchen des Schmerzes und der Selbstanklage die schöne Leblose in seinen Armen hielt und das blu=

tende Antlitz mit heißen Küssen bedeckt; mit wahnsinnigem Flehen beschwor er die Umstehenden, Antye zu retten.

»Zu spät!« tönte es mit unnennbarem Grausen fortwährend in Perry's Ohren.

Andern Tages setzte das traurige Ereigniß der Nacht die ganze Insel in Bewegung, und überall, bei den Einheimischen wie bei den Fremden, gab sich die lebhafteste Theilnahme für das junge Mädchen kund, die das Opfer ihrer unglücklichen Liebe geworden war. Man trug sich in den nächsten Tagen mit allerlei Variationen der Geschichte umher, die mehr oder weniger von der Wahrheit abwichen, und in der Badegesellschaft erzählte man sich, die Baronin von Goetz habe ihre Verlobung mit dem Capitän Perry aufgelöst. Gewiß war es, daß Therese am zweiten Tage nach dem Vorfalle Helgoland, ohne von ihren Bekannten Abschied zu nehmen, stillschweigend verlassen hatte, um über Hamburg in ihre Heimat zurückzukehren, und daß Perry an demselben Tage mit Urlaub nach England ging.

Der dritte Tag nach dem Tode Antye's war für die Beerdigung ihrer sterblichen Reste festgesetzt worden. Als die Kirchenglocke mit einzelnen klagenden Schlägen das Zeichen zum Beginn der traurigen Feierlichkeit gegeben hatte, brachten die angesehensten älteren Männer der Insel, der Sitte gemäß, den schmucklosen geschlossenen Sarg, auf dem ein einfacher Kranz von Myrten und weißen Rosen lag, aus dem Hause zur Bahre, die nun acht junge Leute auf den Schultern zum Kirchhofe trugen. Der verzweifelte greise Vater und Tina waren die Hauptleidtragenden, die, in Thränen zerflossen, dem Sarge folgten; der ehrwürdige Pastor und fast die ganze Bevölkerung der Insel, der sich auch einzelne Badegäste, unter ihnen Hilton, angeschlossen hatten, erwiesen der Unglücklichen durch ihr Geleit die letzte Ehre, und manche Thräne floß ihrem Andenken.

Ein grüner Grabhügel, ein einfaches Kreuz mit ihrem Namen, das Tina oft mit frischen Blumen schmückt, bezeichnen den Platz, wo das schwergeprüfte edle Herz seine Ruhe wiedergefunden hat.

Als Lassen, der die Nachricht von Antye's schrecklichem Tode durch Briefe in der Fremde erhalten hatte, ein Jahr später zurückkehrte, vollzog Tina den letzten Willen der Geschiedenen und händigte ihm unter Thränen ihr Vermächtniß, die dunkle Locke, ein. Lassen bewahrt sie treu neben der schwarzen Silhouette auf seiner Brust, und wenn seine kräftige, gesunde Natur auch nicht dem herben Schmerze um das Unglück seiner ersten und einzigen Liebe unterlegen ist, so spricht er doch entschieden seine Absicht dahin aus, nie heirathen zu wollen.

Weder Perry noch die Baronin ist je nach Helgoland wiedergekehrt; man sagt, daß letztere dem Herrn von Busche bald nach der Trennung von Perry ihre Hand geschenkt habe.

Etwa zwei Jahre nach der Zeit, in der diese Geschichte fiel, las man in englischen Blättern, daß Capitän Frank Perry von Ihrer Majestät **tem Regiment leichter Infanterie seine eheliche Verbindung mit Ellen Saunders, der einzigen Tochter des sehr ehrenwerthen John Saunders, Besitzers von Sandlings-Park, gefeiert habe.

Helgoland ist zur Winterszeit wieder öde und still geworden, denn die Soldaten haben es verlassen; die Baraken sind abgebrochen, man hört nicht mehr die militärischen Signale und Commandos, und die Wiese am Leuchtthurme ist wieder Spielplatz der Kinder geworden. Die Fremden besuchen in der Badesaison die Insel noch ebenso zahlreich wie früher, mancher aber ist vergebens in den Muschelladen des alten Hansen getreten, um dort die schöne Antye wieder aufzusuchen, die einst Aller Augen entzückte. Sie lebt nur noch in der Erzählung der Leute von dem schrecklichen Sprunge von der Klippe und in Lassen's treuem Herzen.

An der Gränze.

An der Gränze.

Wenn wir unsere Leser in eine der entlegensten Gegenden unseres deutschen Vaterlandes, dem sie erst seit Kurzem einverleibt worden ist, in den großentheils beinahe noch ganz ungekannten und selten bereisten Nord-Osten führen, so müssen wir sie von vornherein bitten, sich von dem Vorurtheile lossagen zu wollen, das falsche Traditionen und die eigene Vorstellungskraft, die das uns Fernliegende oft mit einem mehr oder minder grauen und düstern Schleier zu umhüllen pflegt, erzeugt haben mögen. Der fernste, sich an die russische Gränze lehnende Theil der preußischen Ostseeprovinzen, vorzüglich das ehemalige Lithauen, ist keineswegs ein wüstes, mit undurchdringlichen Wäldern und stehenden Sümpfen bedecktes Land, dem der segnende Einfluß der allmälig auch in jener Richtung fortdringenden Civilisation fern geblieben; es wird nicht mehr, wie ehemals, von einer ebenso wilden als kräftigen Nation, von Bären, Wölfen und andern Ungeheuern der Einöden bewohnt, wohl aber nennt man es dort die Kornkammer der östlichen Provinzen, und diesen ehrenden Namen verdankt es ebensowohl der natürlichen Beschaffenheit seines ergiebigen Bodens, als dem der Cultur zugeneigten Sinne und dem Fleiße seiner Bevöl-

kerung. Lithauen und das südlicher gelegene Masuren besitzen nächstdem aber auch Reize, die ihnen den Typus des Hochromantischen aufdrücken, ihre unvergleichlich schönen Wälder und Seepartien, an denen das Herz ihres Volkes mit der schwärmerischsten Hingebung hängt und deren großartige Erhabenheit seinem Gemüthe einen Anklang von Poesie gegeben hat, der sich in den seelenvollen Augen des schönen kräftigen Menschenschlages abspiegelt, in seiner weichen, melodischen Sprache und vor Allem in den nationalen Daïnos, den tief zum Herzen dringenden und ergreifenden Liedern, wiedergibt.

Dorthin führen wir unsere Leser und zwar an den anderthalb Meilen langen, breiten Wysztyler See, der an dieser Stelle die Gränzscheide Preußens vom russischen Polen bildet. In unmittelbarer Nähe des großen Binnenwassers, in das sich mehrere unbedeutende Flüßchen ergießen und theilweise die Verbindung mit anderen kleineren Seen, an denen das Land so reich ist, herstellen, ist der Boden für den Feldbau weniger ergiebig, als wir ihn finden, wenn wir uns eine Strecke zurück in den Stallupöner und Goldapper Kreis wenden, aber das herrlichste, hochstämmige Holz bildet hier Waldungen von unabsehbarer Ausdehnung, die nur hin und wieder sich für das fetteste Weide- und Moorland lichten. Das ist ein gefährliches Terrain für den verpönten Schmuggelhandel, so wie für die Desertion der russischen Unterthanen, die überhand genommen hat, seitdem der mit Preußen geschlossene Cartell aufgehoben worden; darum ist die Gränze, besonders von russischer Seite her, hier auch äußerst streng bewacht und verschlossen. Von da aus, wo sie sich über den See hinaus nach Norden und Süden fortsetzt, wird sie meistentheils durch einen ansehnlichen Erdwall bezeichnet, längs dessen Kosacken und Straßnicks *) unausgesetzt bei Tag und Nacht patrouilliren; auf

*) Zollbeamte.

jede halbe Meile haben sie Blockhäuser als Stationsorte, und in größerer Entfernung von einander befinden sich die Tamoczne oder Hauptzollgebäude, an denen alle Reisende und Waarentransporte vorüberpassiren sollen. Preußischerseits ist die Bewachung weniger streng, weil dort nicht größere Handelsstädte in der Nähe liegen, und hauptsächlich, weil die Beamten zuverlässiger sind.

Eine kleine Meile südwestlich von dem Wysztyler See liegt das preußische Kirchdorf Schittkömen, ihm gegenüber auf russischem Boden an der Straße nach dem Städtchen Wyszayn die Dörfchen Groß- und Klein-Oklin mit einer Tamoczne. Dies ist der Schauplatz unserer Erzählung, die in das Jahr 184— fällt.

Die Krugstube des erstgenannten Ortes war an einem Sommer-Nachmittage gedrängt gefüllt und gab ein recht anmuthiges, lebensfrisches Bild. Man stelle sich ja nicht eine rein polnische Schenkwirthschaft mit wüstem Trink- und Tanzgelage, von Unsauberkeit starrend, vor, wie sie uns Schilderungen und Gemälde öft er naturgetreu vorführen; solche müssen wir in den südlicheren Gegenden suchen, nicht aber in dem freundlichen Lithauen, in dem wir uns jetzt befinden. Das Kruggebäude, wenn auch bei dem nicht beträchtlichen Wohlstande seines Besitzers schon etwas hinfällig und altersgrau, hat mit seinen saubern kleinen Fenstern, dem weiten Vorbau von rothgestrichenen Balken, über dem ein Erkerstübchen zu schweben scheint, und seinem von einigen alten Linden beschatteten Blumen- und Gemüsegarten, einen ganz gemüthlichen Anstrich. Vor dem Eingange auf der Landstraße halten ein paar offene Landfuhrwerke, mit kleinen gelenkigen, hübsch gehaltenen Pferden bespannt, und junge Burschen, deren allzugroße Jugend oder Armuth die Theilnahme an dem Tanzvergnügen drinnen nicht erlauben, führen die muthigen Rosse umher, auf denen viele der Tänzer, Männer und Weiber, von den nächsten Ortschaften her reitend eingetroffen sind. An den roh gezimmerten Tischen unter den Linden im Garten sitzen die älteren Leute, die

dampfende Pfeife im Munde, den Bier- oder Methkrug vor sich; Wohlbehagen und Gesundheit leuchten aus ihren meistens schönen Gesichtern, munter plaudern sie mit einander und werfen zuweilen freundliche Blicke auf die geöffnete Thür des Tanzzimmers, in dem die jungen Leute flüchtig nach den Tacten einer lustigen, wenn auch mangelhaften Musik einherschweben. Den meisten Beifall aber finden die Nationaltänze, die durch die neueren, von den Städten hergebrachten, noch nicht ganz verdrängt worden sind, diese mehr gemessenen, fast melancholischen Bewegungen nach entsprechender Melodie, bei denen die Jünglinge und Mädchen oft eine unnachahmliche Grazie entfalten. Die kleidsamen, fast durchweg gleichartigen Costüme tragen dazu bei, den angenehmen Eindruck, den die Tänzer machen, zu erhöhen. Die schlanken, muskulösen Gestalten der Männer umschließt der lange blaue Rock mit rothem Aermelbesatz, vorn mit Haken statt der Knöpfe versehen, zuweilen schwarz beschnürt, um den Leib durch einen ledernen Gürtel gehalten; sie tragen weite weiße Beinkleider und statt des Schuhwerks eine Art beschnürter Gamaschen von Pferdeleder. Die Mädchen kleiden sich noch hübscher, in braun- oder rothwollene sehr weite und kurze Röcke, hellblaue, enganschließende Corsets ohne Aermel, an deren Stelle das faltige weiße Hemd bis an die Handgelenke geht, wo es reich gestickt ist; um den Kopf haben sie turbanartig mit auf die Schulter hinabreichenden Enden ein buntes Tuch gewunden, unter dem lange mit rothem Bande durchflochtene, meistens lichtblonde Zöpfe über Nacken und Rücken fallen. Zahlreiche Zuschauer umstehen die Tänzer und laut klatschen oder rufen sie diesen ihren Beifall zu, wenn ein Paar sich durch seine besondere Schönheit oder seine Haltung und Bewegungen auszeichnet.

In der nach dem Garten hinausführenden Thür der Krugstube, in der es so lebhaft herging, stand, mit übereinandergekreuzten Armen an den Pfosten gelehnt, ein junger Mensch von

hohem, tadellosen Wuchse und einem Gesichte, dessen feine, ausdrucksvolle Züge sich auffällig von den härteren, männlich kräftigeren seiner Genossen unterschieden; der theilnahmlos zu Boden gesenkte ernste Blick aus seinen großen schwermüthigen Augen hatte indessen doch etwas so Festes, Achtunggebietendes, daß Niemand so leicht in Versuchung gerathen wäre, ihn für einen Schwächling zu halten, deren die ganze Nation verhältnißmäßig wenige zählt. Das reiche dunkle Haar war gegen die Gewohnheit seiner Landsleute kurz geschnitten, ein feines Schnurrbärtchen bedeckte die Oberlippen und war beinahe kokett aufgesetzt, was ihm im Verein mit der peinlich genauen Anordnung seiner Kleidung etwas Militärisches gab.

Der Jüngling, der den freundlichen Gruß manches neu ankommenden Bekannten und manches hübschen Mädchens, deren ihn viele verstohlen mit heller leuchtenden Blicken betrachteten, immer nur gemessen, aber sanft und höflich erwiderte, befand sich schon geraume Zeit in dem Tanzsaale und in der Stellung, die er einnahm, aber er schien auch nicht die mindeste Lust zu fühlen, sich unter die frohen Tänzer zu mischen, vielmehr mit seinen Gedanken an einem ganz anderen Orte zu weilen. Ein lautes Aufjubeln der Anwesenden, das einer eben sehr gelungen ausgeführten Tour des Tanzes galt, weckte ihn endlich aus seiner Träumerei und bewog ihn, die Augen auf die Mitte des Zimmers zu richten.

Hier schickten sich die zehn bis zwölf gerade tanzenden jungen Mädchen eben an, unter den Versammelten neue Tänzer zu wählen, nachdem sie die bisherigen, wie es die Tour vorschrieb, verlassen hatten. Eine der hübschen Lithauerinnen, deren körperliche Reize und graziöse Haltung wohl mit Recht den Vorzug vor ihren Schwestern beanspruchen konnten, richtete einen Moment ihre dunkelblauen Augen suchend umher und eilte dann, mit einem gewinnenden Lächeln auf den Lippen, gerade der Stelle zu, an der sich der

eben von uns beobachtete Jüngling befand; ihre Blicke schienen sich fest und schon von Weitem auffordernd auf ihn zu heften.

Wie der junge Mann das vorher beschriebene nationale Costüm trug, so war auch sie ganz in der Weise des Landes gekleidet, und das feine Linnen der Hemdärmel, die besseren Stoffe des Rocks und Corsets deuteten darauf, daß sie die Tochter einer wohlhabenden Familie sei, jedenfalls also eine für die jungen Burschen des Dorfes ganz annehmbare Partie, und in der That folgten ihr viele blitzende Augen und schienen Neid auf das Ziel ihres Ganges auszudrücken.

Der aber, der dieses werden sollte, mußte mit dieser Wahrnehmung gar nicht zufrieden sein, denn ehe ihn das junge Mädchen noch erreicht hatte, drehte er sich etwas unmuthig schnell um, als habe er ihre Absicht nicht verstanden, und schritt in den Garten hinaus. Die Schöne hielt in ihrem Gange betroffen inne, einen Augenblick schwand das frische Roth von ihren Wangen, und ihre sich schnell niedersenkenden Augen drückten einen leisen Kummer aus, aber als sei sie sich wohl bewußt, wie viele Blicke auf ihr hafteten, faßte sie sich schnell, strich das vom Tanz etwas verwirrte blonde Haar von der Stirn zurück und bot dann einem andern ihr nahestehenden jungen Manne die Hand, um ihn in die Mitte des Zimmers zurückzuführen.

Indessen ging jener ernste Jüngling durch den Garten einem Platze zu, an dem sich mehrere ältere Leute, Männer und Frauen, welche letztere sich in ihrer Tracht nur dadurch von den Mädchen unterschieden, daß sie statt der bunten weiße Tücher um den Kopf gewunden trugen, an einem Tische unter den Linden niedergelassen hatten. Der Mann, zu dem Jener seine Schritte richtete und dem er sich mit vertraulicher Ehrerbietung näherte, zeichnete sich unter Allen durch seine imposante Figur, das kraftverheißende Ebenmaß seiner Glieder und ein würdevolles Gesicht aus, um das lange weiße Locken im leichten Winde spielten. Sobald er des Jünglings

gewahr wurde, wandte er sich mit einem Blicke, in dem neben warmer Zuneigung sich ein leichter augenblicklicher Unmuth kundgab, zu ihm.

»Warum suchst Du die Gesellschaft von uns Alten, Jerzy,« fragte er, eher jener ihn angeredet hatte, in der wohlklingenden lithauischen Sprache, »während das junge Volk da drinnen sich nach alter Sitte im munteren Tanze schwingt? — Was läßt Du den Kopf hängen, Junge, den Du hochtragen kannst wie der Besten Einer?«

Den jungen Mann schien diese Anrede, die wie ein Vorwurf klang, in Verlegenheit zu setzen, und diese stieg, als ein paar der Umsitzenden den Alten dadurch unterstützten, daß sie ebenfalls ihre Verwunderung über sein Erscheinen an diesem Orte zu erkennen gaben.

»Es ist mir zu heiß, zu bewegt in der Stube dort,« stammelte Jerzy befangen, aber die in seine Wangen steigende Röthe verrieth, daß er noch einen andern Grund für seine Abneigung gegen den Tanzsaal haben müsse.

»Du warst sonst der Flinkste auf dem Tanzboden, Jerzy Szymon, und Keiner konnte sich mit Dir messen, wenn Du die Lituwenia aufführtest,« meinte eine noch hübsche Frau aus der Gesellschaft; »das war, ehe Du nach der Stadt des Königs gingst, und doch möchten die Mädchen jetzt, wo Du zurückgekehrt und ein noch hübscherer Bursche geworden bist, gewiß noch viel lieber als damals sich mir Dir herumschwenken. Du bist doch nicht stolz geworden, Jerzy?«

Der Jüngling versuchte, kopfschüttelnd, zu lächeln, das Auge des Alten richtete sich aber mit einem beinahe zornigen Ausdrucke auf ihn.

»Ich hoffe das nicht, Jerzy,« sagte er mit seiner tiefen Stimme, ihn scharf ansehend; »wir haben nur eine Heimat, und ihr gehören wir an.«

»Vater,« erwiderte Jerzy, die Augen frei und fest aufschlagend, »was Warwara eben sagte, kann nur ein Scherz gewesen sein; ich habe in Berlin meine Heimat nicht vergessen, und die Sehnsucht nach ihr hat mir diese drei Jahre, die ich dort zubrachte, bald zu einer Ewigkeit gemacht.«

»Laßt ihn doch, den armen Jungen, der ein ebenso guter Lithauer ist, als er Dragoner des Königs war!« rief jetzt ein alter, schnurrbärtiger Mann dazwischen, der Jerzy schon eine ganze Weile mit geheimem Wohlgefallen betrachtet hatte. »Ich sage Dir, Ignacy Szymon, und Euch Allen, — denn ich weiß es von meiner Jugend her aus eigener Erfahrung, — daß das Heimweh jedem Manne unseres Landes arg am Herzen nagt, wenn er in den Rock des Königs gesteckt wird, und wenn's ihm auch schön und gut da draußen erscheint, besser ist's doch zwischen unsern alten Wäldern und Seen, und er kehrte gern wieder heim, wenn's nur ginge. Habe ich nicht Recht, Jerzy?«

»Weiß Gott,« antwortete der junge Mann mit einem leuchtenden Blicke.

»Aber,« fuhr der Alte schlau lächelnd in seiner gutmüthigen Weise fort, »in Berlin gibt's auch schmucke Mädchen wie hier zu Lande, und sie haben Augen für einen Gardedragoner, besonders wenn er ein Lituwening *) und obenein ein so hübscher Bursche wie unser Jerzy ist; er braucht unsere Dirnen gerade nicht vergessen zu haben, um sich dort auch 'mal die Augen zu vergucken, und 'nem Soldaten kann man's nicht verdenken, wenn er hier und da mitnimmt, was sich schon der Mühe lohnt. Laßt dem Jungen nur noch ein paar Wochen Zeit, und er hat sein schwarzäugiges Mädchen dort vergessen und hält sich wieder an unsere blauäugigen.«

Die Männer lachten, und die Frauen blickten ebenso neugierig

*) Lithauer.

als leicht verstimmt auf Jerzy; dieser aber sagte, ohne die schuldige Ehrfurcht gegen das Alter bei Seite zu setzen, sehr ernst und kalt:

»Ihr irrt Euch, Onkel Jan, ich bin meiner Heimat in jeder Beziehung treu geblieben.«

»Geh' zum Tanze zurück, Jerzy,« sagte der alte Szymon freundlich, aber bestimmt, denn wenn ihn die Zuversicht seines Sohnes auch von dem Ungrunde seiner früheren Vermuthung überzeugt hatte, so wollte er doch jedem Streite zwischen ihm und dem alten Jan zuvorkommen. »Da ist Dein Platz, und die Mädchen werden auf Dich warten; lasse sie nicht auf den Gedanken kommen, daß Du sie verachtest, seitdem Du in der Königsstadt gewesen bist, sonst wirst Du hier nie und nimmer eine Frau bekommen. Geh', mein Sohn.«

Der junge Mann gehorchte; er mochte sich, nachdem einmal diese Saite der Unterhaltung angeschlagen worden, jetzt hier ebenso wenig wohl befinden als an seinem früheren Platze. Zögernden Schrittes, als überlege er noch, ob er der Weisung des Vaters folgen solle, ging er auf das Gebäude zu; wie in schnellem Entschlusse erhob er aber plötzlich das Haupt, seine ganze Gestalt richtete sich höher und stolzer auf, und festen Schrittes betrat er den Tanzsaal, in dem die Musik eben wieder die Melodie des geliebten Nationaltanzes anstimmte. Ohne Zaudern ging er auf das hübsche Mädchen zu, das ihn vorher gesucht hatte und durch sein Benehmen augenscheinlich verletzt worden war, um sie jetzt zum Tanze aufzufordern. Tief erröthend senkte sie als Zeichen ihrer Zustimmung den Kopf, nahm seine Hand, und gleich darauf schwebten Beide so flüchtig, so leicht über den unebenen Fußboden dahin, als sei er das spiegelglatteste Parquet gewesen; ein rauschender Beifallsjubel durchtönte die Stube, und bescheiden, so vieler Ueberlegenheit weichend, traten die übrigen Tänzerpaare einstweilen bei Seite. Das Mädchen, — die schöne Wanda, wie

sie die Umstehenden nannten, — schien von dem Vergnügen des Tanzes oder der Seligkeit, sich auf Jerzy's Arm lehnen zu dürfen, ganz hingerissen zu sein; mit glühenden Wangen, halbgeschlossenen Augen gab sie sich ganz seinem starken Arme hin, aber sein Gesicht blieb kalt und gleichgiltig.

Während die beiden jungen Leute tanzten und auch nachdem Jerzy Wanda auf ihren Platz geführt und sich vorläufig bei ihr verabschiedet hatte, um eines der andern Mädchen aufzusuchen, wurde er von zwei Leuten angelegentlichst beobachtet, die in einer Ecke der Krugstube an einem Tischchen Platz genommen hatten. Die vielen vor ihnen stehenden geleerten Bierflaschen zeigten an, daß sie sich bereits recht gütlich gethan hatten, und obgleich in Folge dessen ihre Gesichter schon stark geröthet waren, tranken sie jetzt Branntwein, den der Wirth an diesem Orte nicht in zu großen Quantitäten auszuschenken brauchte.

Diese Männer waren in den besten Jahren, in der letzten Hälfte der Zwanziger oder im Beginn der Dreißiger; beide waren etwas nachlässig gekleidet, der Eine indessen in bei Weitem bessere Stoffe als der Andere und der größte Theil der hier versammelten Gesellschaft. Sein Gesicht war eigentlich schön, aber es trug die Spuren von Ausschweifungen, war etwas bleich, und wenn seine schwarzen Augen in der lebhafteren Aufregung des Gesprächs schnell und feurig aufblitzten und die Lippen sich dann fest aufeinanderkniffen, gewann es einen fast unheimlichen Ausdruck, der indessen immer wieder schnell schwand; seine Figur war hoch, schlank und sehr regelmäßig gebaut. Sein Genosse machte einen noch bei Weitem ungünstigeren Eindruck, denn klein und untersetzt bei einem sehr starkknochigen Körperbau, verrieth sein tückisches, häßliches Antlitz mit den kleinen stechenden Augen einen der Trunkenheit und anderen Lastern ganz ergebenen Menschen; man hätte mit dem ersten Blick auf ihn sicher annehmen mögen, daß er gar

nicht ein Kind Lithauens oder wenigstens ein sehr ausgeartetes desselben sei.

»Janusz, das wird Ernst mit deiner Schwester und dem Jerzy Szymon, oder ich will nicht Jacob Adomeit heißen und mich mit dem ersten besten Pferdezaume aufhängen lassen,« flüsterte der zuletzt Geschilderte seinem etwas jüngeren Kameraden gerade leise genug zu, um nicht von den Zunächststehenden verstanden zu werden. »Sieh' nur, was das Mädchen für Augen macht und wie weit sie sich von ihm umfassen läßt.«

»Hm, was hast Du daran auszusetzen, Jacob?« erwiderte der Andere ziemlich unwirsch. »Ich meine, man hätte sich schon, ehe der Jerzy zu den Soldaten ausgehoben wurde, im ganzen Dorfe in die Ohren geflüstert, er würde Wanda einmal heimführen.«

»Sehr richtig, Janusz, aber es gab eine Zeit, in der er keine Augen mehr für sie zu haben schien.«

»Du meinst vermuthlich, als er in Berlin war,« sagte Janusz mit einem erzwungenen Lächeln, aber seine finsteren Augen schossen unruhige Blicke auf das noch tanzende Paar.

»Eigentlich später,« meinte der Andere trocken und leicht höhnisch.

»Wie kommst Du darauf, Jacob? — Glaubst Du etwa, Wanda, die hundert bessere Partien machen kann, als wenn sie den Jerzy heiratet, werde dem Jungen nachlaufen, wenn er sich ihre Gunst nicht zur Ehre anrechnen sollte?«

»Die Weiber sind oft wunderlich,« sagte Jacob ebenso gleichgiltig wie vorher.

»Wir sind alte Freunde und können schon einmal ein offenes Wort mit einander reden,« fuhr er fort, als er bemerkte, welch' drohenden Blick Janusz auf ihn warf; »wenn's Dir aber nicht recht ist, so kann ich auch schweigen, denn ich habe gar nicht Lust zu einer Erörterung, bei der wir uns gegenseitig die Köpfe blutig-

schlagen. Ich will nach Hause gehen und ausschlafen, denn der Kopf wirrt mir von dem vielen schlechten Gebräu; — vor Mitternacht müssen wir ja schon wieder auf dem Posten sein.«

Er wollte sich, etwas schwankend, von seinem Sitze erheben, aber sein Freund hielt ihn mit kräftiger Faust auf demselben fest.

»Jacob,« flüsterte er in dringendem und gebieterischen Tone, »bleibe noch eine Weile; Du hast Recht, wir sind alte Freunde, und dürfen uns um einer solchen Kleinigkeit willen nicht entzweien. Sage mir aufrichtig: spricht man im Dorfe schon von dem Benehmen Jerzy's gegen Wanda? — Ich bin der Bruder und muß es wissen.«

»Was kann's Dich kümmern? ich habe nicht Lust, mir das Maul zu verbrennen.«

»Du bist nicht mein Freund, Jacob, wenn Du Geheimnisse vor mir hast, obenein, wo sie die Ehre meiner Familie so nahe betreffen,« bat der junge Mann noch ungestümer.

»Beim alten Deve (früher eine Gottheit der heidnischen Litthauer), der jetzt längst todt ist!« lachte Jacob, »Du bist ein sorgsamer Bruder und siehst nicht, was Aller Augen klar ist und worüber tausend Zungen flüstern.«

»Ich sehe es, — ich habe es gesehen, Jacob, aber sprich offen!«

Die Augen des jungen Mannes schossen Blitze und seine Stimme bebte so merklich, daß Jedem, der ihn gesehen und gehört hätte, die Ueberzeugung überkommen wäre, es tobe leidenschaftlich in ihm. Der Andere, der seinem Verlangen nicht ganz ungern zu willfahren schien, ließ sich nicht länger bitten.

»Wie Du willst,« sagte er ruhig und machte dann die gehässigsten Eröffnungen von den Gerüchten, die im Munde der Dorfbewohner über Wanda und Jerzy umherlaufen sollten. Um sie ganz zu verstehen, müssen wir uns mit den bisher in unsere Erzählung eingeführten Personen näher bekannt machen.

Ignacy Szymon, der Vater, hatte sich vor langen Jahren schon mit seinem jungen Weibe in Schittkömen niedergelassen und hier eine Landwirthschaft begründet, die ihn zwar nicht zum reichen Manne, aber doch zu einem der wohlhabenderen des Dorfes machte; seiner würdevollen Persönlichkeit, seiner unerschütterlichen Rechtlichkeit wegen hatte man ihn zu dessen Schulzen erwählt, welches Amt er durch erneute Wahlen noch jetzt inne hatte. Die Geburt unseres Jerzy gab seiner Frau den Tod, ihm aber einen Sohn, an dem er mit um so wärmerer Neigung hing, als diese sich auf keine andere Person zu richten hatte. Jerzy erhielt eine den Verhältnissen seines Standes angemessene Erziehung und rechtfertigte, als er heranwuchs, die Hoffnungen und Erwartungen seines Vaters vollkommen. Mit einem poesiereichen Herzen begabt, von den jungen Mädchen des Dorfes gern gesehen und gesucht, hatte der heranwachsende Jüngling bald sein Herz verschenkt, wenn man bei einer, wie der Erfolg bewies, flüchtigen Neigung zu der schönen und munteren Wanda Kostka so sagen darf. Wanda war die einzige Tochter des begütertsten Mannes des Dorfes, Besitzers einer großen Landwirthschaft und mehrerer Häuser, die einst ihr und ihres Bruders Janusz Erbtheil werden mußten. Ihr Vater, ein ernster, verschlossener Mann, war mit seiner Familie etwa sechs Jahre vor dem jetzigen Zeitpuncte erst in Schittkömen angezogen; obgleich Niemand wußte, aus welchem anderen Theile des Landes er eigentlich kam und welches Geschäft er bisher betrieben hatte, fand er hier doch leicht Aufnahme, da seine Papiere in Ordnung und sein Vermögen bedeutend waren. Er kaufte sich an, und das Glück begünstigte ihn, ohne daß er einen besonderen Fleiß an den Tag legte, so außerordentlich, daß man ihn bald allgemein beneidete, ihm aber auch eine gewisse Achtung zutrug. Jerzy und Wanda lernten sich an den sonntäglichen Tanzvergnügungen im Kruge, bei denen sie bald als das schönste Paar hervorleuchteten, kennen und lieben; er schloß sich eine Weile ihretwegen freund-

schaftlich an ihren Bruder Janusz an, und als Beide sich zwar noch nicht mit klaren Worten ihre Liebe und ihre Wünsche, einmal vereinigt durch das Leben zu gehen, ausgesprochen, dieselben durch ihr ganzes gegenseitiges Benehmen aber allen Augen offen dargelegt hatten, fanden die Eltern, daß denen kein Hinderniß entgegenstehe; kurz, Wanda und Jerzy wurden als verlobt betrachtet und betrachteten sich beinahe selbst so, ohne daß man eine bestimmte Feststellung ihres Verhältnisses für nöthig befunden hätte. Dies war auch noch nicht geschehen, als Jerzy zur nächstjährigen Recrutenaushebung designirt wurde, vielmehr meinten die beiderseitigen Eltern, es sei am besten, die Liebenden bänden sich nicht eher, als bis ihrer Verheirathung nicht mehr ein solches Hinderniß, wie die dreijährige Militärdienstzeit, die Jerzy vor sich hatte, im Wege stehe. Auffallend hätte es erscheinen können, daß der junge Mann, selbst vor seiner Trennung von der Heimat nicht eine offene Erklärung mit Wanda und den Eltern herbeizuführen strebte; Wanda allein fühlte die Bedenklichkeit dessen, aber sie war noch zu jung, zu unerfahren und zu schüchtern, sich Jerzy's Hand und Herzens versichern zu wollen, und die Wahrnehmung, in der sie sich wieder oft zu täuschen glaubte, er sei in letzter Zeit vor seiner Abreise kälter und fremder gegen sie geworden, hielt sie ganz davon ab. Sie trennten sich, ohne daß Jerzy dem jungen Mädchen ein Versprechen der Treue gegeben oder abgenommen hätte; sicherlich hatte er einen guten Grund dafür, den wir bald kennen lernen werden. Wie wir schon gehört haben, war Jerzy drei Jahre abwesend, beschäftigte sich in der Hauptstadt aber keineswegs, wie Onkel Jan, ein Freund seines Vaters und einstmals selbst Soldat, vorausgesagt hatte, sondern blieb immer etwas kopfhängerisch und in sich verschlossen, machte seinem Volksstamme aber, wie die meisten Lithauer, als vortrefflicher Soldat Ehre, in Folge dessen er mit vorzüglichen Zeugnissen und als Unterofficier der Landwehr entlassen wurde. Etwa drei Monate

vor dem Beginne unserer Erzählung war er zurückgekehrt, hatte sein heimisches Dorf und seinen alten Vater mit unverstelltem Entzücken begrüßt und angefangen, sich der Landwirthschaft des letzteren fleißig zu widmen. Den Personen, die ein Interesse daran fanden, Jerzy genauer zu beobachten, konnte es aber nicht entgehen, daß er viel ernster und zurückhaltender in seinem Umgange seit seiner Heimkehr geworden war. Besonders trat dies aber in seinem Verhältnisse zu der Familie Kostka an das Licht; er hatte sie, wie es die Höflichkeit erforderte, bald nach seiner Ankunft in Schittkömen besucht, aber seitdem nicht wieder, und auffällig vermied er Wanda, so wie ihren Bruder.

Der letztere war ein wilder, ungebändigter Charakter, der viel Aehnlichkeit mit dem seines Vaters hatte, nur daß bei diesem das Alter besänftigend wirkte, während in Janusz noch das frische jugendliche Leben sprudelte. Er bekümmerte sich wenig um die Wirthschaft, die bezahlte Verwalter betrieben, controllirte letztere nur zuweilen mit eiserner Strenge, war oft Tage lang gar nicht daheim und trieb sich mit Jacob Adomeit, einem Szamaiten, der aus dem Norden angezogen und von früher her schon mit der Familie Kostka bekannt gewesen sein mußte, in den Wirthshäusern umher. Die Gesellschaft dieses Trunkenboldes, der, wie man allgemein glaubte, allein von seiner Unterstützung lebte, trug gerade nicht dazu bei, Janusz's Ruf zu heben und seine Sitten zu verbessern; man ging mit einer gewissen ängstlichen Scheu den beiden gefürchteten Männern aus dem Wege.

Mochte Janusz übrigens sein, wie er wollte, so mußte man ihm doch die Gerechtigkeit angedeihen lassen, daß er seine Schwester Wanda zärtlich liebte; seine Neigung entsprang vielleicht hauptsächlich aus dem Stolze auf ihre weitgerühmte Schönheit. Anfangs hatte er gegen ihr Verhältniß zu Jerzy gerade nichts einzuwenden, obgleich er mit diesem bei ihren verschiedenartigen Charakteren nicht lange harmoniren konnte; seitdem der junge

Soldat aber heimgekehrt war und sich in seinem ganzen Wesen so auffällig verändert hatte, betrachtete Janusz ihn stets mit finsteren Blicken und hatte es endlich für rathsam befunden, seine Schwester aufzufordern, ihrer eigenen Ehre halber öffentlich mit Jerzy zu brechen. Aber dazu wollte sich Wanda durchaus nicht verstehen; sie liebte Jerzy wirklich, wofür wohl ihre Treue während der dreijährigen Trennung Zeugniß ablegte, sie empfand seine ihr unbegreifliche Kälte auf das Schmerzlichste, und jetzt hätte sie selbst sich des Restes von Hoffnung, ihn wiederzugewinnen, berauben sollen? — Wanda wich dem Drängen des Bruders aus und suchte bei jeder Gelegenheit, sich ihrem Geliebten zu nähern; dieser fand darin um so mehr Grund, sich von ihr zurückzuziehen, denn zweifellos hatte er die Hoffnung von seiner Reise mit sich zurückgebracht, sie habe ihn indessen vergessen. Welche Urtheile, die Wanda's Ehre oft bedenklich nahe traten, man allgemein über das junge Paar fällte, das theilte Jacob Adomeit dem ohnehin schon erregten Bruder des Mädchens jetzt mit einer Umständlichkeit und in so bitterer Färbung mit, daß dessen Stirnadern vor Zorn schwollen, seine Augen funkelten und seine Fäuste sich krampfhaft ballten. Der Szamaite war übrigens niemals mit Jerzy oder dessen Vater in nähere Berührung getreten, konnte den ersteren aus begründeter Ursache also wohl nicht hassen, aber er fühlte eine Abneigung gegen ihn, wie der Böse und Schuldbefleckte immer gegen den Guten und Reinen, und diese gab ihm die gehässigen Worte ein, die entzündend und versengend auf Janusz's Herz fielen; oder machte der ungestaltete, verrufene Szamaite vielleicht selbst geheime Ansprüche auf der schönen Wanda Hand? wir werden es sehen.

»Das kann nicht so bleiben, Jacob, bei Gott! das muß ein Ende nehmen,« murmelte Janusz düster und drohend, als sein Freund geendet hatte und ihn erwartungsvoll anblickte.

»Was gedenkst Du, armer Janusz, dagegen zu thun?« fragte der Szamaite höhnisch.

»Ich weiß es noch nicht, aber ich werde handeln, ich werde nochmals ernstlich mit Wanda reden.«

»Bei Deve! Janusz, das ist die dümmste Idee, die Du fassen kannst; ich habe noch nie gehört, daß ein verliebtes Mädchen sich durch die zärtliche Sorge eines Bruders ihrem Liebhaber hätte abwendig machen lassen.«

»Dann wird der Vater ein Machtgebot thun,« preßte Janusz mühsam zwischen den zusammengebissenen Zähnen hervor.

»Wenn er Dir nicht erwidert, die ganze Geschichte ginge Dich nichts an,« sagte der Szamaite trocken.

In der That hatte Janusz diese Antwort des Vaters schon einmal vor drei Jahren erhalten.

»Nun wohl,« sagte er kaum hörbar, »dann gibt es einen Kampf auf Leben und Tod zwischen Jerzy und mir.«

»Der starke Mann verläßt sich auf seine eigene Kraft,« flüsterte Jacob mit einem triumphirenden Blicke; »aber ich hoffe, Du wirst Nichts ohne den Rath Deines Freundes thun, denn Du bist zu wild und unvorsichtig und wir haben eine Obrigkeit und Gesetze. Jetzt aber Adieu, Janusz, mein lieber Junge, ich muß mich wahrhaftig eine Weile niederlegen. Also um eilf Uhr am Ausgange nach dem See zu.«

Janusz drückte, mit dem Knopfe nickend, die ihm gebotene Hand, und als sich sein Genosse etwas taumelnd entfernt hatte, setzte auch er den Hut mit einer heftigen Bewegung auf den Kopf, warf noch einen Blick auf die Gesellschaft, der Jerzy neben einem anderen Mädchen und seine Schwester, beide von fern scharf und ängstlich beobachtend, fand, und verließ dann den Krug.

Das Tanzvergnügen währte noch bis in die Abendstunden hinein; als die Glocke vom Kirchthurme des Dorfes aber zehn schlug, verstummte die Musik und die letzten Tänzer beeilten sich

ihre Mädchen nach Hause zu geleiten, oder bestiegen, wenn sie in dem Dorfe selbst nicht zu Hause waren, ihre Wagen und Pferde. Gewandt schwangen sich auch mehrere der hübschen Lithauerinnen auf die letzteren, denn ihre Hand ist mit dem Zaume des Pferdes ebenso vertraut, als die unserer Landmädchen mit jedem Stück des Feld- oder Wirthschaftsgeräthes, und, rittlings wie die Männer auf den kleinen, unbändigen Thieren sitzend, jagten sie im vollen Galopp, allein oder von ihren männlichen Angehörigen begleitet, der Heimat zu.

Der alte Szymon und sein Sohn hatten sich schon früh fortbegeben, und kaum hatte Wanda dies bemerkt, als auch sie ihren Vater zum Aufbruch trieb. An seiner Seite schritt das junge Mädchen ernst und tief bewegt nach Hause.

Im Dorfe war es still geworden, die letzten Lichtchen verlöschten, und eintönig hallte der Schritt des Wächters, der die eilfte Stunde ausrief, durch die Gassen.

Um diese Zeit fanden sich, wie verabredet, Janusz und Jacob, beide in eine Tracht gekleidet, die mit ihrer nationalen nichts gemein hatte und besser als der lange Czakas (blauer Rock der Lithauer) schnelle und gewandte Bewegungen erlaubte, am Ausgange des Dorfes zusammen, wo die Straße an dem kleinen Schittkömer See vorüber durch die Waldungen nach der südöstlichen Spitze des Wysztyler Sees und über die Gränze fort nach dem Städchen Wyszayn führt. Auffällig mußte es erscheinen, daß Jacob einen mit Schultergurten versehenen Korb auf dem Rücken trug, in den Janusz zu seiner Füllung noch einige wohlverwahrte Packete legte, und daß über des letzteren Schultern eine kurze Büchse hing; auch blickten unter den kurzen Oberröcken beider Männer die Griffe von langen Jagdmessern hervor; die Mützen hatten sie tief in die Augen gezogen. Ohne Verzug schritten sie nun den vorher beschriebenen Weg entlang, manchen leisen Fluch gegen den Mond ausstoßend, der sich durch die schnellziehenden

Nachtwolken immer wieder Bahn brach und dann den Weg und die Umgegend klarer erhellte, als es ihren Wünschen und der Sicherheit der geheimen Reise entsprechen mochte.

Was ihr ganzes Aussehen und Benehmen schon deutlich kundgab, wäre einem unbeachteten Lauscher ihrer flüsternd geführten Unterhaltung schnell ganz klar geworden; sie waren im Begriff eine Ladung und obenein eine sehr kostbare, in Taschenuhren bestehend, auf die russischerseits ein sehr hoher Zoll gelegt ist, über die Gränze einem jüdischen Händler zuzuschmuggeln, der sie mit seinen Helfern in der Gegend von Wyszayn erwarten wollte. Am Morgen schon hofften sie wieder glücklich zurückgekehrt zu sein, und der Verdienst, den sie sich von diesem gesetzlosen Handel versprachen, mußte groß sein, da sie letzteren auf eigene Rechnung führten. Das war das Geschäft, das Janusz's Vater seit seiner Jugend schon an der nördlich hinauf gelegenen Gränze mit Erfolg betrieben hatte, bis der immer mehr überhandnehmende Verdacht der Gränzbehörden ihn nöthigte, jene Gegend seiner persönlichen Sicherheit wegen zu verlassen; damals war er nach Schittkömen gezogen, und seitdem setzte der von ihm in dem gefährlichen, aber einträglichen Geschäfte angelernte Sohn mit Unterstützung des Szamaiten, der früher ein thätiger Helfer des Vaters gewesen war, dasselbe fort, bisher mit Glück.

Die beiden Männer kannten genau jeden Fußsteig, jede kleine Lichtung in dem dichten Unterholze, die ihnen erlaubte, ihren Weg geräuschlos fortzusetzen und sich doch immer möglichst schnell im Falle einer Entdeckung verbergen zu können; sie wußten, welche Patrouillengänge die Gränzwächter zu machen pflegten, und vermieden diese sorgfältig. Zuweilen blieben sie stehen, um zu lauschen, der Eine legte sich wohl auch mit dem Ohr auf die Erde, um ein entfernteres Geräusch besser zu vernehmen, und dann wieder setzten sie ihren Gang mit aller möglichen Vorsicht fort. Ein paar Mal befanden sich die Straßnicks, die grünuniformirten

Zollbeamten der Russen, zu Fuß oder zu Pferde ganz in ihrer Nähe; dann warfen sie sich im Gestrüpp platt auf den Boden und hielten den Athem an, während ihre scharfen Augen jede Bewegung ihres Feindes aufmerksam beobachteten und die Hand sich krampfhaft um den Griff des Messers oder um den Kolbenhals der Büchse klammerte; war der Gegner nicht zu übermächtig, so hätten sie sicherlich einen blutigen Kampf nicht gescheut, so lange derselbe sich ohne einen die Aufmerksamkeit erregenden Schuß mit der blanken Waffe abmachen ließ.

Aber dieses Mal begünstigte sie das Glück, und es bedurfte nicht einer neuen, noch schlimmeren Uebelthat, um die erste zu verdecken. Nach einer dreistündigen Wanderung erreichten sie unangefochten ihr Ziel, einen einsamen Platz im Walde jenseits der russischen Gränze, lieferten an die Juden, die sie bereits wartend vorfanden, ihre Waare ab, empfingen das Geld dafür und kehrten wohlgemuth auf demselben Wege zurück.

Es war etwa drei Uhr Morgens, die Tagesdämmerung schon so weit heraufgekommen, daß man die entfernteren Gegenstände ziemlich deutlich unterscheiden konnte, aber die Gefahr war nicht mehr groß, da Beide bereits die Grenze wieder überschritten und keine Waare mehr bei sich hatten; dennoch wären sie den preußischen Gränzaufsehern nicht gern in die Hände gelaufen, da dies mindestens einen argen Verdacht auf sie hätte herbeiführen können, deshalb deckten sie ihre Personen noch immer vorsichtig.

Plötzlich blieb Jacob, seinen Freund hastig mit der Hand zurückhaltend und den Finger auf den Mund legend, stehen und deutete schweigend auf eine Figur, die sich in einiger Entfernung von ihnen, von preußischer Seite kommend, durch das dichte Gestrüpp ebenso vorsichtig fortzuschleichen schien, als sie es thaten. Wie sie in dem grauen Morgennebel, der auf dem Walde lag, erst bei genauerer Beobachtung wahrnehmen konnten, trug jener Mann nicht die gefürchtete grüne Uniform, sondern das gewöhn-

liche Costüm der lithauischen Landleute; er hatte die helmartige blaue Tuchkappe mit rother Fütterung in der Art herabgezogen, wie man sie in jener Gegend nur im Winter zu tragen pflegt, so daß nur wenig vom Gesicht zu erblicken war.

Verwundert, aber doch argwöhnisch, kauerten sich die beiden Schmuggler hinter ein dichtes Gestrüpp nieder, um den Unbekannten, dessen Weg ihn nur wenige Schritte von ihnen vorüberführen mußte, vorbeipassiren zu lassen.

»Was mag Der für Absichten haben?« flüsterte Janusz seinem Begleiter zu, »er sieht weder wie die Grünröcke noch wie unsereiner aus.«

Jacob winkte ihm, zu schweigen. Auf einmal brach er aber selbst die gebotene Vorsicht, als der Beobachtete ihnen schon ganz nahe war.

»Bei Deve!« flüsterte er, »ist das nicht Jerzy Szymon?«

Der Name mußte einen gewaltigen Eindruck auf Janusz machen, denn seine Augensterne erweiterten sich, als wollten sie sich um jeden Preis Gewißheit über die Vermuthung seines Genossen schaffen, und auf seinem Gesichte äußerte sich ein merkwürdiges Gemisch von Triumph, Unruhe und Haß.

»Still!« flüsterte er jetzt seinerseits gebieterisch.

Der einsame Wanderer, der keine Ahnung davon hatte, daß man ihm nachspähe, kam jetzt den Lauschenden so nahe vorbei, daß sie unter seine Kapuze blicken konnten. Es war Jerzy Simon, es blieb kein Zweifel mehr; ruhig setzte er seinen Weg nach der Gränze zu fort.

Die beiden Schmuggler betrachteten ihn wie erstarrt; im Gegentheil zu Janusz's zeigte Jacob's Gesicht mehr gedankenloses Erstaunen über das räthselhafte Erscheinen Jerzy's an diesem Orte und zu dieser Zeit, als Theilnahme daran. Erst als der letztere sich so weit entfernt hatte, daß er ihre Unterhaltung so leicht nicht mehr vernehmen konnte, brach Jacob das Schweigen, indem er

leise meinte: »Der verteufelte Junge wird uns doch nicht in das Handwerk pfuschen? — aber er hatte ja nicht einmal Gepäck bei sich.«

»Narr, Jerzy und Schmuggler?« erwiderte Janusz kurz und gepreßt, während er selbst auch angestrengt nachzusinnen schien. Dann riß er, wie von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, die Büchse von der Schulter und schickte sich an, den Hahn zu spannen.

»Bist Du toll?« fragte der Andere heftig. »Du willst doch nicht gar auf den Jungen schießen, damit die Zollschnüffler uns auf den Hals kommen und Dich an den Galgen bringen?«

Die Richtigkeit dieser Bemerkung mußte auch dem auf das Höchste erregten Janusz einleuchten, denn ohne ein Wort zu erwidern, hing er die Büchse wieder um; starr vor sich hinblickend, schien er noch immer nicht zu einem Entschlusse, über den er brütete, gekommen zu sein.

»Sagte ich Dir nicht, daß Deine Wildheit Dich noch einmal zu einer unheilvollen Uebereilung treiben werde?« meinte der Szamaite vorwurfsvoll. »Was hätte wohl daraus werden sollen, wenn Du dem Burschen eine Kugel durch den Leib gejagt hättest, hier auf preußischem Boden? Ja, wenn wir ihn da drüben gehabt hätten!«

»Meinst Du wirklich, Jacob, daß er über die Gränze hinaus will?« unterbrach ihn Janusz düster.

»Ich dächte, das läge ziemlich klar am Tage, denn dieser Weg führt nirgends anders hin; einen Paß hat er übrigens nicht, denn sonst ginge er nicht diese Schleichwege. Aber was, zum Teufel! sucht er da drüben nur?«

»Ich glaube, Jacob, es wäre in jedem Falle gut, wenn wir es wüßten, denn auf richtigen Wegen ist er keineswegs,« sagte Janusz mit heller leuchtenden Augen.

»Sicherlich nicht.«

»Was meinst Du dazu, wenn wir ihm heimlich folgten und ihn weiter beobachteten?«

»Thue das, Janusz, wenn es Dir Vergnügen macht und Du es für nöthig hältst,« meinte der Szamaite; »ich bedanke mich für die gefährliche Partie, die uns keinen Pfennig einbringt.«

Janusz sprach nun aber, obgleich in dem spöttischen Tone seines Freundes eine Abmahnung von seinem Vorhaben lag, die feste Absicht aus, Jerzy folgen zu wollen; er meinte, die bevorstehende Entdeckung werde ihm vielleicht eine Waffe gegen denselben in die Hand geben, die seinem Hasse bessere und ungefährlichere Dienste leisten könne als seine Büchse. Vergeblich suchte Jacob seinen Kameraden von diesem Entschlusse abzubringen; die Zeit drängte, wenn dieser Jerzy nicht ganz aus den Augen verlieren wollte, und er blieb unerschütterlich; mit Mühe nur erreichte der Szamaite, daß er ihm die Büchse mitgab, damit er sich in der Aufwallung von Zorn oder Haß derselben nicht unvorsichtig bediene oder im Falle der Entdeckung durch die Gränzaufseher weniger compromittirt erscheine. Inzwischen blieb das Beginnen Janusz's doch immer noch von großer Gefahr für seine persönliche Sicherheit, denn das Ueberschreiten der Gränze ohne Paß war streng untersagt, und man konnte sich für überzeugt halten, daß die Russen mit einem auf solchem Vergehen Ertappten auch nicht die geringsten Umstände machen und ihn in das Innere des Landes zur Verbüßung harter Strafe abführen würden; unter solchen Umständen ließ sich nicht einmal auf den Schutz der preußischen Behörden rechnen. Aber Janusz, von Neugierde und Rachegefühl getrieben, ging, und kopfschüttelnd kehrte der Szamaite allein nach Schittkömen zurück.

Der junge Lithauer, dem sein Feind jetzt wie sein Schatten folgte, ohne daß er ihn geahnt hätte, ging rüstig und in sichtlicher Ungeduld seines Weges fort. Wenn irgend ein verdächtiger Um-

stand auf die Nähe der Gränzbeamten deutete, so entwickelte er dieselbe Geschicklichkeit, sich unsichtbar zu machen, wie vorher die Schmuggler; so gelang es auch ihm, unbemerkt auf das fremde Gebiet zu kommen, worauf er eine andere, mehr nördliche Richtung als die von den Schmugglern verfolgte einschlug. Oestlich vom Wysztyler See erstreckt sich noch nicht eine kleine Meile von der Gränze entfernt der ziemlich bedeutende Wyszayner See; an seinem diesseitigen Gestade liegt das Dörfchen Borniczki mit seinen Abbauten, und der Weg dahin zieht sich durch einen Buchenwald; ihm zur Seite hielt sich Jerzy stets in dem Dickicht.

Die ersten rothen Sonnenstrahlen begannen bereits die höchsten Spitzen der dichten Baumkronen zu vergolden, als der Wald sich zu lichten anfing und hin und wieder eines der mit grauen Schindeln gedeckten Häuserchen des Dorfes zwischen den Stämmen auftauchte. Eines dieser kleinen Gebäude, die bei weitem nicht den Anstrich von Freundlichkeit und Wohnlichkeit hatten, wie wir sie im preußischen Lithauen finden, war so weit vom Dorfe ab in den Wald hineingebaut, daß es zu seiner Anlage einer künstlichen Lichtung des letzteren bedurft haben mußte; von allen Seiten lehnte sich das dichte Unterholz an den kleinen Gemüsegarten und ein paar ziemlich schlecht erhaltene Stallgebäude, so daß es für ersteren eine natürliche Hecke bildete. Die rothgestrichenen Laden dieses Häuschens, auf das Jerzy zuschritt, waren geschlossen, seine Einwohner lagen also wohl noch in süßer Ruhe. Janusz begriff immer weniger, welche Absicht seinen Feind leiten möge; überraschend schnell aber wurde ihm dieselbe klar.

Dicht vor dem Gärtchen nämlich bog Jerzy scharf von seinem Wege ab in das Dickicht, in dem durch Menschenhände ein freundlicher kleiner Ruheplatz mit einem Rasensitze angelegt worden war.

In demselben Augenblicke erhob sich von diesem Sitze, jedenfalls durch seinen Tritt aufmerksam gemacht, eine weibliche Gestalt und eilte dem jungen Manne mit einer Vertraulichkeit und Herz-

lichkeit entgegen, die keinen Zweifel an einer langen und sehr innigen Bekanntschaft übrig ließ.

Dieses Mädchen, das der Jüngling »seine theure Elzbieta« nannte, war etwa zwanzig Jahre alt, klein und zart gebaut und trotz der frühen Morgenstunde mit einer Nettigkeit nach der Weise der russischen Lithauer gekleidet, die sich nur wenig von dem Costüme der preußischen unterscheidet. Sie trug einen etwas längeren faltigen Rock von gröberem Stoffe, wie wir ihn dort gefunden haben, ein dunkelfarbiges Leibchen mit messingnen kleinen Knöpfen vorn herunter, dieselben weißen Hemdärmel, dieselben blonden Zöpfe und das darumgeschlungene bunte Tuch wie Wanda, aber, obgleich von weniger schönen Gesichtszügen als diese, übertraf sie doch die preußische Lithauerin in dem seelenvollen Ausdrucke der blauen Augen und in der anmuthigen Haltung des geschmeidigen Körpers. Unbedenklich würde sie Jeder für schöner gehalten haben, der sie in diesem Augenblicke, vom Glanze der reinsten Liebesglückseligkeit verklärt, in Jerzy's Armen gesehen hätte. Auch der junge Mann gewann in dieser beglückenden Umarmung um Vieles; die weiche Träumerei, die zu seinem lebensfrischen Gesichte nicht recht zu passen schien, war schnell von diesem geschwunden und hatte einem von freudigem Stolze, von edler Kraft, mit der er die Geliebte schützend umfangen hielt, Platz gemacht. Er führte sie zu der Rasenbank zurück, und, sich zärtlich umschlungen haltend, plauderten die Liebenden, denen es nur selten vergönnt war, sich zu sehen, von ihren letzten Erlebnissen und Hoffnungen; zuweilen flogen ihre Augen ängstlich prüfend dem Wohnhause zu, ob sich in demselben auch noch nicht ein Lebenszeichen kundgäbe, aber es war dazu wohl noch zu früh am Tage, und nur Sehnsucht und Liebe hatten dem Schlafe diese Stunden abzustehlen gewußt; die Besorgniß, die Gefahr könne ihnen von einer ganz andern Seite drohen, wie es in der That der Fall war, kam den Beiden gar nicht in den Sinn.

Etwa ein Jahr vor seiner Aushebung zum Militär war Jerzy einmal in Geschäften seines Vaters, mit einem guten Passe zum Ueberschreiten der Gränze versehen, nach dem Städtchen Wyszayn geschickt worden. Ein Zufall machte ihn daselbst mit Elzbieta Sloboda, der Tochter eines mäßig begüterten Einwohners von Bornic̈zki und russischen Unterthanen, bekannt, und wie er an dem hübschen, sanften Mädchen Wohlgefallen fand, so neigte sich ihr Herz auch bald dem schönen Jünglinge zu, der ihr bei der kurzen Bekanntschaft sein Herz offener erschloß, als Wanda bei der mehrjährigen; die letztere hatte er, von der Glückseligkeit des Augenblicks ergriffen, ganz vergessen und erinnerte sich ihrer mit leichtem Vorwurf erst wieder, als er sich auf dem Heimwege befand, da war ihr Urtheil aber schon in ihm gesprochen. Von da ab datirten sich seine Kälte und Zurückhaltung vor Wanda, der er um so weniger eine Pflicht gebrochen zu haben glaubte, als er sich nie offen gegen sie erklärt hatte, und seine heimlichen Besuche des russischen Gebietes, die stets in den früheften Morgenstunden abgemacht werden mußten, weil Elzbieta's Eltern und Geschwister ihre Entfernung vom Hause dann noch nicht vermißten, und heimlich durfte sie den Geliebten nur sehen und sprechen, weil sie sich der Einwilligung der Eltern in die Verbindung mit ihm nicht für versichert hielt, denn diese, ungebildete, rohe Leute, waren immer hart und streng gegen die Tochter gewesen. Jerzy hatte sich entschlossen, sich ihnen nicht eher zu erklären, was doch einmal unumgänglich nöthig war, als bis er in Preußen seine Dienstpflicht abgeleistet habe und seiner Verheiratung gar nichts mehr im Wege stehe; das war jetzt geschehen, aber noch zagte er selbst, mit dem Vater zu sprechen, der seiner Verbindung mit Wanda Kostka noch sehr zugeneigt schien, und verschob die Erklärung von einer Zeit zur andern, um eine recht günstige Gelegenheit für dieselbe abzupassen. Im Ganzen waren die Aussichten der beiden jungen Leute nicht hoffnungslos, denn der alte Szymon

war gegen die gerechten Wünsche seines Sohnes nie unerbittlich gewesen und Elzbieta's Eltern hätten wohl keine Veranlassung finden dürfen, ihre Tochter von einer so guten Partie, wie sie Jerzy Szymon abgab, abzuhalten.

Was sein früheres und sein jetziges Verhältniß zu Wanda anbetraf, so hatte der junge Mann sich zu Elzbieta darüber so rückhaltslos und mit so viel Glaubwürdigkeit ausgesprochen, daß sie es genau kannte und von ihm nichts für die Treue ihres Geliebten fürchtete; dennoch konnte sie jedesmal, wenn sie ihn sah, sich nicht enthalten, mit einiger innerer Unruhe nach ihrer Nebenbuhlerin zu fragen, und so gab denn Wanda auch heute wieder Stoff zu einem Theile der Unterhaltung der Beiden. Die Zeit war ihnen kurz zugemessen, denn in anderthalb bis zwei Stunden mußte das Mädchen schon wieder im Hause sein, in dem es dann lebendig wurde; Fragen und Antworten, nur von süßen Schmeicheleien und Liebkosungen unterbrochen, drängten sich daher so schnell und nahmen das beiderseitige Interesse so in Anspruch, daß die Liebenden für das, was um sie her vorging, weder Augen noch Ohren hatten.

Es war wohl ein Glück für sie, wie für Janusz selbst, daß dieser die Büchse nicht bei sich hatte, als er Zeuge ihrer Begrüßung und des ersten Theils ihrer Unterhaltung wurde; seine Wuth und sein Rachedurst waren gränzenlos; er hörte, was ihn in der Absicht bestärken mußte, den seiner Schwester angethanen Schimpf auf das Unversöhnlichste zu rächen, blieb nur so lange, bis sich ein fester Plan in ihm gebildet hatte, und eilte dann, nicht mehr auf die Gefahr achtend, der er sich selbst aussetzte, so geschwind, als ihn seine Füße zu tragen vermochten, durch den Wald und über das freie Feld fort.

Noch nicht eine halbe Stunde später hatte er die nächste Tamoczne Oklin vor Augen und schritt gerade auf das Zollgebäude zu.

Dieses war ein anständiges, massives, aber von außen, wie von innen sehr unsauber aussehendes Haus, nahe dem gleichnamigen Dorfe gelegen; rings herum war nicht die Spur von einer freundlichen, verschönernden Anlage vorhanden, nur der zu so früher Stunde noch über die Landstraße herabgelassene schwarz, weiß und roth angemalte Schlagbaum, das gleichfarbige Schilderhaus daneben und das Schild mit dem kaiserlichen Adler über der Eingangsthür in das Haus brachten einige Abwechselung in das todte Bild. An jenem Schilderhause lehnte eine wohl acht bis zehn Fuß lange Lanze ohne Fähnchen, und aus seiner engen Oeffnung wand sich bei Janusz's Annäherung eine kleine, schmutzig graue Gestalt, in der unser Lithauer mit geheimem Unbehagen einen Gränzkosacken im Mantel erkannte, dessen kleine lebendige und listige Augen sich unverwandt auf ihn richteten.

Janusz fühlte jetzt erst recht das Unbehagliche und Gefährliche der Lage, in die er sich selbst begeben hatte, aber er nannte sich leise den Namen Jerzy Szymon und schritt entschlossen weiter. Er sprach gut russisch, was er schon in den nördlicheren Gegenden als Kind zu lernen Gelegenheit gefunden hatte, und darauf verließ er sich. Unbefangen grüßte er den Kosacken, der noch immer nicht recht wußte, was er von dem Ankömmlinge halten solle; als dieser aber an ihm vorbei in das Zollamt gehen wollte, trat er ihm in den Weg und fragte ihn sehr barsch nach seinem Begehren.

Es kostete Janusz viele Mühe, ehe er durch diesen Menschen und dann durch den herbeigerufenen Unterofficier der Wache erlangen konnte, daß man einen der wirklichen Zollbeamten wecke, dem er eine äußerst wichtige und nicht aufzuschiebende Mittheilung, die den kaiserlichen Dienst beträfe, zu machen habe. Endlich stand der Schmuggler mit rothglühendem Gesichte, denn der lange Verzug hatte seine ganze, kaum bezähmbare Heftigkeit aufgeregt, in der großen, leeren und unsauberen Amtsstube vor einem kleinen,

dicken Manne mit aufgedunsenem Gesichte, borstigen, kurz verschorenen Haaren und ebensolchem Schnurrbarte; auf das dringliche Ansuchen des Angekommenen war er fluchend aus dem Bette aufgestanden, in einen zerrissenen grauen Schlafrock gefahren, und jetzt gähnte er und reckte sich noch so gewaltig, daß Janusz aller Muth und alle Hoffnung, seinen Racheplan zur schnellen Ausführung bringen zu können, zu schwinden drohte.

»Wer bist Du? und woher kommst Du?« fragte der dicke Herr, der einer der gewichtigsten Personen in der Tamoczne zu sein schien, denn die Kosacken und indessen ebenfalls erweckten Straßnicks, die Janusz umstanden und ihn mit ihren ausdruckslosen Augen gleichgiltig anstarrten, näherten sich jenem nur mit kriechender Ehrerbietung; dabei legte er Papier vor sich hin, warf sich auf eine Art von sehr defectem Sessel und spielte mit der ergriffenen Feder, als beabsichtige er Jenes Aussagen zu Protokoll zu bringen.

»Ich heiße Janusz, Herr, — kurzweg Janusz,« erwiderte dieser ebenso ungeduldig, als durch die an ihn gerichteten Fragen in Verlegenheit gesetzt. »Aber ich bitte Euch um Gottes willen, Herr, säumt keinen Augenblick länger, wenn Ihr einen guten Fang thun wollt.«

Der Russe schleuderte, durch die ungebührliche Entgegnung verletzt, einen drohenden Blick auf den Schmuggler, aber das Wort »guter Fang« mußte doch einen zu verlockenden Klang haben, als daß es seine ganze Aufmerksamkeit nicht auf sich gezogen hätte.

»He?« fragte er mit seiner schnarrenden Stimme, die Augen weit aufreißend. »Was sagst Du, mein Junge? Bist Du ein guter Unterthan des Kaisers und willst uns eine richtige Spur nachweisen?«

»Ja, Herr, es soll Euch nicht gereuen, wenn Ihr ein paar Kosacken und Straßnicks meiner Führung anvertrauen wollt,

erwiderte Janusz hastig. »Aber eilt, ehe wir zu spät kommen, ich kann dann für nichts mehr stehen.«

»Gemach, Freund, auf ein paar Minuten wird es nicht ankommen,« meinte der Russe bedächtig; »— übrigens will ich Dich daran erinnern, daß Du Dich jetzt schon verantwortlich gemacht hast, da Du uns so früh aus den Betten geholt hast.«

Dabei deutete er mit lächelndem Grinsen auf einen mächtigen ledergeflochtenen Kantschu, der zwischen den Schreibmaterialien auf dem Tische lag. Dann fuhr er lebendiger fort:

»Sage mir einmal zuerst, Bursche, was Du eigentlich unter dem guten Fange verstehst, um welche Waaren es sich handelt?«

»Mein Gott, wir werden zu spät kommen,« seufzte der Lithauer schwer. »Einer der berüchtigtsten Schmuggler aus dem Preußischen, Herr, ist diesseits der Gränze, kaum eine halbe Stunde von hier, ohne alle Vorsicht, da er sich ganz sicher glaubt da, wo er ist.«

Der Russe schien gespannt zu werden, aber er wiederholte nochmals:

»Hat er Waaren von Werth bei sich?«

Janusz errieth, daß diesem Manne und vermuthlich auch seinen Untergebenen mehr an der Beute liege, die vielleicht ganz oder theilweise die ihrige werden sollte, als an der Person eines Verbrechers gegen die Staatsgesetze. Gestand er die Wahrheit, daß Jerzy gar keine gepaschten Waaren bei sich führe, so blieb es immer noch die Frage, ob man sich die Mühe geben werde, nach ihm zu suchen, und überdies lief sein eigener Rücken dann eine arge Gefahr, die der Steuerbeamte vorher schon angedeutet hatte. In schnellem Entschlusse erwiderte er daher, während das Blut noch höher in seine Wangen stieg:

»Ich kann nicht mit Bestimmtheit angeben, ob der Schmuggler das gepaschte Gut noch bei sich trägt, aber in jedem Falle

wird sich dieses leicht ermitteln lassen, wenn man nur erst seiner Person habhaft geworden ist. Sicher weiß ich, daß er das preußische Dorf Schittkömen heute in aller Früh mit einer Ladung goldener und silberner Taschenuhren, die mindestens an zweitausend Silberrubel im Werthe haben und für den Juden Ephraim Stern in Wyszayn bestimmt sind, verlassen hat.«

»Zweitausend Silberrubel?« rief der Russe interessirt und sprang mit offenem Munde von seinem Sessel auf. »Kerl, weißt Du das auch genau und hast uns nicht zum Besten? — Und wo ist er? — Geschwind! — Du sollst uns führen. Kokorniow,« wandte er sich heftig an einen der Kosacken, »lasse unverzüglich acht von Euren Leuten aufsitzen, ich werde gleich hinauskommen und das Weitere befehlen.«

Die Kosacken und Straßnicks eilten auf seinen Wink hinaus, und Janusz triumphirte. Er hatte den Juden, mit dem er selbst in dieser Nacht in Unterhandlung gestanden hatte, verrathen, um seinen Rachedurst zu befriedigen, dessen Aussagen konnten ihn selbst arg gefährden, wenn die Russen ihn nach Gefangennahme Jerzy's, wie sich erwarten ließ, als Zeugen zurückbehielten, aber er tröstete sich damit, es werde ihm während der Verfolgung gelingen, über die preußische Gränze zu entkommen; vor Allem war ja Jerzy verloren und seine Schwester gerächt, denn daß ersterer in keinem Falle seine Heimat wiedersehen werde, möge sich die Untersuchung auch stellen, wie sie wolle, davon war er überzeugt.

Mit vor Aufregung bebender Stimme beschrieb er dem obersten Steuerbeamten, der sich jetzt ganz freundlich gegen ihn benahm, das Haus der Eltern Elzbieta's, auf die er die Schuld der Hehlerei zu wälzen suchte, den Ort, wo er Jerzy verlassen hatte, und den Weg, den dieser wahrscheinlich zurücknehmen werde, vielleicht schon angetreten habe. Sogleich wurden vier Kosacken zu Pferde auf den letzteren beordert, um Jerzy die Rückkehr abzu-

schneiden, und mit den übrigen, einigen berittenen Straßnicks und Janusz selbst als Führer machte sich der Russe auf den Weg nach Elzbieta's Hause.

Um dieselbe Zeit etwa trennte sich Jerzy schweren Herzens, aber mit dem tröstenden Versprechen, in wenigen Tagen mit der Antwort seines Vaters, dem er sich nun jedenfalls anvertrauen wolle, zurückzukehren, von Elzbieta, die ihm noch lange halb freudig, halb schmerzlich nachblickte, bis er in der dichten Waldung verschwunden war; dann begab sie sich seufzend in das Haus, in dem Niemand ihre Abwesenheit bemerkt hatte.

Jerzy vergaß über die Gedanken, die ihn auf dem Heimwege immer wieder zu der Geliebten zurückführten, doch nicht die Gefahr, in der er schwebte, so lange er die Gränze nicht überschritten hatte; deshalb blieb er oft stehen, lauschte und blickte sich vorsichtig um, ob ihm Niemand folge oder entgegenkomme. Er hatte bereits zwei Drittel des Weges zurückgelegt, als er in weiterer Entfernung den Hufschlag schnell forttrabender Pferde zu hören glaubte, in Kurzem unterschied sein für diesen Ton geübtes Ohr sogar, daß drei bis vier Reiter, von der südlich gelegenen Tamoczne herkommend, ihren Weg gerade auf ihn zuzunehmen schienen. Von Natur unerschrocken, konnte er sich doch eines bangen, unheimlichen Gefühls nicht erwehren, und wenn er auch nicht im Entferntesten ahnte, Jene könnten ihn gerade suchen, so begriff er doch klar, daß er in keinem Falle von ihnen entdeckt werden dürfe. Setzte er seinen gewöhnlichen Weg fort, der den Reitern gerade entgegenführte, so blieb er zwar in dem dichten Walde, hatte aber noch eine weitere Entfernung bis zur Gränze zurückzulegen, als wenn er einen anderen, der freilich über meist offenes, nur hin und wieder mit niedrigem Gestrüpp bedecktes Feld führte, wählte. Schnell entschloß er sich für den letzteren und eilte flüchtigen Schrittes, von Busch zu Busch sich deckend, über die Ebene fort; auf diese Weise näherte er sich immer mehr

der südlichen Spitze des großen Wysztyler Sees. Parallel mit der Gränze, etwa noch fünfzehnhundert Schritte von derselben entfernt, fließt ein kleiner Bach, aus einem unbedeutenden Teiche kommend, dem See zu; ihn suchte der junge Lithauer eilig zu gewinnen, um sich in seinem tiefen Bette unter den längs desselben sich hinziehenden Erlen zu verstecken; es gelang ihm, ehe jene Reiter den Wald verlassen und damit eine freie Aussicht gewonnen hatten. Kaum aber befand er sich in der schützenden Vertiefung, als er vier Kosacken auf den kleinen, pfeilgeschwinden Pferden, in ihren grauen Mänteln weit vornüber gebeugt und die Knie bis zum Sattelknopf emporgezogen, an der Waldlisière erscheinen, sich umblicken und dann längs derselben forttraben sah; in ihren Händen hielten sie die langen Lanzen, die einem Verfolgten, zumal wenn er, wie unser Jerzy, unbewaffnet war, immerhin sehr drohend erscheinen konnten. Der junge Mann sah, wie die vier Reiter jetzt hielten, eine Weile zu berathschlagen schienen und sich dann theilten; zwei von ihnen trabten am Waldrande gegen Oklin zurück, die andern beiden nahmen ihren Weg gegen den Wysztyler See hinauf und näherten sich dabei allmälig dem Bächlein, in dem Jerzy sich befand. Jetzt war seine Verlegenheit groß; sprang er an das andere Ufer und eilte gestreckten Laufes der Gränze zu, so erreichten ihn die Kosacken jedenfalls, denn ihre kleinen kräftigen Pferde scheuten den Sprung über das schmale Wasser sicherlich nicht; erreichte er übrigens wirklich die Gränze, so blieb es noch immer dahingestellt, ob man ihm nicht auch über dieselbe hinaus folgen würde, denn, wie er wußte, hatten sich einzelne Russen solche Ungesetzlichkeiten schon öfter zu Schulden kommen lassen. Jerzy gab also diese Idee, die schnell in ihm aufgestiegen war, auf und eilte rastlos in dem Graben fort, dem Zufall und der Blindheit seiner Feinde vertrauend.

Aber er kannte die schlauen, scharfblickenden Kosacken nicht gut genug, wenn er darauf rechnete, daß auch der kleinste ver-

dächtige Umstand ihrer Wachsamkeit entginge; als sie noch einige hundert Schritte hinter ihm zurück waren, ritten sie dicht an den Bach hinan und folgten dessen Laufe mit den Augen. Ihre unverständlichen Ausrufe belehrten ihn, daß man seiner gewahr geworden sei, und schon sprengten sie verhängten Zügels ihm nach.

Einen Augenblick stand das Herz des Lithauers beinahe still, denn in einem Momente drängten sich ihm die entsetzlichen Folgen seiner Ergreifung so beängstigend auf, daß er an seiner Rettung verzweifelte, aber ebenso schnell gab ihm diese Verzweiflung auch eine übernatürliche Kraft und den einzigen Weg, den er noch versuchen konnte, ein. An einen Widerstand konnte er nicht denken, denn er führte nichts als ein kurzes Messer bei sich und seine Feinde waren beritten und wohlbewaffnet; hätten sie ihn aber erreicht, so würde er es doch vorgezogen haben, sich von ihnen niederstoßen zu lassen, ehe er sich widerstandslos ergäbe, um aller Vermuthung nach für immer in die Einöden Sibiriens geschleppt zu werden. Mit einem langen Satze sprang er aus der Vertiefung auf das jenseitige Ufer des Baches und lief nun, so schnell er es vermochte, in schräger Richtung, halb der Gränze, halb dem Wysztyler See zu. Die Kosacken blieben indessen auch nicht müßig; sie versuchten über den Bach zu setzen, glücklicherweise stürzten ihre Pferde aber, und es bedurfte einiger Secunden, ehe sie ihr Vorhaben ausführen konnten; nun aber jagten sie vollen Laufes dem Flüchtigen nach, wobei sie einen kleinen Bogen machten, um ihn von der Gränze abzuschneiden.

Unaufhaltsam, mit laut keuchender Brust stürzte der Lithauer dem Wysztyler See zu; er selbst wußte noch nicht, was er beginnen solle; die Reiter waren kaum zweihundert Schritte hinter ihm, als er das Gestade erreichte, und jeden Augenblick minderte sich die Entfernung zwischen den Verfolgern und dem Flüchtigen, dem jetzt jeder Ausweg abgeschnitten war.

Aber Jerzy war beim Militär zu einem tüchtigen Schwimmer

ausgebildet worden; er gedachte jetzt Nutzen davon zu ziehen, oder vielmehr folgte er dem Instincte, der ihn schon an das Ufer des Sees getrieben hatte; er warf noch einen Blick rückwärts und sprang dann entschlossen in das Wasser. Das dem preußischen Gebiete angehörige jenseitige Ufer lag über fünfzehnhundert Schritte weit entfernt, dem Schwimmer gefährliche Schlingpflanzen bedeckten den See weit hinein, — es war ein Wagestück von sehr zweifelhaftem Erfolge, das Jerzy unternommen hatte.

Die Kosacken parirten ihre Pferde erst am Ufer, weiter konnten sie nicht folgen, aber wenigstens wollten sie ihre Pflicht thun, so lange eine Möglichkeit dazu vorhanden war. Sie zogen ihre Sattelpistolen hervor und feuerten ein paar Mal nach dem Flüchtigen; die ersten Kugeln schlugen, das Wasser weit umherspritzend, dicht neben ihm ein, die später abgesandten erreichten ihn nicht mehr, da die Waffen seiner Verfolger nur sehr mangelhaft waren. Kräftigen Armes, durch wiedergewonnene Hoffnung gestärkt, theilte er das Wasser, und eine besonnene Ruhe kam über ihn, als er sich, von den Feinden nicht mehr so hart bedrängt, seine Lage ganz klar zu machen vermochte.

Die Kosacken berathschlagten wieder, aber glücklicher Weise kamen sie nicht auf den Gedanken, unberechtigter Weise über die Gränze zu reiten und ihren Flüchtling dort in Empfang zu nehmen; sie schienen zu hoffen, derselbe werde der Anstrengung auf dem weiten Wege erliegen und seinen Tod in dem See finden, denn sie hielten ganz still an derselben Stelle und sahen ihm nur unverwandt nach. Als sie aber ihre Hoffnung getäuscht fanden und ihn drüben wohlbehalten, wenn auch sehr erschöpft, an das preußische Ufer steigen sahen, schüttelten sie die Köpfe und ritten langsam nach ihrer Tamoczne zurück. Jerzy war gerettet und eilte, mit einem Dankgebete auf den Lippen, Schittkömen zu.

Inzwischen war Elzbieta, nicht das ihrem Geliebten begegnete Ungemach ahnend, an ihre Hausarbeit gegangen. Sie war

noch dabei, als lauter Lärmen vor dem Hause sie und die Ihrigen an die Fenster desselben zog; betroffen bebten Alle zusammen, denn Straßnicks und Kosacken standen vor der Thür, und schon vernahm man auch fremde Stimmen in dem Hausflur.

Mit einer Rohheit, die weder auf das Alter noch auf das Geschlecht rücksichtigte, drang der Steuerbeamte mit seinen Untergebenen und Janusz in das Haus der schuldlosen Familie Sloboda und beschuldigte dieselbe geradezu der Hehlerei des Schmuggelhandels. Der niedrige Russe ist eine solche Behandlung von dem Höhergestellten gewöhnt, besonders wenn der letztere die Uniform des Kaisers trägt; man setzte den ungestümen Eindringlingen daher nichts als flehentliche Bitten und heilige Betheuerungen der Unschuld entgegen. So glaubwürdig die letzteren aber auch klangen, wurden sie nur durch Hohn und Drohungen erwidert; der Steuerbeamte ließ das ganze Haus nach dem vermeintlichen Schmuggler durchsuchen, und als dies natürlich ohne Erfolg blieb, befahl er, sämmtliche Mitglieder der Familie zu binden und auf das Amt zu Wyszayn behufs der Untersuchung zu transportiren. Jammernd und wehklagend wurden die Gefangenen, die alten Eltern Elzbieta's, diese selbst, die bereits die ungerechte Beschuldigung angstvoll mit Jerzy's heimlichem Besuche zusammenzureimen anfing, und drei jüngere Kinder, gefesselt und von ihren Peinigern den langen Weg bis Wyszayn, wo ihnen die härteste Gefängnißhaft bevorstand, entlang getrieben; das kleine Haus wurde einstweilen verschlossen und versiegelt, und Alle richteten mit der festen schmerzlichen Ueberzeugung, es zum letzten Male gesehen zu haben, die thränenden Augen darauf.

Janusz war erstaunt, Jerzy nicht hier gefunden zu haben, seine einzige Hoffnung blieb, derselbe werde auf seinem Heimwege von den nach der Gränze gesandten Kosacken ergriffen worden sein; er war noch nicht so ganz verstockten Herzens, daß ihn das Elend der durch seine Schuld unglücklich gewordenen Familie nicht ein

wenig gerührt hätte, aber solche weichliche Regungen, meinte er, müßten schweigen, wo es die Erreichung eines wichtigen Zweckes gälte, und überdies hätte ja Elzbieta auch Theil an der seiner Schwester zugefügten Schmach. Uebrigens ließ sich Janusz nicht lange Zeit zu solchen Gedanken, denn er bedachte, daß es nun die höchste Zeit für ihn sei, sich selbst in Sicherheit zu bringen, wollte er nicht auch Platz in den Gefängnissen zu Wyszayn finden. Während der stürmischen und wirren Durchsuchung des Hauses wurde es ihm gerade nicht schwer, sein Vorhaben zur Ausführung zu bringen; die Russen, ihren Befehlshaber nicht ausgenommen, waren so beschäftigt, sich durch eine kleine Plünderung des Hausgeräthes bei dieser vortrefflichen Gelegenheit für den versäumten Morgenschlaf schadlos zu halten, daß auf den Lithauer Niemand achtete. Als man sich selbst und dem Gesetze Genüge gethan hatte, dachte man erst wieder an ihn, und beschloß wirklich, ihn als Zeugen, d. h. als Gefangenen, ebenfalls nach Wyszayn zu schicken, aber da ergab es sich, daß er spurlos verschwunden sei. Vergeblich rief man nach ihm, verfolgte ihn sogar gegen die Gränze hin, Janusz war und blieb verschwunden. Das war nun freilich sehr verdächtig und hätte eigentlich eine Milderung des Schicksals der Familie Sloboda herbeiführen sollen, aber dazu hatte man sich bereits mit dem Hause und seinem Inventarium zu bekannt gemacht, und so blieb es denn bei der ersten Entscheidung, zumal der Befehlshaber der Expedition meinte, jedenfalls müsse in Wyszayn zur Feststellung des Thatbestandes und der Schuld der Verhafteten noch der Jude Ephraim Stern vernommen werden.

Janusz traf früher in Schittkömen ein als Jerzy, der es für nöthig befand, seine Kleider zu trocknen, bevor er seinem Vater unter die Augen träte; er wollte von dem ihm Widerfahrenen gegen Niemand etwas erwähnen. Janusz lag es indessen daran, jeden Verdacht von sich abzuwenden, wenn die Nachricht von Jerzy's Verhaftung durch die Russen im Dorfe bekannt würde;

deshalb ging er mit dem ruhigsten Gesichte, wie zufällig, an des alten Szymon's Hause vorbei und fragte denselben, ob sein Sohn zu Hause sei, mit dem er einige Worte zu sprechen habe; er erhielt die unbesorgte Antwort, Jerzy sei schon seit dem frühen Morgen bei der Feldarbeit und kehre erst um die Mittagszeit heim. Nachdem er durch äußerliche Heiterkeit und mehrere Gläser Branntwein das unruhige Klopfen seines Herzens zu beschwichtigen gesucht hatte, begab sich Janusz zu seinem Freunde Jacob, der allein Mitwisser des Geheimnisses werden durfte.

Im Geheimen noch mehr frohlockend, als er es laut werden ließ, hörte Jacob, was geschehen war, und billigte Janusz's Benehmen bis auf seinen Verrath des Juden Ephraim Stern, worüber er stumm den Kopf schüttelte.

»Es ist ja nur ein Jude,« meinte Janusz erröthend, »und Du mußt zugeben, daß ich mir nicht anders helfen konnte, wollte ich mich nicht selbst der schmachvollsten Behandlung aussetzen. Niemand, selbst nicht Ephraim, wird ahnen, wer die Entdeckung gemacht hat, und in unseren Handelsbeziehungen mit Rußland bleibt demnach Alles beim Alten. Du wirst doch reinen Mund halten, Jacob?«

Die letzte Frage klang etwas ängstlich, und dem Szamaiten, dem dies zu seiner Freude nicht entging, war es wohlbewußt, welches Uebergewicht er nun über Janusz erlangt hatte, da er Mitwisser seiner Schuld geworden war. Er beantwortete die an ihn gestellte Frage gar nicht, sondern meinte lebhaft:

»Im Ganzen ist's gut, daß Alles so gekommen ist; wir sind nun den Jerzy Szymon los, und Deine Schwester ist frei und wird den Burschen, der sich aus ihr doch nichts machte, bald vergessen haben. Höre einmal, Janusz, ich möchte jetzt einmal ganz offen zu Dir sprechen, — aber — bei Deve! — es will mir nicht recht über die Zunge.«

Der Szamaite befand sich in augenscheinlicher Verlegenheit,

und Janusz, verwundert darüber und über die sonderbare Einleitung, blickte ihn so fest an, daß seine Befangenheit noch stieg; Jacob suchte sich von ihr dadurch zu befreien, daß er ein großes Glas Branntwein auf einmal hinabstürzte, und dieses Mittel schien seinen Erfolg zu bewähren.

»Lieber Junge,« fuhr er nach einer kleinen Pause fort, »ich sagte Dir, mein Vorschlag wolle mir nicht recht über die Zunge, aber es muß doch einmal heraus, was ich Dir eigentlich schon längst hätte anvertrauen sollen; — nur dieser verd— Jerzy hat mich bisher davon abgehalten, aber jetzt — Gott sei Dank — kommt er uns ja nicht mehr vor die Augen. Siehst Du, ich bin nicht mehr jung, die Leute sagen auch, ich sei gerade nicht schön, und die Mädchen laufen mir schon auf hundert Schritte aus dem Wege —«

»Aber zum Teufel, Jacob, was willst Du eigentlich? fasse Dich kurz!« rief Janusz ungeduldig.

»Das ist nicht so leicht, mein Junge,« meinte der Szamaite bedächtig.

»Nun, dann verschone mich mit Deinem Geheimnisse,« brummte Janusz unmuthig, fügte aber schnell lächelnd hinzu: »Man sollte denken, Du seiest so närrisch gewesen, Dich zu verlieben.«

»Närrisch?« wiederholte der Szamaite gedehnt, und sein Blick wurde finster. »Und wenn es nun doch so wäre?«

»Ist mir auch recht!« rief Janusz in erzwungener Lustigkeit; »indessen, was soll ich dabei thun?«

»Mein Fürsprecher sein,« entgegnete Jacob, der durch den Spott mehr Muth gewonnen zu haben schien, mit einem festen Blicke auf Janusz.

»Bei wem denn aber?« fragte dieser jetzt mehr erstaunt als belustigt.

»Bei Wanda.«

Die beiden Männer sahen sich eine Weile an, ohne ein Wort zu sprechen; der Szamaite wollte den Eindruck beobachten, den seine Erklärung auf Wanda's Bruder hervorbrächte, diesem fesselte die Ueberraschung die Zunge. Indessen fand die Beobachtung des Ersteren bald ein ihm sehr unangenehmes Resultat, denn allmälig begannen sich in Janusz's Mienen so viel Stolz, Spott und Verachtung auszudrücken, daß der Andere erbleichte und die Zähne aufeinanderbiß.

»Du bist ein hübscher Freier für Wanda,« sagte Janusz endlich langsam und in sehr beleidigendem Tone, »Du mit Deinem Galgengesichte, auf dem alle Laster geschrieben stehen! Da wollte ich sie denn doch noch lieber dem Jerzy gönnen.«

»Janusz!« rief der Szamaite, an allen Gliedern wuthzitternd, und sprang von seinem Sitze auf.

»Ich fürchte mich nicht vor Dir, Mensch,« sagte Janusz kalt und spöttisch, »denn Du weißt eben so gut als ich, daß ein Finger von mir hinreicht, Deinen vom Branntwein entnervten Körper zu Falle zu bringen. Wärest Du nicht mein Genosse und hätte ich Dich bisher nicht eigentlich leiden mögen, so würde mich nichts abhalten, Dir für Deine Frechheit den Kopf zu zerschlagen; jetzt aber will ich mich damit begnügen, Dir zu sagen, daß Wanda für Dich viel zu gut ist, und daß ich Dich warne, mir je wieder solche Andeutungen zu Ohren kommen zu lassen. Damit mag die Sache abgemacht sein.«

Der junge Lithauer erhob sich stolz und wollte langsam der Thür zuschreiten. Auf des Szamaiten Gesicht hatte ein Kampf stattgefunden, der erschreckend gewesen wäre, hätte seine unthätige Haltung während der an ihn gerichteten tief verletzenden Worte nicht deutlich seine Schwäche und Feigheit kundgegeben; Janusz sah ihn gar nicht an, sonst würde er doch vielleicht auf den Gedanken gerathen sein, Jacob könne ihm gefährlich werden, wenn auch nicht durch einen offenen Angriff. Als er sich aber entfernen

wollte, zuckte es noch einmal heftig über des Szamaiten Gesicht, dann glättete sich dieses mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit, und, seinem früheren Freunde in den Weg tretend, bot er, wie in reuiger Beschämung, diesem die Hand und sagte leise:

»Laß es gut sein, Janusz; wir sind ein paar brave Kerle, die schon manchen Strauß mit einander ausgefochten haben, und ein Weib, sei es auch die schöne Wanda, soll uns nicht entzweien. Ich verzeihe Dir die Worte, die Du in Deiner Heftigkeit aussprachst, und verspreche Dir, daß ich nichts wieder von Dem erwähnen will, was mir mehr der Branntwein als die ruhige Vernunft eingegeben hat. Du hast Recht, ich passe nicht für Deine Schwester.«

Dieser schnelle Uebergang vom Zorn zur Freundlichkeit war so überraschend, daß selbst Janusz einen Augenblick mißtrauisch wurde und prüfend auf Jacob blickte; aber er hatte sich bereits erinnert, daß sein böses Geheimniß jetzt einen Mitwisser habe und daß es nicht klug sei, denselben zum Feinde zu haben, und deshalb fühlte er sich eher zu der ihm angebotenen Verzeihung bereit. Einige kurze Erläuterungen stellten, wenigstens äußerlich, das gute Verhältniß wieder her, obgleich von diesem Augenblicke an Beide einander nicht mehr trauten.

Wenn aber irgend etwas geeignet sein konnte, den eben stattgehabten Vorfall in dem Andenken der beiden Schmuggler in Vergessenheit zu bringen, oder wenigstens seinen Eindruck zu schwächen, so war es sicherlich die ihnen noch im Laufe desselben Tages werdende Gewißheit, Jerzy Szymon sei ganz wohlbehalten wieder in Schittkömen und habe nicht einmal irgend welcher jenseits der Gränze ausgestandenen Unannehmlichkeiten erwähnt. Janusz und Jacob waren darüber außer sich vor Aerger, Bestürzung und Wuth, und da sie sich gegen keinen Andern aussprechen konnten, waren sie genöthigt, sich einander ihre Vermuthungen mitzutheilen, was sie wieder enger zusammenführte.

Jerzy hatte nicht den geringsten Verdacht auf sie, er war überhaupt überzeugt, nur der Zufall habe jene vier Kosacken auf seine Spur geführt; Elzbieta glaubte er wohlbehalten in ihrem elterlichen Hause und wollte bei erster günstiger Gelegenheit den Ausspruch seines Vaters über ihr und sein Geschick herbeiführen.

Drei Tage später eilte Jerzy Szymon, die strahlendste Freude auf dem Gesichte, wieder der russischen Gränze zu, aber dieses Mal machte er seinen Weg nicht auf die heimliche Weise, wie wir es schon einmal gesehen haben, sondern am hellen Nachmittage, als er in Begleitung des alten Ignacy, seines Vaters, der selbst den Brautwerber abgeben wollte, im leichten Fuhrwerke auf der zur Tamocne Oklin führenden Landstraße dahinrollte; beide führten giltige Pässe des Landrathsamtes zur Ueberschreitung der Gränze bei sich. Sie hatten dieselbe noch nicht erreicht, als sie, durch das unruhige Hin- und Herlaufen mehrerer Menschen bei einem dicht an der Straße liegenden kleinen Kruge aufmerksam gemacht, das Fuhrwerk halten ließen.

»Was gibt's hier denn, Landsleute?« rief der alte Ignacy neugierig den Männern zu.

»Hm, das ist ein eigenthümlicher Vorfall, aus dem wir selbst noch nicht recht klug geworden sind,« gab Einer zur Antwort; »die Steuerbeamten haben hier eben ein Weib eingebracht, das von jenseits der Gränze zu sein scheint und todtsterbenskrank ist; schade um das hübsche junge Kind!«

»Was kümmert's uns?« meinte der alte Ignacy zu seinem Sohne, der den Zügel führte; »lasse uns weiter fahren.«

Aber schon war Jerzy mit einem Sprunge vom Wagen, und seine Stimme zitterte ein wenig, als er sagte, er wolle nur einmal nachsehen, um was es sich da drinnen eigentlich handle. Jerzy's Fehler war sonst gerade nicht die Neugierde, aber dieses Mal trieb ihn ein Gefühl, das fast einer bangen Ahnung glich, unwi-

derstehlich. Der alte Ignacy fügte sich brummend in das Beginnen seines Sohnes, der bereits in der offenen Hausthür des Kruges verschwunden war; inzwischen zündete er sich seine Pfeife von Neuem an und warf ungeduldige und unmuthige Blicke nach der Thür hin, in der Jerzy wieder sichtbar werden mußte.

Dieser aber kam nicht wieder, obgleich seine Abwesenheit bereits mehrere Minuten dauerte; einen kräftigen Fluch zwischen den Zähnen murmelnd, aber selbst etwas unruhig, stieg sein Vater vom Wagen, strängte die Pferde los und trat dann durch den Hausflur in die geöffnete Gaststube. Ein ebenso seltsames als erschreckendes Bild entfaltete sich hier vor seinen Augen.

Die ziemlich geräumige Stube war mit Menschen gefüllt, Männern und Weibern des Landvolkes, darunter sah man auch zwei oder drei grüne Uniformen von preußischen Gränzbeamten; dessenungeachtet herrschte eine tiefe Stille, und auf allen diesen Gesichtern lag eine ernste, traurige Theilnahme. Auf dem breiten Bette mit hölzernem Himmel im Hintergrunde des Zimmers lag eine bleiche, anscheinend leblose Frauengestalt in der befleckten und zerrissenen Tracht der russischen Lithauerinnen; neben ihr am Boden kniete Jerzy, die eine Hand, über die große Thränen fortrieselten, auf das Gesicht deckend, während die andere eine der kraftlos herabgesunkenen Hände der Ohnmächtigen oder Todten festhielt; seine Brust hob sich krampfhaft, und man konnte das leise Schluchzen vernehmen, das sich ihr entrang. Der alte Ignacy war wie vom Donner gerührt und außer Stande, dem Sohne, dessen sichtlich entsetzlicher Schmerz ihn um so tiefer ergriff, als er ihn noch nie in solchem Zustande gesehen hatte, näher zu treten; angstvoll flog sein Blick von einem Gesichte der Umstehenden zum andern, um Aufklärung dieser Scene, die er noch nicht begriff, zu bitten. Wenn das Jerzy's Elzbieta wäre?

Und sie war es wirklich, — die Gränzbeamten hatten sie wenige hundert Schritte von der Gränze so, wie sie sich jetzt be-

fand, leblos am Boden liegend, gefunden und sie in dieses, das nächste bewohnte Haus, geschafft; — Niemand, außer Jerzy, wußte, wer sie war, dieser aber vermochte jetzt keine Auskunft über sie zu geben und, auf seine furchtbare Erregung Rücksicht nehmend, verlangte auch Niemand eine solche.

Erst als ein herbeigerufener Dorfbarbier dem ohnmächtigen Mädchen eine Ader am Arm geöffnet und sie dadurch das Leben und später das Bewußtsein wiedergewonnen hatte, sagte Jerzy, schmerzlich die Hand seines Vaters drückend, zu diesem:

„Sie ist Elzbieta.“

Der hier nothgedrungen den Arzt Vertretende hatte angeordnet, daß Alle bis auf Jerzy und seinen Vater, die zu der Kranken doch in irgend welcher Beziehung zu stehen schienen, das Zimmer verließen. ehe sie erwachte, und willig hatte man ihm Folge geleistet. Als Elzbieta zum ersten Male wieder die Augen aufschlug, blickte sie eine Weile irre um sich und warf sich dann, in erleichternde Thränen ausbrechend, in Jerzy's Arme, sobald er ihren Namen gerufen und sie ihn erkannt hatte; es war ein herzergreifendes, schmerzliches Wiedersehen der beiden Liebenden. Jetzt war das Mädchen aber noch zu schwach, eine genügende Aufklärung über das ihr zugestoßene Schicksal zu geben, und nur als Jerzy und sein Vater tröstend die Absicht aussprachen, sie, sobald es ohne Gefahr geschehen könne, zu ihren Eltern schaffen zu wollen, machte sie eine entschiedene abwehrende Bewegung, die nicht mißverstanden werden konnte; die Angst vor der Rückkehr in ihre Heimat prägte sich dabei so deutlich in ihren Gesichtszügen aus, daß nichts Anderes übrig blieb als der Entschluß, sie einstweilen in des alten Ignacy Haus nach Schittkömen zu bringen. Damit war Elzbieta einverstanden, und sogleich ging man an die Ausführung dieses Vorhabens.

Zwei Stunden später hatte man sie ohne Aufsehen, da die Dunkelheit des Abends schon hereingebrochen war, nach dem Szy=

mon'schen Hause gebracht und hier mit Hülfe der Frau Onkel Jan's so reich und sorgsam als möglich gebettet, auch ärztliche Hülfe herbeigerufen. Der Arzt erklärte, mächtige Gemüthsaufregung und übernatürliche körperliche Anstrengung müsse diesen allerdings höchst bedenklichen Zustand herbeigeführt haben, der vor allen Dingen Ruhe erfordere. Wirklich schlief Elzbieta, aber wilde Träume und Fieberphantasien mußten sie quälen; Jerzy wich, ganz dem Schmerze hingegeben, nicht von ihrer Seite, und unruhig ging der alte Ignacy in seinem Hause umher.

Erst am nächsten Tage, als das Mädchen zu ruhigerem Bewußtsein erwachte und, obgleich noch äußerst schwach, doch die Kraft fand, mit dem Geliebten zu sprechen, sollte sich das Räthsel lösen.

Mit Entsetzen vernahm Jerzy die Erzählung von dem Eindringen der russischen Zollbeamten in das Haus der Familie Sloboda und deren Fortführung nach Wyszayn; er begriff nicht, wie man ihm auf die Spur gekommen sein könne, zumal Elzbieta Janusz weder persönlich gekannt noch seinen Namen gehört hatte; Jerzy's Vermuthungen blieben daher der Wahrheit ganz fern. In Wyszayn angekommen, waren die Gefangenen auf das dortige Amt abgeliefert und dann in von einander getrennten Gefängnißzellen untergebracht worden; erst am folgenden Tage begann das Verhör. Der Amtmann, der zugleich als Polizeirichter fungirte, ein finster und tückisch blickender Mann von rohen Manieren, der weit herum gefürchtet wurde, hatte sich indessen gegen Elzbieta sehr milde gezeigt, sie dagegen durch das Wohlgefallen, das er an ihrer Person zu finden schien, sehr geängstigt; ihr Verhör dauerte nur kurze Zeit, sie leugnete entschieden, in irgend welcher Verbindung mit Schmugglern zu stehen, und ihre Eltern und jüngeren Geschwister bekam sie nicht zu sehen, obgleich sie flehentlich darum bat. Gegen Abend holte man sie wieder aus ihrem schlechten, dumpfigen Gefängnisse ab, und brachte sie noch-

mals nach dem Amt, dieses Mal aber nicht zum Verhör, sondern es wurde ihr ein möglichst freundliches Kämmerchen mit gutem Bette und anderen Bequemlichkeiten zu ihrem ferneren Aufenthalte angewiesen. Diese unbegreifliche Rücksichtnahme setzte Elzbieta in Schrecken, und sie zitterte, wenn sie daran dachte, mit welchen Augen sie am Vormittage der sonst so barsche Amtmann betrachtet hatte. Ihre bangen Ahnungen täuschten sie nicht; der Amtmann erschien bald und legte seine schändlichen Absichten klar an den Tag; er versprach ihr, zumal bei der Untersuchung doch wohl nichts herauskommen werde, wie er offen einräumte, sie und ihre Eltern bald auf freien Fuß zu setzen, wenn sie sich nur freundlich gegen ihn bezeigen wolle, andernfalls aber sie und die Ihrigen für immer zu verderben und mit dem nächsten Gefangenentransporte in das Innere des Landes, aus dem es keine Rückkehr gab, zu schicken. Elzbieta kämpfte mit Bitten und Thränen, mit allen ihren körperlichen Kräften gegen den bösen Menschen und erlangte endlich doch, daß er sie verließ, um seine Bewerbungen bis auf den nächsten Tag zu verschieben.

Das junge, ganz außer sich gebrachte Mädchen verlebte eine Nacht unbeschreiblicher Angst und Qual und kam endlich auf den glücklichen Gedanken, sich andern Morgens krank zu stellen. Jetzt wurde sie gut, sogar mit einiger Sorgfalt behandelt, und obgleich man ihr eine Wächterin gegeben hatte, gelang es ihr doch, in der nächsten Nacht diese zu täuschen und fortzuschicken, um eine kühlende Erfrischung zu holen, nach der sie das lebhafteste Verlangen äußerte; sie folgte ihr unmittelbar auf dem Fuße, kam, da Alles im Hause schlief, glücklich aus demselben und eilte nun, nur von dem Gedanken an Jerzy getrieben, der Gränze zu. Elzbieta's Krankheit war indessen nicht allein eine verstellte; Aufregung und Angst hatten in zu hohem Maße auf ihren Körper eingewirkt, als daß derselbe ungebeugt hätte bleiben sollen; bald von glühender Fieberhitze verzehrt, bald von Frost geschüttelt, legte sie den un-

gebahnten Weg durch die Waldungen nur mit äußerster Anstrengung und in steter tödtlicher Angst, entdeckt zu werden, zurück; als die Sonne aufging, sank sie erschöpft zu Boden und fühlte sich außer Stande weiterzugehen. Pferdegetrappel und Menschenstimmen in nicht allzuweiter Entfernung weckten sie wieder und trieben sie weiter, bis sie, zum Tode matt, einen Versteck fand, der einigen Schutz gewährte; ohne Zweifel war man ihr gefolgt, und wurde sie gefunden, so mußte ihr Schicksal noch um Vieles schlimmer werden. Krankheit und Müdigkeit versenkten sie in einen Zustand, der zwischen Schlaf und Ohnmacht schwankte, und es war bereits am Vormittage des dritten Tages nach ihrer Trennung von Jerzy und ihrer Verhaftung, als sie von Neuem den Versuch unternehmen konnte, die preußische Gränze zu erreichen. Er gelang, obgleich er sie unendliche Mühe und den Aufwand der letzten schwachen Kräfte kostete; dann aber sank sie wieder zu Boden, und tiefe Nacht legte sich um sie; so fanden sie die preußischen Beamten.

Wenn das Mädchen nun auch in dem Anblicke und den liebenden Trostzusprüchen Jerzy's, besonders in seiner Mittheilung, daß der Vater seine Wahl gebilligt habe und ihrer Beider Glücke jetzt nichts mehr im Wege stehe, eine Beruhigung finden konnte, so quälte die Sorge um das zweifellos durch ihre Flucht noch trauriger gewordene Schicksal der Ihrigen sie doch dergestalt, daß die der Besserung ihres körperlichen Befindens so durchaus nöthige Ruhe nicht herzustellen war. Die Folgen davon traten bald immer deutlicher hervor; sie wurde von einem starken Nervenfieber befallen, und der Arzt prophezeite keinen guten Ausgang desselben.

Jerzy wich nicht von ihrer Seite; er versprach die kühnsten Schritte zur Rettung ihrer Eltern thun zu wollen, er erinnerte sie immer wieder an ihre eigene hoffnungsvolle Zukunft, aber sie verstand ihn nicht mehr und raste in den wildesten Fieberphan-

tasien. Im Dorfe war der merkwürdige Umstand, daß sich eine kranke russische Ueberläuferin im Hause Ignacy's befinde, bald bekannt geworden, und Janusz und Jacob, welche die Wahrheit mehr ahnten, als bestimmt kannten, verfehlten nicht darüber Gerüchte zu verbreiten, die das Verhältniß Jerzy's zu der Fremden als sehr nahe und obenein in sehr gehässiger Weise angaben. Die bekannte Rechtschaffenheit des alten Ignacy hielt indessen die ungünstigsten Urtheile in Schranken, und seine offene Erklärung des Vorgefallenen endlich versöhnte die Gemüther der Dörfler und stimmte sie sogar zu lebhafter Theilnahme für das unglücklich liebende Paar.

Was aber litt die arme Wanda in dieser Zeit! eine minder kräftige und gesunde Natur als die ihrige wäre diesen geheimen Qualen bald erlegen.

Elzbieta war nicht zu retten. Acht Tage nach ihrer Ankunft in Schittkömen folgten der ernste alte Ignacy gebeugten Hauptes, sein Sohn mit starren, thränenlosen Augen und viele Einwohner des Dorfes dem Sarge der russischen Lithauerin, die hier eine friedliche und später von liebenden Augen bewachte Ruhestätte finden sollte. Der schöne, kräftige Jerzy, der Stolz des Vaters und Neid seiner minder von der Natur begünstigten Genossen, schien sich von dem harten Schlage, der sein Herz getroffen hatte, gar nicht wieder erholen zu können; lange Zeit schwebte auch seine Gesundheit und selbst sein Leben in äußerster Gefahr.

Noch setzte der ergreifende Vorfall die Einwohner Schittkömens in die lebhafteste Bewegung, als ein neuer, ebenfalls trauriger, die allgemeine Aufmerksamkeit, wenn auch nicht die Theilnahme in gleichem Maße auf sich zog. Janusz Kostka und Jacob Adomeit, die beiden unzertrennlichen Freunde, waren und blieben verschwunden, ohne daß man längere Zeit eine Vermuthung darüber hatte.

Später ergab sich Folgendes: Der Szamaite hatte an einem

Abende, als er Janusz von Hause abwesend wußte, sich bei Wanda eingefunden, die in Folge des Vorfalls mit Elzbieta selbst leidend war, und ihr förmlich seine Hand angetragen. Entrüstet hatte ihn das Mädchen abgewiesen und er sich mit unverständlichen Drohungen auf den Lippen entfernt. Wanda hielt es indessen, um jedes Aergerniß zu vermeiden, nicht gerathen, von dem Antrage Jacobs zu ihrem Vater und Bruder zu sprechen; sie fürchtete den entnervten Szamaiten.

Tags darauf hatte dieser Janusz zu einer Partie über die Gränze, die er ihm als sehr gewinnbringend vorspiegelte, bewegt; in später Nachtstunde hatten sich beide auf den Weg gemacht und waren nicht wiedergekehrt. Erst einige Tage später ging von dem russischen Polizei- und Gerichtsamte zu Wyszayn an die diesseitigen Behörden die Anzeige ein, der preußische Unterthan Janusz Kostka aus Schittkömen sei unfern des Wystyker Sees in der Waldung ermordet gefunden worden. Janusz's Leiche wurde recognoscirt und festgestellt, daß die That von mehreren Menschen verübt war; er war durch mehrere Schüsse und Messerstiche nach anscheinend hartnäckiger Gegenwehr niedergestreckt worden, und auf der Brust hatte man an seinen Kleidern einen Zettel angesteckt gefunden, der seinen Namen angab, so wie, daß er, des Verrathes an dem Juden Ephraim Stern überwiesen, die gerechte Strafe durch die Hand seiner früheren Genossen, der Schmuggler, gefunden habe.

Der Szamaite, der unzweifelhaft den meisten Theil an dieser That gehabt hatte, wurde im Preußischen nie wieder gesehen und blieb verschollen.

Ephraim Stern war zu strenger und langer Festungsstrafe verurtheilt worden, nachdem die bei ihm abgehaltene Haussuchung den Besitz einer bedeutenden Menge geschmuggelten Gutes ergeben hatte; dagegen waren die Mitglieder der Familie Sloboda, deren Unschuld sich nach langwieriger Untersuchung erwies, freigespro-

chen und wieder aus dem Gefängnisse entlassen worden. Tief gebeugt durch die lange, entbehrungsvolle Haft, vor Allem durch den Verlust Elzbieta's, kehrten sie zu ihrem Häuschen zurück und wären gewiß gänzlich in Armuth versunken, hätte der alte Ignacy Szymon sie nicht auf Antrieb seines unglücklichen Sohnes freigebig unterstützt.

Jerzy blieb ernst und verschlossen, auch nachdem sich der erste heftige Schmerz um seine Elzbieta mehr besänftigt hatte; er blieb ihr treu, denn er heiratete ungeachtet des Wunsches seines Vaters nicht eine Andere.

Wanda hielt an ihrer ersten unglücklichen Liebe nicht so fest; obgleich sie durch das über sie gekommene Leid viel an ihrer Schönheit eingebüßt hatte, fanden sich doch immer noch eine Menge Bewerber um ihre Hand, und sie reichte diese, als sie sich hatte überzeugen müssen, daß Jerzy nie wieder in das alte Verhältniß zu ihr treten würde, einem braven Jünglinge des Dorfes Schittkömen, der noch jetzt in ihr eine tüchtige, pflichtgetreue Hausfrau verehrt.

Prospekt.

Die belletristischen Schriften des

Grafen Stanislaus Grabowski

haben in verhältnißmäßig kurzer Zeit bei dem deutschen Publicum so großen Anklang gefunden, daß wir uns wohl der angenehmen Hoffnung hingeben können, auch die vorliegende Sammlung der besten Novellen und Erzählungen des beliebten Verfassers mit warmer Theilnahme aufgenommen zu sehen.

Dr. Karl Schütze sagt in seinem Werke »Deutschlands Dichter und Schriftsteller« darüber:

»— sie zeichnen sich durch anziehende Schilderung der denkwürdigsten »Zeitereignisse und Persönlichkeiten, durch geistvolle Auffassung, lebendige »Darstellung und fließenden Stil vortheilhaft aus ...«

Von der Ueberzeugung ausgehend, daß dem deutschen Publicum eine Sammlung der entsprechendsten und werthvollsten dieser Novellen und Erzählungen des

Grafen Stanislaus Grabowski

besonders willkommen sein, und daß ein Jeder darin vielfache Befriedigung seiner Geschmacksrichtung finden wird, lassen wir hiermit das vorliegende Werk, dessen weiterer Empfehlung wir uns enthalten können, erscheinen.

Weitere Bände sollen sich der Sammlung anschließen.

Hartleben's Verlags-Expedition
in
Pest, Wien, Leipzig.

Druck und Papier von Leopold Sommer in Wien.